3 1761 06411985 2

Presented to the

LIBRARY *of the*

UNIVERSITY OF TORONTO

by

GEORGE J. KLEISER

George J. Kleiser, MHF
4 Forest Lane Way
Suite 3002
Toronto, Ontario M2N-5X8
Canada

Memoiren-Bibliothek.

Elfter Band.

Memoiren-Bibliothek.

Groß Oktav. Preis eines jeden Bandes 6 Mark.
In Liebhabereinband 8 Mark.

Band I—III.

Napoleon I. und sein Hof.

1802—1810.

Memoiren der Gräfin Remusat,

Palastdame der Kaiserin Josephine.

Vierte Auflage.

Band IV.

Napoleon I. und sein Hof.

1810—1815.

Memoiren der Generalin Durand,

Palastdame der Kaiserin Marie Luise.

Vierte Auflage.

Band V—IX.

Memoiren des Fürsten Talleyrand.

1754—1838.

Herausgegeben vom

Herzog Albert von Broglie.

Dritte Auflage.

Band X—XII.

Napoleon III. und sein Hof.

1851—1870.

Denkwürdigkeiten, Erlebnisse und Erinnerungen
aus der Zeit des Zweiten französischen Kaiserreiches
von **Adolf Ebeling.**

Zweite Auflage.

Napoleon III.

und sein Hof.

Denkwürdigkeiten, Erlebnisse und Erinnerungen

aus der Zeit des Zweiten französischen Kaiserreiches

1851—1870

von

Adolf Ebeling.

Zweiter Band.

Zweite Auflage.

Köln und Leipzig.
Druck und Verlag von Albert Ahn.
1893.

Alle Rechte vorbehalten.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Der Pariser Kongreß. — Walewski, Orloff, Clarendon, Benedetti. — Die preußischen Bevollmächtigten. — Aufenthalt der Kaiserin in den Pyrenäenbädern. — Die Geburt des Kaiserlichen Prinzen. — Öffentliche Festlichkeiten. — Unterzeichnung des Friedensvertrages. — Große Revue auf dem Marsfelde. — Bismarck in Paris. — Die Taufe des Prince Impérial. — Die „Goldene Rose." —

Der 21. Februar 1856 war ein denkwürdiger Tag für das kaiserliche Frankreich und in seiner politischen Bedeutung für ganz Europa.

Der Friedenskongreß trat nämlich an jenem Tage zusammen, und zwar in Paris, denn auch das hatte der Kaiser durchzusetzen gewußt, daß die Bevollmächtigten „bei Ihm" sich einfanden und nicht, wie anfangs vorgeschlagen war, in einer neutralen Residenz, z. B. Brüssel, Dresden oder Wien.

Der Konkordeplatz, mit der gleichnamigen Brücke, und ebenso die angrenzenden Quais standen an jenem Morgen voll dichtgedrängter Menschenmassen, um die Auffahrt der Botschafter und Gesandten zu sehen.

Zuerst erschienen die türkischen Minister, Kutscher und Lakaien im orientalischen Kostüm, und schon deshalb lärmend begrüßt; es mischte sich auch aufrichtige Sympathie in diese Begrüßungen, denn man kannte den eigentlichen Ursprung des Krieges und die „glorreiche Siegerrolle", die Frankreich dabei gespielt.

»C'est nous qui avons sauvé la Turquie«, hörte man stolz von allen Seiten, denn in Paris macht jeder Gevatter Schneider und Handschuhmacher, jeder Droschkenkutscher und Eckensteher in Politik; er spricht mit in allen politischen Fragen, und weiß es natürlich besser als die erfahrensten Staatsmänner.

Die englischen Minister erhielten eine noch lebhaftere Ovation, denn sie repräsentierten ja das nun befreundete Nachbarland, das zu Anfang des Jahrhunderts der erbittertste Feind der Napoleoniden gewesen. Das Wort Napoleons I.: „nicht umsonst hat der Schöpfer das Meer zwischen Frankreich und England gelegt, um beide Nationen zu trennen", war längst vergessen.

Dann kam die russische Staatskarosse mit dem schon 75jährigen Grafen Orloff, einem der treuesten Diener und Freunde des jüngst verstorbenen Zaren Nikolaus.

Der Graf, in voller Uniform, trug als Hauptorden an einer goldenen Halskette das mit blitzenden Brillanten eingefaßte Bildnis des „moskowitischen Despoten", was man deutlich sehen konnte.

Ein dumpfes Gemurmel wurde in der Menge laut, denn noch war der Friede nicht geschlossen, und eine ganze französische Armee stand noch in der Krim und erwartete den Befehl auf Fortsetzung des Kampfes.

Unwillkürlich drängten sich die eskortierenden Dragoner dichter an den russischen Galawagen, als sie bei den anderen Wagen gethan, und geleiteten ihn im Galopp glücklich über die Brücke bis vor das Ministerium des Auswärtigen.

Die dortigen Zuschauer wunderten sich über die Leichtigkeit, mit welcher der Graf Orloff seinen Wagen verließ und die breite Steintreppe des Palastes hinaufstieg. Oben auf dem Perron empfing ihn der Graf Walewski, von seinem gold- und silbergestickten Personal umgeben; der Graf selbst ganz in Schwarz, in Kniehosen und seidenen Strümpfen, und quer über der Brust das breite rote Achselband der Ehrenlegion, höchst distinguiert, nur etwas theatralisch; aber wir wissen längst, daß das nun einmal im kaiserlichen Paris bei offiziellen Gelegenheiten dazu gehörte.

Die Bevollmächtigten Sardiniens und Österreichs fanden weniger Beachtung; gegenseitig mochten sich

freilich die beiden Hauptvertreter jener Reiche, Cavour und Buol, um so schärfer betrachten, denn die Italienische Frage stand schon damals, wenn auch noch ganz fernab, am Horizont des politischen Himmels. Sie kam erst nach einigen Jahren zum Austrag.

Die Herren verweilten noch einige Minuten auf dem Perron, wie wenn sie der Menge zeigen wollten, daß sie auch wirklich da seien; der alte Orloff stand beiseite, legte die Hand über die Augen und schaute aufmerksam nach den Elyseischen Feldern hin.

„Sie scheinen etwas zu suchen, lieber Graf", sagte Walewski verbindlich, „kann ich Ihnen behülflich sein?"

„Ich schaue nur so hinüber", entgegnete Orloff, „um alte Erinnerungen aufzufrischen. Ich sehe, es sind noch dieselben Bäume dort in der großen Avenue, wie damals i. J. 1814, wo unsere Kosaken unter ihnen bivouakierten."

Orloff hatte nach der Schlacht bei Leipzig, wo er zum Rittmeister avancierte, den Einzug der Verbündeten in Paris mitgemacht.

Wir wissen nicht, was Walewski auf diese pikante Äußerung erwiderte; die Äußerung selbst wurde schon am Abend in Paris bekannt und erregte allgemeine Heiterkeit.

Die alten Franzosen erinnerten sich nun gleichfalls, daß vor mehr als vierzig Jahren die Russen mit den

Österreichern und Preußen nach Paris gekommen waren, um Frankreich vom „napoleonischen Joche" zu befreien, und daß namentlich die Kosaken von den Pariser Damen so begeistert empfangen wurden. Manche von diesen Damen reichten ihnen sogar die gefüllten Champagnergläser auf ihre kleinen Pferde hinauf. Die Kosaken als Befreier!

Jetzt war Rußland der Besiegte und mußte sich von Frankreich schwere Friedensbedingungen gefallen lassen, deren vollständige Erfüllung es nur später geschickt zu umgehen wußte.

Dann traten die „Plenipotentiaren", um doch auch einmal den tönenden Titel zu gebrauchen, in das Palais; die hohen Glasthüren des Vestibüls schlossen sich, und was hinter ihnen vorging, entzog sich vorderhand der Außenwelt, denn die Verhandlungen wurden sehr geheimgehalten.

. . . . Jetzt geht nur nach Hause, ihr guten Leute, klang es durch die Luft, ihr wißt, wir sind da und beraten, und wenn natürlich auch jeder an seinen eigenen Vorteil zuerst denkt, um soviel wie nur irgend möglich zu Gunsten seines eigenen Landes zu erreichen, so muß er sich schließlich doch dem Spruch der Gesamtheit fügen — und diesen Spruch werdet ihr seiner Zeit schon erfahren . . . .

Gleich am ersten Tage hielten die hohen Herren eine vorbereitende Sitzung, und zwar bei verschlossenen Thüren;

aber so fest verschlossen waren dieselben doch nicht, um uns nicht wenigstens einen Blick durch das Schlüsselloch zu gestatten und die Räumlichkeiten anzusehen, die wir übrigens schon von einem früheren Besuch kannten.

Was das Gebäude selbst betrifft, so gehört es, sowohl wegen seiner herrlichen Lage, als auch wegen seiner reichen und edlen Architektur, wenn auch nicht zu den größten, so doch zu den schönsten des neueren Paris. Napoleon I., der das Palais bauen ließ, bestimmte es zum Wohnsitz seiner Mutter, aber die schlichte und, wie wir wissen, etwas geizige Madame Lätitia fand es viel zu vornehm und blieb lieber in ihrem kleinen Hotel im Faubourg Saint-Germain. Sie konnte dort besser sparen und für kommende Zeiten zurücklegen, und wenn man ihr deswegen Vorwürfe machte, so antwortete sie in ihrer derben Manier ganz ungeniert: „Ihr habt gut reden; wer weiß, ob ich nicht früher oder später noch einmal ein halbes Dutzend Könige und Königinnen auf den Hals bekomme.“ Madame Mère war eine gute Prophetin.

Uns interessiert übrigens an dem Gebäude nur das Erdgeschoß, das zugleich die prächtigsten Räume enthält. Zunächst der große sogenannte Botschaftersaal, in welchem auch die Beratungen abgehalten wurden, und daneben die Rotunde, ein halbrunder Saal, dessen Glasthüren auf den Garten hinausgehen. In der

Rotunde befindet sich auch das Buffet, das nach französischer Sitte mit den ausgesuchtesten Delikatessen und mit den feinsten Weinen versehen ist. Dorthin begeben sich die Herren zur Erholung, wenn sie ihre verschiedenen Reden gehalten und genugsam darüber debattiert haben; manche ziehen sogar die Rotunde mehr als nötig dem Sitzungssaal vor und vergessen die zur Wiederaufnahme angesetzte Nachmittagsstunde.

Lord Clarendon ist der heiterste in diesem Kreise, er hat sein offizielles Gesicht abgelegt und scheint sich seiner Freiheit recht con amore zu freuen.

Einmal, als die Rede auf das Nationalgetränk der Engländer, den Grog, kam, behauptete er, die Franzosen verständen sich nicht darauf und verpflichtete sich sofort zu einer demonstratio ad oculos. Er ließ sich durch die Lakaien, die große Augen machten, die nötigen Ingredienzien bringen: heißes Wasser, Rum, Zucker und Citronen, und bereitete selbst in höchsteigener Person den Trank zum großen Gaudium seiner Kollegen *).

*) Dies erinnert an den Brie-Käse, den Talleyrand auf dem Wiener Kongreß i. J. 1815 seinen Kollegen als »roi des fromages« empfahl und einen Eil-Kurier nach Paris schickte, um einige Exemplare zu holen, denn damals gab es noch keine Eisenbahnen. Und doch machten die Herren zu der Zeit, trotz dieser Allotria, die Karte Europas neu zurecht und hielten Rat über die Geschicke der Völker.

Plötzlich erschien auf der Schwelle der Rotunde der Sekretär und Protokollführer des Kongresses, um die Herren ganz gehorsamst zu bitten, sich gefälligst in den Sitzungssaal verfügen zu wollen.

Und wer war dieser Sekretär und Protokollführer? Kein anderer, als der Graf Benedetti . . . . derselbe Benedetti, der fünfzehn Jahre später sich in Baden gegen den König Wilhelm so respektwidrig betragen.

Freilich mußte er damals nur der brutalen Weisung gehorchen, die ihm sein Herr, der Kaiser, hinübertelegraphiert hatte: »brusquez le roi«; eine Weisung, die Napoleon III. mit dem Verlust seiner Krone bezahlen mußte.

So wechseln die Rollen im Leben der Diplomaten, die meistens nur willenlose Werkzeuge sind einer mächtigeren Hand, was gerade der Fall Benedetti schlagend beweist, der, wie sich später herausgestellt hat, sehr gegen seinen Wunsch und Willen den peinlichen Auftrag ausführte.

Beim Pariser Kongreß spielte aber Benedetti eine sehr würdige Rolle, denn er versah einen Vertrauensposten, dem er auch völlig gewachsen war.

Wenn darauf die Huissiers die hohen Flügelthüren geschlossen und sich von außen als Wache vor dieselben postiert hatten, herrschte großer Ernst in der Versammlung, denn es waren wichtige Fragen zu erledigen,

und wer alsdann zu den ernsteſten Männern gehörte, war Lord Clarendon.

Walewski führte den Vorſitz und leitete die Debatten, was oft nicht leicht war, wenn z. B. Cavour die Italieniſche Frage aufs Tapet brachte und mit dem Grafen Buol, dem öſterreichiſchen Bevollmächtigten, hart zuſammengeriet.

Auch ſonſt mag noch während der zweimonatlichen Dauer des Kongreſſes manche ſcharfe Diskuſſion über den einen oder anderen Punkt der Friedensbedingungen ſtattgefunden haben; doch alles blieb, wie geſagt, geheim und wurde en famille abgemacht, und auch ſpäter hat man ſo gut wie nichts Sicheres darüber erfahren.

Aber ſchon am Abend des erſten Sitzungstages konnte der Moniteur die folgende Note bringen, die ſehr beruhigend wirkte:

„Der Kongreß, der heute, am 21. Februar, zuſammengetreten iſt, hat ſich nach einer dreiſtündigen Beratung für einen Waffenſtillſtand zwiſchen den kriegführenden Mächten entſchieden, der bis zum 1. April d. J. dauern ſoll, und es iſt bei der verſöhnlichen Stimmung aller Bevollmächtigten ſichere Ausſicht vorhanden, daß bis dahin der definitive Friede geſchloſſen ſein wird.“

Das war alles, was man von den Beratungen erfuhr, bis zum endlichen Friedensſchluß, und die Berichterſtatter der Zeitungen gaben ſich jede erdenkliche

Mühe, um ihren Lesern verschiedene sonstige Kleinigkeiten vom Kongreß zu erzählen, um doch nicht ganz stumm zu bleiben. Aber es war nur wenig.

Am vierten Tage gab der Graf Walewski ein großes Konzert im Auswärtigen Amt, zu welchem die gesamte pariser hohe und höchste „Volée" Einladungen erhalten hatte, gegen achthundert Herren und Damen.

Die Prinzessin Mathilde saß mit ihrem Bruder und den Murats und Bacciochis in der ersten Reihe, hinter ihnen die Kongreßmitglieder, dann die Minister, Senatoren, Staatsräte und obersten Hofchargen, und rechts und links in einem weiten Halbkreise vor der Bühne „die Damen in schönem Kranz."

Diese schienen sich wirklich die Parole gegeben zu haben, so prächtig und elegant wie möglich zu erscheinen, und nicht allein, um den fremden Diplomaten zu imponieren, sondern auch, um dieselben „friedlich" zu stimmen. Der galante Orloff, der mehr als einer Schönen verbindlich zunickte, sagte zu seinen Kollegen: „Es hilft nichts, wir müssen durchaus Frieden machen, sonst erklären diese reizenden Damen uns den Krieg, und dann sind wir verloren."

Der Konzertsaal stieß an den Sitzungssaal, der aber leider verschlossen war, und manches sehnsüchtige Auge schaute vergebens nach den hohen vergoldeten Flügelthüren, ob denn kein „Sesam, öffne dich" ertönte.

Und wirklich — war es Zufall, oder hatte ein mitleidiger Kammerherr, oder vielleicht gar einer von den Diplomaten selbst ein menschliches Rühren gefühlt — genug, der eine Thürflügel stand auf einmal halb offen, und in der Pause wagten sich einige Damen über die geheiligte Schwelle.

Zuerst nur die mutigsten, als sie aber sahen, daß keine geharnischten Männer und auch keine feuerspeienden Drachen das Heiligtum bewachten, folgten mehrere, und schließlich befand sich fast die ganze weibliche Gesellschaft im Sitzungssaal.

Es gab nur leider wenig oder nichts darin zu sehen, denn Herr Benedetti hatte fürsorglich alle Portefeuilles und Schriftstücke beiseite schaffen lassen; nur die goldenen Armsessel standen um die lange grüne Tafel in Reih und Glied, und jeder trug an der Rücklehne den Namen seines Besitzers. So konnte man doch wenigstens sehen, wie die Herren placiert waren und sich etwas dabei denken .... jedenfalls nicht viel.

Vor jedem Platz lagen außerdem eine Menge Federn, Bleistifte, auch Papiermesser, Siegellack und Tintenwischer.

Das war die ganze Herrlichkeit, aber es war doch ein Trost, und in kaum fünf Minuten hatten die zarten Damenhände fast alles eingesteckt, um doch irgend ein Andenken vom Kongreß als Trophäe mit heimzubringen.

Am nächsten Tage bewunderte man in vielen vornehmen Pariser Salons diese Raritäten, die übrigens auffallend einfach und nüchtern aussahen, ganz so, wie man sie in jedem Papierladen für wenige Franken kaufen konnte.

Das mochten sich auch manche kluge Köpfe gemerkt haben, denn bald darauf traf man diese Utensilien in so vielen Häusern und alle „authentisch", daß man sich erstaunt fragen mußte: wie in aller Welt ist es denn möglich, daß die Herren vom Kongreß eine solche Masse von Federn, Bleistiften u. s. w. nötig haben, um ihre Friedensbedingungen zu Papier zu bringen?

Die kleine Geschichte gehört in die Kategorie der weißen Tauben bei der kaiserlichen Trauung in Notredame, deren sich der Leser wohl aus dem ersten Bande erinnert.

Aber eine andere, und zwar eine ernste Episode in Bezug auf den Kongreß dürfen wir nicht unerwähnt lassen.

Am Abend des 14. März verkündete der Vorsitzende, daß in der nächsten Sitzung, am 17., die Lage der Donaufürstentümer, die in indirekte Mitleidenschaft gezogen waren, zur Sprache kommen werde.

Einige Tage fielen nämlich immer zwischen jeder Sitzung aus, sowohl zur Fertigstellung und zum Druck der Protokolle (eine geheime, streng überwachte

Druckerei befand sich im oberen Stockwerk des Palastes), als auch, um den Herren „Zeit zum Ausruhen" zu lassen.

Walewski setzte hinzu, daß die kaiserliche Regierung das Berliner Kabinett ersucht habe, zu diesem Zweck zwei Bevollmächtigte zu senden, um an den Beratungen teilzunehmen und bemerkte noch schließlich, daß die Einladung auf den persönlichen Wunsch des Kaisers erfolgt sei.

Diese unerwartete Mitteilung, in welcher sich gewissermaßen eine neue Präponderanz Frankreichs den anderen Mächten gegenüber aussprach, rief einige Bewegung unter den Anwesenden hervor, und besonders war es Lord Clarendon, der am lebhaftesten dagegen opponierte. Er fürchtete nämlich, und vielleicht nicht mit Unrecht, daß Preußen, wenn einmal überhaupt zum Kongreß zugelassen, auch in der Dardanellenfrage ein Wort mitreden würde und dann natürlich zu Gunsten Rußlands, dem es während des Krimkrieges unverhehlte Sympathien gezeigt hatte.

Der Lord wurde aber überstimmt, und am Morgen des 17. März trafen die beiden preußischen Bevollmächtigten, der Ministerpräsident Baron Manteuffel und Graf Hatzfeld, in Paris ein.

Und selbst jetzt noch ereignete sich ein kleiner Zwischenfall, der aber mehr komischer Natur war.

Die Sitzung hatte bereits begonnen, und die Thüren des Saales waren wie immer verschlossen, als die beiden Herren vorfuhren und sich sofort ins Palais begaben.

Der dienstthuende Beamte ersuchte sie, etwas zu warten, um ihre Beglaubigungsschreiben dem Vorsitzenden zu übermitteln.

Hatzfeld wurde über diese Verzögerung fast ungehalten, aber Mantenffel nahm die Sache von der leichten Seite und sagte scherzend: „Wir lassen so oft jemand in unseren Vorzimmern warten, lieber Graf, versuchen wir es nun auch einmal selbst, wie es thut."

Doch schon in der nächsten Minute gingen die hohen Flügelthüren weit auf, und Walewski trat den „Herren Kollegen" mit der liebenswürdigsten Verbindlichkeit, auf die er sich so gut verstand, entgegen und führte sie hinein, wo sie von den Bevollmächtigten herzlich empfangen wurden und am herzlichsten von Clarendon, ... Diplomaten bleiben eben Diplomaten.

Die Letzten werden die Ersten sein, hätte, nach dem bekannten Bibelspruch derjenige sagen können, dem damals ein Blick in die Zukunft vergönnt gewesen*).

---

*) Die plötzlich so freundlich gewordene Gesinnung des Kaisers Napoleon für Preußen wurde dem Besuch des Prinzen Friedrich Wilhelm, dem Sohn des Prinzen von Preußen (des nachmaligen deutschen Kaisers Wilhelm) zugeschrieben,

Die preußischen Bevollmächtigten trafen übrigens nur einen Tag nach einem Ereignis ein, das Paris und ganz Frankreich (im bonapartistischen Sinne gesprochen) in die größte und freudigste Aufregung ver-

---

der incognito auf seiner Reise nach England zur Welt-Ausstellung nach Paris gekommen war.

Der junge Prinz, der spätere so tief betrauerte Kaiser Friedrich III., wurde in den Tuilerien sehr gut empfangen und gewann alle Herzen, besonders das der Kaiserin, durch seine Liebenswürdigkeit und sein ritterliches Wesen. Als er Abschied nahm, soll der Kaiser ihm scherzend gesagt haben: „Reisen Sie nur ab, Prinz, Sie verdrehen sonst allen meinen Hofdamen die Köpfe und machen mich selbst am Ende noch eifersüchtig."

Daß der Prinz nach London auf die Brautschau ging, war schon halb und halb bekannt, und man sprach sogar von einem Briefe Napoleons an die Königin Viktoria, in welchem ihr derselbe seinen Gast als den besten Eidam empfohlen habe, den sie sich für ihre älteste Tochter wünschen könne.

Interessant ist auch eine Notiz aus einem später bei dieser Gelegenheit bekannt gewordenen Briefe der Kaiserin an die Gräfin Walewska, die sich damals in Vichy aufhielt: „Der preußische Prinz Friedrich Wilhelm gefällt uns allen sehr; er ist ein schöner, stattlicher Mann und ein vollendeter Kavalier. In seiner Begleitung befindet sich ein Herr v. Moltke, ich glaube, ein Oberst; das ist eine seltsame Persönlichkeit. Er spricht fast niemals und steht oft da wie ein Träumer. Dabei schaut er aber viel und aufmerksam umher, als wolle er Studien über unseren Hof machen. Redet man ihn an, so ist er trocken und einsilbig. Komische Leute, diese Preußen! Louis (der Kaiser) nennt sie die Race der Zukunft. Ach was! Soweit sind wir noch nicht (nous n'en sommes pas encore là)."

setzte, und gegen welches alles andere, selbst das Interesse für den Friedenskongreß, momentan in den Hintergrund gedrängt wurde: die Geburt des kaiserlichen Prinzen am 16 März 1856.

* * *

Schon im Herbst 1853, also noch in demselben Jahre ihrer Vermählung, sprach man allgemein von einem „freudigen Ereignis", das dem Kaiserpaare und dem Lande bevorstehe, aber diese Hoffnung erfüllte sich nicht.

Die Kaiserin besuchte im Sommer 1854 die Pyrenäenbäder Eaux-Bonnes und Cauterets, und zeigte sich zum erstenmale im südlichen Frankreich, noch dazu auf der Grenze ihres eigenen Vaterlandes.

Der Empfang von seiten der Bevölkerung war überall ein begeisterter, denn die Monarchin stand noch von ihren früheren Besuchen, als Comtesse Montijo, in gutem Andenken.

Das bekannte Wort, das bei der Vermählung Ludwigs XIV. mit der Infantin Maria Theresia, einer Tochter Philipps IV. von Spanien, ausgesprochen wurde: »il n'y a plus de Pyrénées«, als Beweis der treuen Bundesgenossenschaft beider Länder, wurde auch jetzt wieder citiert und fand allgemeinen Anklang.

Die vornehmen spanischen Familien stellten sich in großer Anzahl ein, um ihre gekrönte Landsmännin zu begrüßen, und die Saison wurde dadurch für die ge-

nannten Badeorte zu einer so glänzenden, wie kaum je zuvor.

Die Kaiserin erschien täglich mehrmals auf der Brunnenpromenade, in Begleitung ihrer Hofdamen und Kammerherren und bezauberte alle durch ihre Leutseligkeit und Güte. Sie zeigte dabei eine besondere Vorliebe für kleine Kinder, unter die sie oft hübsche Geschenke austeilte. Zwei kleine Knaben, die sie besonders bevorzugte, durften sie sogar in ihrer Villa besuchen, wo sie unter ihren Augen spielten und beim Abschied einen Korb mit Obst und Kuchen erhielten. Man hatte in Eaux-Bonnes noch niemals die Kinder so nett und sauber angezogen und geputzt gesehen wie in jenem Sommer.

In Cauterets ließ die Kaiserin oben am Wasserfall des Lac de Gaube einen Denkstein aufrichten zum Gedächtnis an die Königin Hortense, die hier einige Monate zugebracht hatte, bevor sie nach Paris zurückkehrte, wo sie von ihrem dritten Sohne, dem Kaiser, entbunden wurde. Die Königin hatte jenen Wasserfall oft besucht und hoch über ihm eine sichere Brücke anlegen lassen, die beide Felsen miteinander verband, zur großen Freude aller Touristen.

Die Kaiserin wollte durch den Denkstein ihrer Verehrung für die Mutter ihres Gemahls Ausdruck geben und zugleich gegen die gehässigen Verleumdungen pro-

testieren, die sich gerade an den Aufenthalt der Königin in Canterets knüpften, und von denen wir bereits früher gesprochen*).

Damals fand man dies sehr pietätvoll, und die Badezeitungen meldeten, die Kaiserin habe damit dem allgemeinen Wunsche der Bevölkerung entsprochen .... später, d. h. nach 1870, drehte sich wieder der Wind, und einige wilde Republikaner, die auch in Canterets eine Versammlung abhielten, schlugen vor, den „anzüglichen Denkstein" in den See zu werfen, welche Heldenthat übrigens nicht ausgeführt wurde.

In beiden Badeorten hinterließ die Kaiserin bedeutende Summen für die Armen, und weißgekleidete Mädchen legten ihr bei der Abreise eine Menge Blumensträuße und Kränze in den Wagen.

Trotzdem herrschte zu Anfang des Jahres 1855 in den Tuilerien und am ganzen Hofe eine gedrückte Stimmung. Wenn die Kaiserin mit ihren Palastdamen spazieren fuhr oder sich sonst öffentlich zeigte, fiel allen, die sie sahen, in ihrem Antlitz ein wehmütiger Zug auf, den sie vergebens durch ihr gewohntes Lächeln zu verbergen suchte, der aber nicht auf ein körperliches Leiden, denn sie war gesund und kräftig wie immer, sondern auf einen inneren Seelenschmerz hinwies.

*) S. Bd. I, S. 72.

Der so sehnlich gewünschte Thronerbe fehlte nämlich noch immer, denn auch darin waren die Anhänger Napoleons III. einig (und die große Masse des Volkes gehörte damals dazu), daß dem Kaiserpaare nur ein Sohn und keine Tochter geboren werden könne; ganz wie der große Oheim auch einen Sohn von seiner zweiten Gemahlin erhalten hatte.

Aber dieser Vergleich rief noch andere Gedanken hervor: Napoleon I. hatte sich von seiner ersten Gemahlin, Josephine, trotz seiner aufrichtigen Neigung für sie, aus jenem Grunde scheiden lassen und sich mit der Erzherzogin Marie Luise vermählt, einzig und allein in der Hoffnung, dadurch einen Thronerben zu erlangen, welche Hoffnung auch erfüllt wurde.

Dies schmerzliche Bild schwebte der Kaiserin Eugenie gleichfalls vor, und man flüsterte sogar, daß sie sich bereits an den h. Vater nach Rom gewendet habe wegen Auflösung ihrer Ehe. Sie wolle sich dann, hieß es weiter, in ein spanisches Kloster zurückziehen und dort ihre Tage in Gebet und Buße beschließen; aber der Kaiser habe ein solches Ansinnen mit Entrüstung bekämpft und erklärt, er werde sich niemals von seiner Gattin scheiden lassen.

Er mochte dabei wohl an die vox populi gedacht haben, die all die späteren Unglücksfälle des ersten Kaisers seiner Scheidung von Josephine zuschrieb.

Glücklicherweise kam es nicht zu dieser Alternative: schon gegen Ende des Jahres 1855 bestätigte eine Note des Moniteur das freudige Gerücht, das durch ganz Frankreich ging und das die Dauer der kaiserlichen Dynastie auch für die Zukunft sicherte, denn daß der Himmel dem Kaiserpaare einen Sohn schenken würde, galt, wie gesagt, für selbstverständlich.

Die Neujahrscour 1856 in den Tuilerien war besonders feierlich, und speciell empfing diesmal die Kaiserin allseitige Beweise sympathischer Huldigungen. Der päpstliche Nuntius, Fürst Chigi, wies in seiner Anrede, als Wortführer des diplomatischen Korps, direkt auf die Gnade Gottes hin, die sich in erhöhtem Maße dem Kaiserhause zuwende.

Bald darauf zog sich Ihre Majestät ganz in ihre inneren Gemächer zurück und machte nur an sonnenheiteren Tagen um die Mittagsstunde eine kurze Spazierfahrt durch die Elyseischen Felder. Alle Mütter, so meldeten die bonapartistischen Zeitungen, schlossen von jener Zeit an die Kaiserin täglich in ihr Gebet ein.

In ganz Frankreich wurden großartige Vorbereitungen zur Feier des glücklichen Ereignisses getroffen, und die Stadt Paris stand natürlich auch hier wieder obenan. Sie schenkte die Wiege für das kaiserliche Kind.

Diese Wiege, die damals in fast allen illustrierten Zeitungen Europas abgebildet und beschrieben wurde, war ein Meisterstück der Gold- und Silberschmiedekunst und der feinsten Kunsttischlerei. Jetzt ist sie längst vergessen, fast wie derjenige, der sein erstes Lebensjahr darin zugebracht, und mehr noch als die Wiege des Königs von Rom, die doch wenigstens im Louvremuseum aufbewahrt wird*).

Bevor die Wiege durch eine Deputation des Gemeinderates der Kaiserin überreicht wurde, war sie einige Tage lang im Stadthause öffentlich ausgestellt und erregte allgemeine Bewunderung.

Sie war aus Rosenholz, und zwar in Form eines Schiffes gefertigt, mit reichen Intarsien aus echtem Golde und wurde von vier massiv silbernen Säulen getragen; das Schiff deutete auf das Wappen der Stadt Paris, und auch die Inschrift fehlte nicht: fluctuat nec mergitur — es schwankt wohl (auf den Wellen), aber es geht nicht unter. Für das Kind, dem die Wiege bestimmt war, leider kein gutes Omen.

Außerdem votierte der Gemeinderat noch eine Summe von 200 000 Franken zu Armenunterstützungen, mit

*) Die Wiege des kaiserlichen Prinzen nahm seine Mutter nach dem Sturz Napoleons III. mit nach Chislehurst, wo sie in dem dortigen von ihr angelegten napoleonischen Museum als eine kostbare Reliquie aufgestellt ist; jetzt vollends kostbar nach dem frühzeitigen Tode ihres Sohnes.

der besonderen Klausel, daß die Hälfte jener Summe zur Auslösung von Leihhauspfändern unter zehn Franken verwendet werden sollte.

Der Zudrang zur Erlangung dieser Vergünstigung war so groß, daß der Kaiser aus seiner Privatschatulle eine gleiche Summe zu demselben Zwecke anwies, und bei dieser Gelegenheit erfuhr man, daß täglich in Paris durchschnittlich über 36 000 Personen irgend einen Gegenstand auf längere oder kürzere Zeit versetzen. Ein Zahlenverhältnis, gegen welches alle übrigen europäischen Hauptstädte, selbst London nicht ausgenommen, weit zurückstehen.

So war denn der 15. März herangekommen, »le jour de l'heureuse délivrance«, wie man zartfühlend auf französisch sagt.

Der Senat und der Gesetzgebende Körper hatten sich schon am frühen Morgen vollzählig versammelt, und als gegen Mittag die Kuriere aus den Tuilerien immer verheißungsvollere Nachrichten brachten, erklärten beide Körperschaften sich in Permanenz.

Glücklicherweise waren in dieser Voraussicht die Buffets mit allem versehen, so daß die Herren wenigstens nicht Hunger und Durst litten, aber als selbst gegen Mitternacht noch keine erlösende Botschaft eingetroffen war, fuhren die meisten auf einige Stunden nach Hause; die übrigen suchten die bequemen Divane und Fauteuils auf und entschlummerten sanft.

Um fünf Uhr früh erschien endlich im Corps législatif der Graf Morny freudestrahlend und verkündete den Volksvertretern „mit einer vor Rührung zitternden Stimme“ die Geburt eines Thronerben, und ein grenzenloser Jubel brach los, unter gegenseitigen Umarmungen und unter unaufhörlichem Lebehochrufen auf den Kaiser, die Kaiserin und den neugeborenen Prinzen.

In der nächsten Stunde erklangen auch schon die gewaltigen Töne der Riesenglocke von Notredame (le bourdon), die nur bei den höchsten Feierlichkeiten geläutet wird, und gleich darauf die vielen hundert Glocken der übrigen Kirchen der Weltstadt, und vereint mit ihnen weckten die Kanonen der Invaliden die Schläfer von Paris.

Als die ersten einundzwanzig Schüsse verhallt waren und immer weiter geschossen wurde, da wußte man auch, daß ein zukünftiger Kaiser, ein vierter Napoleon, das Licht der Welt erblickt hatte. Aber man verwunderte sich nicht sehr, es konnte ja unmöglich anders sein.

In den Tuilerien hatten sich bereits am 15. März gleich nach Mittag die Minister und die höchsten Staatsbeamten eingefunden und warteten in dem großen Vorsaal, der zu den Gemächern der Kaiserin führte, auf die „historische Stunde.“

Bei der Wöchnerin selbst befanden sich, außer dem Kaiser und der Gräfin Montijo, die in den letzten acht Tagen ihre Tochter so gut wie gar nicht verlassen hatte, der Prinz Napoleon, die Prinzessin Mathilde*) und der Prinz Lucian Murat; ferner die Fürstin von Eßling, die Herzogin von Bassano, und schließlich die Admiralin Bruat, die zur ersten Gouvernante des zu erwartenden Kindes ernannt worden war.

Als Hauptarzt fungierte der schon bejahrte Professor Dubois, der berühmte Sohn seines berühmten Vaters, welch letzterer die Kaiserin Marie Luise entbunden hatte; Dubois wurde von den Leibärzten Conneau und Andral assistiert.

Die Geburt war eine schwere, und die Kaiserin litt sehr; die Doktoren sprachen von Chloroform, aber sowohl der Kaiser, wie auch die Wöchnerin selbst, wiesen dies Mittel zurück.

---

*) D. h., soweit die beiden Geschwister sich von dem Krankenlager ihres Vaters entfernen konnten. Der Exkönig Jérôme hatte nämlich am 10. März einen Schlaganfall gehabt, der sein Leben in die äußerste Gefahr brachte; am 15. wurden ihm die Sterbesakramente gereicht, und man sah seinem Ende entgegen.

Merkwürdigerweise erholte er sich wieder, und zwar trat gerade in der Geburtsstunde des kaiserlichen Prinzen die Wendung zum Besseren ein. So meldete wenigstens der Moniteur: „Das »Kind von Frankreich« hatte sofort bei seinem Eintritt in die Welt der kaiserlichen Familie Glück gebracht.“ Der Exkönig starb bekanntlich erst i. J. 1860.

Als das Kind endlich geboren war — „natürlich ein Prinz!“ rief die Admiralin Bruat — traten die Minister und die anderen hohen Staatsbeamten in das Schlafzimmer, und der Justizminister Abatucci setzte, als Großsiegelbewahrer des Kaiserreichs, sofort das Geburtsprotokoll auf, das von sämtlichen Anwesenden unterschrieben wurde. Der Kaiser hielt inzwischen sein in feine Windeln gewickeltes Söhnchen auf dem Arm und zeigte es triumphierend im Kreise umher; dann legte er es selbst in die kostbare Wiege, die der Neugeborene durch ein herzhaftes Geschrei einweihte*).

Ich erwähne hier absichtlich diese Einzelheiten, die schon am nächsten Tage in ganz Paris bekannt waren, um dadurch, wenn es anders der Mühe wert ist, die albernen Gerüchte eines untergeschobenen Kindes zu entkräften, die auch diesmal wieder auftauchten, genau so wie damals bei der Geburt des Königs von Rom. Aber das Gerücht war zu einfältig und außerdem so

*) Die ganze Scene erinnert sehr an die Geburt des Königs von Rom, wie wir sie in den vom Verfasser dieses Werkes herausgegebenen Memoiren der Generalin Durand finden, die gleichfalls alle Anwesenden namhaft macht und sogar die Hebamme und die Kammerfrauen nicht vergißt. Alles zur Entkräftigung eines in London erschienenen skandalösen Pamphletes über die simulierte Schwangerschaft der Kaiserin Marie Luise mit dem plumpen Manöver eines untergeschobenen Kindes.

ganz nach der Schablone des früheren, daß selbst die Gegner des Kaisertums nichts davon wissen wollten.

Ganz Paris kam jetzt in freudige Bewegung, tausende von Flaggen und Fahnen wehten in allen Straßen, und schon am Abend des 16. März sah man unzählige Häuser festlich beleuchtet.

Selten ist wohl in neuerer Zeit die Geburt eines Thronfolgers in einem monarchischen Staate so begeistert und glänzend gefeiert worden, und dieser Freudentaumel erstreckte sich über ganz Frankreich.

In allen Kirchen des Kaiserreichs bis zum entlegensten Pyrenäen- oder Vogesendorfe wurde am nächsten Sonntag ein Dankgottesdienst mit feierlichem Tedeum abgehalten; in der Notredame-Kathedrale mit einer Prachtentfaltung, fast noch schöner, als bei der Trauung der Majestäten.

In dem geschlossenen Hofe der Tuilerien, der sogenannten cour d'honneur, drängten sich Deputationen auf Deputationen zur Gratulation. Alle großen Städte Frankreichs hatten welche geschickt: Lyon, Marseille, Lille, Straßburg u. s. w.; Bordeaux, „die allergetreueste" nicht zu vergessen.

Unmöglich konnten aber all die vielen tausend Personen ins Schloß gelassen werden; desto größer war die Freude der Bevorzugten beim Anblick des kleinen Thronerben.

Er lag in seiner goldenen Wiege und schlief oder schrie, wie andere Menschenkinder, bis ihn die Amme, eine stattliche bretonische junge Bauersfrau in ihrer kleidsamen, buntgestickten Landestracht, herausnahm und herumzeigte.

Ein Kind wie Milch und Blut, wie man im Leben kein schöneres gesehen, hieß es dann allgemein, und man wollte sogar schon ein Lächeln auf seinen kleinen Lippen bemerken. Über dem goldenen Adler am Fußgestell der Wiege hing das breite Purpurband der Ehrenlegion mit dem Brillantstern, und zu Häupten standen schöne Damen in fürstlicher Toilette und bewachten den Schlummer des Einzigen.

Nach einem alten monarchischen Herkommen in Frankreich vertritt bei der Geburt des Thronerben das Monarchenpaar Patenstelle an jedem Kinde, das an demselben Tage, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang gerechnet, im Lande geboren wird. Damit ist ein Geldgeschenk von hundert bis fünfhundert Franken verbunden, je nach der Lage der betreffenden Familien; die vermögenden verzichten natürlich darauf und begnügen sich mit der Ehre.

Jedenfalls eine hübsche Sitte, aber in einem Lande wie Frankreich, mit damals über 34 Millionen Einwohnern, keine kleine Ausgabe für die Civilliste, denn die überall angefertigten amtlichen Berichte ergaben

eine Anzahl von 2498 Kindern, die zugleich mit dem kaiserlichen Prinzen das Licht der Welt erblickt hatten.

Kleine silberne und bronzene Medaillen mit dem Bildnis des kaum vier Tage alten Thronfolgers wurden zu hunderttausenden geschlagen und verteilt, und eine volle Woche lang dauerten die öffentlichen Volkslustbarkeiten in Paris, ähnlich wie diejenigen des Napoleonstages am 15. August; auch erhielten alle Subalternbeamten ein doppeltes Monatsgehalt *).

Daß ferner bei dieser Gelegenheit ein „Ordensregen" nicht ausblieb, ist selbstverständlich. Der Kaiser ernannte ein Paar tausend „verdienstvolle" Männer zu Rittern der Ehrenlegion, und zwar wie immer auf den Vor-

*) Natürlich fehlte es auch nicht an einer Flut von Gedichten, in Form von Oden und Hymnen, zur Verherrlichung des kaiserlichen Kindes, aber es war viel Spreu und nur wenig Weizen. Multa, non multum.

Außer den Hofpoeten Méry und Belmontet hatte sich auch Théophile Gautier zu einer Cantate begeistern lassen, aber sein sonst so gut geschulter Pegasus nahm diesmal nur einen matten Flug. Die beiden größten in Paris lebenden französischen Dichter, Lamartine und Béranger, blieben stumm, und ihr ebenbürtiger, aber exilierter Kollege, Victor Hugo, verfaßte ein widerwärtiges Pasquill in lärmenden Versen auf den „Sprößling des Tyrannen", das selbst bei den Antibonapartisten so gut wie gar keinen Erfolg hatte.

Im Gegenteil, der Dichter rief dadurch einen malitiösen Vergleich mit seiner schönen Ode auf die Krönung Karls X. (im Mai 1825) hervor, wo er noch Ultra-Royalist war und eine Pension von der königlichen Civilliste bezog.

schlag der Ordenskanzlei, die eine gewaltige Arbeit hatte, unter den mehr als 20000 Bittstellern um das rote Bändchen die würdigsten auszulesen.

Am Tage der Geburt des kaiserlichen Kindes, das den Titel »Prince Impérial« erhielt, war ein großes Galadiner bei dem Staatsratspräsidenten Baroche, zu Ehren der Kongreßmitglieder und sämtlicher am Tuilerienhofe beglaubigten auswärtigen Botschafter und Gesandten. Der alte Graf Orloff brachte den Toast auf den Neugeborenen aus und schlug für den folgenden Tag einen Besuch in corpore bei „Sr. Kaiserlichen Hoheit" vor, der begeisterte Zustimmung fand.

Die lange glänzende Wagenreihe erschien auch um die Mittagsstunde des 17. März in der cour d'honneur, und Orloff, als der älteste, führte die Kollegen in das Schloß. Er trug einen riesigen Blumenstrauß von hundert prächtigen Rosen aus den Rothschildschen Treibhäusern (die Zahl sollte das zukünftige erste glückliche Säkulum der napoleonischen Dynastie bedeuten), den er der Herzogin von Bassano in seinem und seiner Kollegen Namen für die Kaiserin überreichte, und um die Wiege des Kindes standen zehn Minuten lang die Vertreter sämtlicher Großmächte Europas mit frommen Wünschen und glänzenden Verheißungen.

Der Graf Orloff wurde überhaupt bald das enfant chéri der Pariser, und seine langen, bis an das Kinn

zugeknöpften Westen fanden als „Gilets-Orloff" bei den großen Schneidern der Boulevards massenhaften Absatz; auch die hohen, schwarzen Krawatten des Freiherrn v. Manteuffel mußten Aufsehen erregt haben, denn man sah sie in vielen eleganten Schaufenstern unter diesem Titel.

Das albernste war aber jedenfalls der „Paletot-Prince Impérial" aus hellfarbigem Sommerstoff, der fast ein ähnliches Glück machte, wie seiner Zeit der Paletot Mentschikoff, nur mit dem Unterschiede, daß der russische General doch wirklich einen solchen getragen, wohingegen der kaiserliche Prinz noch in den Windeln lag.

Aber dergleichen Lappalien gehörten von jeher so recht zu dem öffentlichen Pariser Leben und interessierten Tausende von Nichtsthuern, Kaffeehauspolitikern und Anekdotenjägern weit mehr, als die eigentlichen Verhandlungen des Friedenskongresses.

Wir aber kehren noch einmal in das Palais des Auswärtigen Amtes zurück, wenn auch nur, um über die Schlußsitzung zu berichten, die am 25. April stattfand.

Die Bevollmächtigten hatten sich sämtlich verständigt und sich freundschaftlich über alle Punkte des mehr als acht große Doppelbogen (»papier-ministre«) umfassenden Vertrages geeinigt .... soweit Diplomaten, welche die Sonderinteressen ihres eigenen Staates den

anderen Staaten gegenüber zu wahren haben, dies überhaupt können, und nun reichten sie sich endlich mehr oder weniger aufrichtig als gute Freunde (solange es dauerte) die Hand.

Sie erschienen zur Unterzeichnung der Friedensakte in großer Gala, und ihre mit schweren Goldstickereien bedeckten Uniformen zeigten eine vollständige Musterkarte aller hohen europäischen Orden; sie waren auch von dem gesamten Personal der in Paris beglaubigten Botschaften und Gesandtschaften begleitet, bis zu den Attachés und Sekretären, denn jetzt war kein Grund mehr da, etwas geheimzuhalten. Deshalb hatte man auch die Flügelthüren der Nebensäle weit offen gelassen, und die Unterbeamten des Hauses standen mit den betreßten und gepuderten Lakaien im Hintergrunde und durften von fern zuschauen.

Schon einige Tage vorher hatte sich, in Aussicht der großen Dinge, die da kommen sollten, der Oberceremonienmeister, Graf Feuillet de Conches, in den zoologischen Garten begeben und in Gegenwart der Direktoren, die als Zeugen fungierten, dem schönsten Königsadler eine seiner prächtigsten Schwungfedern ausgezogen, sie reinigen und zurechtstutzen und dann mit kleinen Brillanten besetzen lassen.

Keine Phantasie, lieber Leser, zur Ausschmückung unserer Schilderung, sondern historische Wahrheit.

Diese Adlerfeder sollte zur Unterzeichnung der Friedensakte dienen und lag in einem kostbaren Etui auf blauem Sammetkissen vor dem berühmten goldenen Tintenfaß Napoleons I.

Auch dies Tintenfaß hat seine besondere Geschichte. Die Stadt Paris schenkte es dem Ersten Konsul Bonaparte bei seiner Proklamation zum Kaiser der Franzosen, am 18. Mai 1804, und der neue Monarch benutzte es vielfach, aber nur bei großen Gelegenheiten. Es ist aus purem Golde und wiegt über vier Pfund; ein mit der Kaiserkrone gekrönter fliegender Adler hält die Tintenschale in den Klauen.

Nach dem Sturz Napoleons I. kam das kostbare Gerät in das Louvremuseum und von da mit dem Zweiten Kaiserreich wieder in den Besitz Napoleons III., der es für die Zeit des Kongresses dem Auswärtigen Amt überließ, wo es jedoch nur einmal, am Tage der Friedensunterzeichnung, diente, und auch nur für die zwölf Bevollmächtigten der sechs kontrahierenden Mächte: Frankreich (um es, schon aus courtoisie, zuerst zu nennen), Großbritannien, Rußland, die Türkei, Sardinien und Preußen.

Die brillantenbesetzte Adlerfeder ging jetzt unter den genannten Herren von Hand zu Hand, und als alle unterschrieben hatten, setzte der Graf Benedetti sofort ein Protokoll darüber auf, daß die Unterschriften

wirklich mit jener Feder vollzogen seien, und die Bevollmächtigten drückten dann noch zu weiterer Beglaubigung ihr Privatsiegel dazu. Darauf nahm der Oberceremonienmeister das kleine Aktenstück an sich und begab sich mit demselben, und natürlich auch mit der Feder, zur Kaiserin, um ihr beides als ein Geschenk der Kongreßmitglieder zu überreichen.

Wie mancher Raritätenliebhaber mag sehnsüchtig geseufzt haben, als er diese Geschichte erfuhr, denn welch ein unschätzbares Kabinettstück für eine Sammlung wäre diese Feder gewesen!

Die übrigen Unterschriften, aber — nichts für ungut — jetzt mit gewöhnlichen Federn und mit gewöhnlicher Tinte, nahmen noch mehrere Stunden in Anspruch, denn der Friedensvertrag mußte für jeden Staat doppelt ausgefertigt werden, und unter allen Exemplaren befanden sich zwanzig und dreißig Namen, weil man das Gesamtpersonal einer jeden Botschaft hinzugezogen hatte.

Auch die einleitenden Worte: „Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit“, und die gleich darauf folgende Phrase: „auf ewige Zeiten“ fehlten nicht .... Die letztere war eine bittere Ironie, denn nur wenige Jahre später leuchtete die Kriegsfackel von neuem in Europa auf, und zwar zwischen denselben Mächten, die sich jetzt hoch und teuer verpflichteten, „ihren Völkern die Segnungen des Friedens zu bewahren.“

„Was sind Verträge!“ rief Napoleon I. übermütig nach der Schlacht bei Jena, „man zerreißt sie mit dem Schwert, und der Sieger diktiert neue Gesetze“!

Die Nemesis blieb freilich nicht aus. Doch für Napoleon III. lag sie noch in weiter Ferne.

Am 30. März 1856 brachte der Moniteur folgende kurze, aber inhaltschwere Nachricht:

„Der Friede wurde heute um 1 Uhr nachmittags von den beim Kongreß Bevollmächtigten sämtlicher Staaten unterzeichnet, und die Auswechselung der Ratifikationen hat darauf sofort stattgefunden.“

Das war, nach der Geburt des kaiserlichen Prinzen am 16., die zweite große Freudenbotschaft für die Pariser in diesem glückbringenden Märzmonat, und wiederum wehten die Flaggen und Fahnen in allen Straßen, und die Illumination mit Transparenten und Sinnsprüchen war noch großartiger und allgemeiner, denn der Friede wurde von der gesamten Bevölkerung, ohne Unterschied der politischen Meinung, freudig begrüßt.

Feierliches Tedeum in Notredame und glänzender Empfang in den Tuilerien zu Ehren der Bevollmächtigten, bei welchem auch die Kaiserin zum erstenmal, wenn auch nur auf eine flüchtige Viertelstunde, erschien.

Am 6. April fand eine große Revue auf dem Märsfelde statt; die wollte der Kaiser sich nicht

nehmen lassen, schon um den Bevollmächtigten zu imponieren.

Eine Armee von 70 000 Mann aller Truppengattungen war auf der ungeheueren Ebene verteilt, die Soldaten blitzten in einem Waffenschmuck, als wenn alle Montierungsstücke direkt aus den Arsenälen und Magazinen hervorgeholt wären, und die Trikoloren mit den goldenen Adlern wallten und wogten farbenprächtig über den Regimentern.

Die Balkons der Militärschule und der angrenzenden Gebäude waren, wie auch die sämtlichen Fensterbrüstungen, mit lang herabhängenden roten Draperien geschmückt; auf dem Hauptbalkon in der Mitte saß unter einem goldgestickten Baldachin, der zugleich als Sonnenzelt diente, die Kaiserin mit ihrem weiblichen Hofstaate, und dicht hinter ihr standen im Halbkreise die Kongreßmitglieder, die jetzt ihr Friedenswerk vollbracht hatten, und denen man dafür auch den Ehrenplatz einräumte.

Die Monarchin unterhielt sich vorzugsweise mit Orloff und redete ihn dabei immer lächelnd mon prince an . . . . der Graf war tags zuvor vom Zaren in den Fürstenstand erhoben worden und hielt eine Menge Rosen in der Hand, lauter Gratulationsgeschenke der Hofdamen.

Alle Fenster der langen Gebäudereihe, die an dieser Seite das Marsfeld begrenzt, waren bis hinauf zu

den Dächern mit Zuschauern dicht besetzt, und auf den ansteigenden Böschungen der anderen Seiten drängte sich die Bevölkerung nach hunderttausenden. Halb Paris war schon am frühen Morgen nach dem Marsfelde hinausgepilgert.

Dicht unter dem Balkon der Kaiserin hielt auf einem freien Platz der Kaiser, von Marschällen und Generälen umgeben, denen sich eine glänzende Suite von Adjutanten und Stabsoffizieren anschloß, und das Défilé der verschiedenen Regimenter begann mit klingendem Spiel und unter brausendem vive l'Empereur, das gar kein Ende nahm. Es dauerte über drei Stunden, und noch am Abend zogen einzelne Regimenter durch die Elyseischen Felder und über die Boulevards nach ihren Kasernen, und weiter hinaus nach Versailles, Saint-Denis und Saint Cloud in ihre dortigen Garnisonen, und die erleuchtete Façade des Tuilerienpalastes, wo das Festbankett stattfand, an das sich ein großer Ball anschloß, schimmerte noch bis in den frühen Morgen hinein.

Die großartige Revue sollte namentlich dem Auslande gegenüber den Beweis liefern, daß Frankreich nach wie vor und selbst nach dem schweren, kaum beendigten Orientkriege, als eine Militärmacht ersten Ranges dastände, und die öffentliche Meinung in Europa schien diese Ansicht durchweg zu teilen.

Das „Prestige“ dauerte auch noch eine Reihe von Jahren in erhöhtem Maße fort, denn i. J. 1856 hatte es unter Napoleon III. unleugbar neuen Glanz erhalten.

Nur wenige schauten durch die blendende Schale den inneren Kern, an welchem schon der Wurm zu nagen begann, und zu diesen wenigen gehörte, und in erster Reihe, ein damals noch ziemlich unbekannter Staatsmann, der mit bewunderungswürdigem Scharfblick die Menschen und Dinge in Frankreich zu beurteilen und auf ihr richtiges Niveau zurückzuführen verstand, und der schon zu jener Zeit in aller Stille seine magischen Kreise zog zur Beschwörung des Scheinbildes.

Dieser Staatsmann war kein anderer als Bismarck, in jenem Jahre noch preußischer Gesandter am Bundestage zu Frankfurt .... einem ähnlichen Scheinbilde, das gleichfalls nur noch durch immerhin ehrwürdige, aber längst veraltete Traditionen künstlich zusammengehalten wurde.

Nach sechs Jahren stand dieser Mann bereits an der Spitze des preußischen Staates, und nach weiteren vier Jahren mußte ganz Mitteleuropa mit ihm rechnen.

Bismarck (um dies gleich hier hinzuzufügen) war auch vorübergehend, i. J. 1862, preußischer Gesandter in Paris, kaum sechs Monate lang, aber lange genug, um den kaiserlichen Hof und alle maßgebenden

und einflußreichen Persönlichkeiten, und vornehmlich den Kaiser selbst, näher kennen zu lernen und genau zu beobachten. Jetzt ist es längst kein Geheimnis mehr, daß dieser von Bismarck selbst gewünschte Aufenthalt in der Weltstadt an der Seine, die damals für alle europäischen Kabinette den Ton angab, einen ernsten politischen Hintergrund hatte.

Der Kaiser schätzte ihn sehr, aber er betrachtete den schweigsamen Mann, mit der hohen Stirn und den scharfblickenden Augen unter den buschigen Brauen, immer mit einem gewissen Unbehagen, das fast an Furcht grenzte.

„Sei recht freundlich gegen Herrn v. Bismarck, Eugenie", sagte er einst zur Kaiserin, „er ist jedenfalls der bedeutendste von allen bei uns accreditierten Gesandten und kann uns vielleicht später noch viel zu schaffen machen."

Die Kaiserin ließ sich das gesagt sein und zeichnete den gefährlichen Diplomaten auffallend aus; sie lud ihn auch zu ihren intimen Donnerstagsabenden, und dort, im Kreise schöner Frauen und geistreicher Männer, legte er seine Reserve ab und war ein liebenswürdiger und unterhaltender Kavalier, in dessen treuherzigen Zügen nichts Arges und Falsches lag.

Er tanzte sogar, aber etwas schwerfällig, und man sah es ihm an, daß er es nur aus Höflichkeit

that. Einmal brachte er große Verwirrung in eine Quadrille, und ein Kammerherr stellte ihn deshalb scherzhaft zur Rede. Da machte Bismarck plötzlich ein sehr ernsthaftes Gesicht, und ein Augur hätte vielleicht in seinen Zügen den Gedanken gelesen: wartet nur, ich spiele euch später noch einmal selbst zum Tanze auf. Er tanzte übrigens seitdem nicht wieder.

Man konnte ihn auch oft in den Morgenstunden im Bois de Boulogne spazierenreiten sehen, gewöhnlich allein, oder auch wohl von einem Reitknecht begleitet, der aber, nach vornehmer Sportsitte, erst fünf Minuten später seinem Herrn folgte, als gehöre er gar nicht zu ihm.

Die hohe, schlichtgekleidete Gestalt, in stramm militärischer Haltung, auf dem prächtigen Rappen, erregte wohl einiges Aufsehen, aber doch nur durch ihre äußere Erscheinung. »Vous savez« sagte dann wohl ein Flaneur, der etwas mehr wußte, zum andern, c'est monsieur de Bismarck, le nouveau ministre prussien!« Weiter nichts, und das sagte nicht viel, denn es gab damals eine solche Menge fremder Minister und Geschäftsträger am Tuilerienhofe, daß man unmöglich alle kennen konnte. Sie kreisten ja doch nur als Planeten um die große Sonne, von der sie alle ihr Licht erhielten. Damals! . . . . der Leser kann sich leicht den nötigen Kommentar dazu machen.

* * *

Am 15. Juni 1856 fand wieder eine großartige Feierlichkeit in Paris statt, die der Bevölkerung eine erneuete Gelegenheit bot, ihre Freude an Pomp und Gepränge und ihre Schaulust zu befriedigen: die Taufe des kaiserlichen Prinzen in Notredame.

Es hieß anfangs, der Papst würde in Person kommen, um dem „Kinde Frankreichs" das Sakrament zu spenden, ja, man ging noch weiter und brachte damit die Krönung des Kaiserpaares in Verbindung, die der hl. Vater am Tage nach der Taufe vollziehen würde. Doch beides war ein bloßes Gerücht, das die Bonapartisten eifrig verbreiteten, die namentlich die Krönung (le sacre) sehnlichst wünschten, um der napoleonischen Dynastie eine größere Stabilität und eine höhere Weihe zu geben. Als wenn der „Gesalbte des Herrn" durch diese Eigenschaft gefeit würde gegen Sturz und Exil.

„Aber man darf meinen Sohn ja gar nicht berühren, denn seine Person ist heilig und unverletzlich", rief Madame Lätitia nach der Schlacht bei Waterloo aus, als sie hörte, daß man den flüchtigen Kaiser aufgreifen und gefangennehmen wolle, was der elende Fouché mit der rohen Äußerung beantwortete: „wenn sie ihn kriegen, wird er einfach am Kragen gepackt und festgenommen, und er kann froh sein, wenn man ihm das Leben läßt."

Pius IX. war übrigens auch nur gebeten worden, Pate des kaiserlichen Kindes zu sein; er hatte gern eingewilligt und den Bischof von Albano, Kardinal Patrizzi, als außerordentlichen Legaten zu seiner Vertretung nach Paris gesandt.

Der Kardinal wurde mit fürstlichen Ehren empfangen und im Tuilerienpalast in den kaiserlichen Gemächern logiert; er hatte einen ganzen Hofstaat von französischen Kardinälen und Bischöfen um sich und bekam eine besondere Wache und zwei Adjutanten zur Dienstleistung, wie ein Souverän.

Am 15. Juni mittags fuhr er in einem prächtigen Galawagen mit Vorreitern und von einer zahlreichen militärischen Eskorte begleitet, nach der Kathedrale, um den Täufling zu erwarten, und bald darauf erschien der imposante Zug.

Es waren allerdings wieder die bekannten goldenen Krönungskarossen, die wir bereits kennen, weil sie bei der Trauung der Majestäten gedient hatten, aber die erste war diesmal von sechs schneeweißen Pferden gezogen, mit rotem, reich mit Silber verziertem Saffiangeschirr, und in der Karosse thronte auf den weißen Atlaskissen die schmucke bretonische Amme, die den kleinen Prinzen, die „Hoffnung Frankreichs", auf den Armen hielt, und zwar so, daß alle Welt ihn bequem sehen konnte.

Die erst vor wenig Tagen ernannten Marschälle Canrobert und Bosquet ritten zu beiden Seiten, von hundert Garden, der neugeschaffenen kaiserlichen Leibwache, umgeben; die letzteren stattliche Figuren in amarantfarbener Uniform, mit hellblau, und in blitzenden Helmen mit wallenden Federn, natürlich mehr für die Parade als für die Schlacht.

In der zweiten Karosse saß der Kaiser mit der Kaiserin, aber sie fuhren nur vierspännig; das kleine, dreimonatliche Söhnchen war diesmal die Hauptperson.

Dann kam eine endlose Reihe von Equipagen mit den hohen Herrschaften: Prinzen und Prinzessinnen, Marschälle und Generäle, Minister, Senatoren, Staatsräte u. s. w. und die meisten mit ihren Gemahlinnen, doch das war nichts Neues mehr; sie machten keinen großen Effekt, und man ließ sie gleichgültig vorüberziehen.

Die große Masse des Volkes bekam mithin nur wenig zu sehen, denn in das Innere der Kirche konnte man nur gegen Einlaßkarten gelangen, von denen über fünftausend ausgegeben waren. Viele dieser Karten waren aber in die Hände von Spekulanten gefallen, die damit ein sehr einträgliches Geschäft machten, ganz wie die Billethändler der Theater, wenn eine „Première" angesagt ist. Dieser unwürdige Schacher warf auf die heilige Handlung einen häßlichen Schatten.

Die Ausschmückung der Kathedrale war übrigens dieselbe wie bei früheren Gelegenheiten, theatralisch und überladen, aber die Taufe bot trotzdem ein imposantes Schauspiel.

Der Kaiser selbst hielt seinen Sohn über dem Taufbecken, das mit Wasser vom Jordan (ein Geschenk des Papstes) gefüllt war, und das Taufbecken war dasselbe, in welchem der große Frankenkönig Chlodwig, i. J. 496, vom h. Remigius getauft wurde. Man hatte es aus dem Cluny-Museum geholt, zu dessen kostbarsten Antiquitäten es noch heute gehört, und die unscheinbare metallene Schale reich in Silber fassen lassen.

Der Erzbischof von Paris, der die Taufe unter Assistenz von vier Kardinälen und zehn Erzbischöfen und Bischöfen vollzog, wies mit einigen Worten auf dies wunderbare Zusammentreffen hin: „der erste christliche König des Frankenreichs, und nach mehr als tausend Jahren der Sprößling der glorreichen napoleonischen Dynastie, beide aus demselben Taufbecken in den Schoß der Christenheit aufgenommen" *).

*) Als Patin war die Tante des Kaisers, die Großherzogin Stephanie von Baden, eingetroffen, und zwar in Vertretung ihrer Tochter, der Königin von Schweden. Sie erschien, eine fast siebzigjährige Matrone, zum erstenmal wieder am Tuilerienhofe, wo sie bekanntlich ihre Jugendzeit als Liebling Napoleons I. verlebt und soviel „tolle Streiche"

Daß die Altertumskenner die Echtheit der Schale bezweifelten und in ihren Fachschriften darüber polemisierten, kommt hier nicht weiter in Betracht.

Wie vieles vereinigte sich mithin, um dem kaiserlichen Kinde ein glänzendes Horoskop für die Zukunft zu stellen, und in wie geringem Maße sind diese Hoffnungen und Wünsche erfüllt worden! —

Nach der Feierlichkeit begaben sich die Majestäten mit großem Gefolge in das Hôtel de ville, um einem Bankett beizuwohnen, das in den Annalen der Stadt Paris einzig dasteht.

An der Haupttafel in der großen Salle d'honneur, wo neben dem Kaiser die Großherzogin Stephanie und neben der Kaiserin der Kardinal Patrizzi Platz genommen hatten, saßen nicht weniger als achtzig Kirchenfürsten, Kardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe, ein Ereignis, wie man seit Menschengedenken kein ähnliches in Paris erlebt hatte.

---

gemacht hatte. Auch Napoleon III. zeichnete sie sehr aus, und nicht allein, weil sie seine einzige Verwandte aus einem souveränen deutschen Fürstenhause war, sondern auch, weil er sie wegen ihres politischen Scharfblickes sehr schätzte. Sie brachte in den folgenden Jahren oft mehrere Monate am Sommerhoflager in Fontainebleau oder in Saint-Cloud zu, und immer in der intimsten Umgebung der kaiserlichen Familie. Im Herbst 1859 erkrankte sie plötzlich und begab sich nach Nizza, wo sie am 29. Januar 1860 starb.

Auch in den zehn Nebensälen wurde gespeist, denn der Stadtrat hatte über tausend Personen geladen und, wie der Figaro versicherte, die kulinarische Riesenaufgabe, so viele Menschen satt zu machen, glänzend gelöst.

Paris kam überhaupt in jener Woche nicht mehr aus den Festlichkeiten heraus, denn am nächsten Tage gab es schon wieder eine feierliche Auffahrt nach den Tuilerien: der Kardinal-Legat überbrachte im Namen des hl. Vaters der Kaiserin die „Goldene Rose."

Die Majestäten waren bereits mit ihrem ganzen Hofstaate und mit allen hohen Kronbeamten in der Schloßkapelle versammelt, als der Kardinal mit seinem Gefolge erschien. Ein päpstlicher Geheimkämmerer trug das kostbare Geschenk vorauf und stellte es seitwärts auf den Altar. Der eigens dazu angefertigte Stamm war aus getriebenem Silber, und in dem goldenen Blätterschmuck blitzte die reich mit Edelsteinen besetzte goldene Blume. Der Kardinal verlas alsdann das Breve des Papstes, der seiner vielgeliebten Tochter, der erlauchten Fürstin Eugenie, ob ihrer Verdienste um die hl. Kirche und ihres gottesfürchtigen Wandels dies Sinnbild der Tugend und Herzensreinheit übersende, und erteilte darauf den apostolischen Segen.

Inzwischen hatten die Maires der zwanzig Pariser Mairien eine Volkssubskription eröffnet, zu welcher

keiner mehr als zehn Centimen beitragen durfte, und die trotzdem über 150 000 Franken einbrachte. Es war das Taufgeschenk der Pariser für den kaiserlichen Prinzen. Der Kaiser verdoppelte die Summe und stiftete damit ein Waisenhaus, »l'orphélinat du Prince Impérial«, das der kleine Prinz, als er größer geworden, immer an seinem Tauftage besuchte und dann alle Kinder reich beschenkte.

Am 3. Dezember desselben Jahres wurde der Prinz in die Rangliſten der französischen Armee eingetragen, und zwar als Korporal im ersten Grenadierregiment der Kaisergarde.

Frankreich hatte also jetzt wieder einen »petit corporal«, denn mit diesem Namen, der an Napoleon I. erinnerte, taufte das Volk seinerseits den Sohn Napoleons III.

Zweites Kapitel.

Die Kehrseite der Medaille. — Die geheimen Gesellschaften. — Die Lage der Deportierten. — Die Komplotte gleich nach dem Staatsstreich. — Die zwei ersten Komplotte unter dem Kaiserreich. — Parallele zwischen Napoleon III. und Ludwig Philipp. — Der kaiserliche Hofhalt in den Tuilerien. — Geheimnisvolle Manifestation des Revolutionskomitees.

Die Feierlichkeiten, Prunkzüge und Feste, die Bankette und Illuminationen, die Revuen und Paraden sind vorüber, der Kardinal-Legat ist mit seinem Gefolge nach Rom zurückgekehrt und ebenso die Kongreßmitglieder an ihre verschiedenen Höfe, und alle brachten gewiß einen überaus günstigen Eindruck von Frankreichs Glanz und Machtfülle mit nach Hause, von dem unvergleichlich schönen Paris, das sich in den wenig Jahren unter dem neuen Napoleon so großartig entwickelt hatte, und von der rührigen, geistreichen und liebenswürdigen Bevölkerung, die so zufrieden und glücklich zu sein schien.

Schien . . . . das ist das richtige Wort, das wir nicht vergessen dürfen, hinzuzusetzen, denn alle diejenigen, die so befriedigt und entzückt urteilten, hatten nur die verführerische Außenseite mit ihrer Schminke und ihrem Flitter gesehen, nicht den inneren Kern, die Kehrseite der glänzenden Medaille.

Diese müssen wir jetzt beleuchten, ernst und wahrheitsgetreu, aber auch rücksichtslos und unerbittlich und zugleich unbekümmert, ob die dadurch heraufziehenden Schatten das lichte, farbenreiche Gemälde stark verdunkeln.

Zu diesem Zweck ist ein kurzer Rückblick durchaus nötig.

Der Staatsstreich vom 2. Dezember annullierte durch einen Federzug das durch die Verfassung der Republik von 1848 garantierte freie Vereinigungsrecht der Franzosen. Infolge dieses Rechtes hatten sich in ganz Frankreich viele hundert Vereine gebildet, meist von Handwerkern und Gewerbetreibenden und auch von schlichten Arbeitern, die zusammen nach einer allerdings schwer zu kontrolierenden Schätzung gegen 250 bis 300 tausend Mitglieder zählten.

Man geht aber durchaus fehl, wenn man diese Vereine durchweg als geheime Gesellschaften bezeichnet, wie es die Regierung gethan, die sie unter diesem Vorwande sämtlich und mit einem Schlage unterdrückte.

In Paris selbst mochte dies, wenigstens für die große Mehrzahl derselben, einigermaßen berechtigt erscheinen, denn dort verfolgten jene Vereine vorwiegend politische Zwecke, aber im übrigen Frankreich war es anders.

Dort hatten sich, namentlich in den größeren Städten, die verschiedenen Innungen und Korporationen verbunden, zu gegenseitigem Schutz und zur Unterstützung, freilich auch zum festen Zusammenhalten bei irgend einer plötzlichen staatlichen Umwälzung, von der unter der Präsidentschaft Louis Napoleons beständig die Rede war.

Alle Handwerker und Gewerbetreibenden hatten in jeder Stadt ihre »associations«, Tischler, Metzger, Schuhmacher und Schneider, Schmiede, Schlosser und Anstreicher, Gerber und Färber, die Schriftsetzer, Lithographen und Drucker, auch die Kleinhändler und Ladenbesitzer aller Art, und ebenso die vielen tausend Arbeiter in den Fabriken und sonstigen industriellen Etablissements.

Die sofort nach dem Staatsstreich installierten Kriegsgerichte, mit ihren Ausnahmegesetzen und ihren „Kommissionen zur Wahrung der öffentlichen Sicherheit", erklärten alle Vereine ohne Unterschied für staatsgefährlich, mithin für aufgelöst, und diejenigen, die sich nicht gutwillig fügten und vielleicht ein heim-

liches Fortbestehen planten, waren den schwersten Strafen, oft dem Standrecht, verfallen.

Die in Frankreich bestehende Centralisation erleichterte diese Willkürmaßregel ungemein. Die Dekrete gingen von Paris, dem großen Centrum, aus; jeder Präfekt erhielt seine Weisungen, dieser ließ dieselben seinem Unterpräfekten zukommen und diese wieder ihren Maires, und schließlich die Maires den Gendarmen.

Schon in den ersten acht Tagen funktionierte die gewaltige Maschine, wie ein genau ineinandergreifendes Räderwerk, ganz nach Wunsch, d. h. nach Wunsch derjenigen, die jetzt die Leitung der Geschicke Frankreichs in Händen, oder richtiger gesagt, sich usurpatorisch angeeignet hatten.

Nun kamen die Massenverhaftungen aller irgendwie beim Staatsstreich Kompromittierten, und nicht allein derjenigen, die sich in offener Widersetzlichkeit dagegen aufgelehnt, sondern noch in viel höherem Grade derjenigen, die verdächtig waren, der neuen Herrschaft nicht unbedingt zuzustimmen.

Wie die Zahl der in den schrecklichen drei Dezembertagen 1851 Gefallenen nie bekannt geworden ist, so auch ebensowenig die der gleich darauf standrechtlich Erschossenen*). Und dies Schicksal traf nicht allein die-

*) In der Schreckensnacht vom 3. auf den 4. Dezember 1851 wurden allein in dem hinteren am Quai liegenden

jenigen, die mit den Waffen in der Hand gefangengenommen wurden, sondern auch alle, die sich auf den Barrikaden, oder nur in deren nächster Nähe befanden, wenn die Truppen stürmten. Wie mancher Unschuldige mag seine vorwitzige Neugier damals mit dem Leben bezahlt haben!

Alsdann wurden die Proskriptionslisten aufgesetzt für die zur Deportation nach den überseeischen Strafkolonien Bestimmten .... man kann nicht sagen: Verurteilten, denn von einem regelrechten richterlichen Urteil war so gut wie gar nicht die Rede. Wenn aber, so war es nur eine Scheinprocedur, deren Ausgang man vorher wußte, denn die Tribunale verfuhren mit einer haarsträubenden Willkür, die in mehr als einer Beziehung an die „Gerichtssitzungen" der Sans-

---

Hofe des Präfekturgebäudes zwischen 60 und 70 Insurgenten erschossen, d. h. diejenigen, die man als solche ergriffen hatte. Das Verfahren war dergestalt summarisch, daß die bloße belastende Aussage der Offiziere, oft nur der Unteroffiziere und Soldaten, genügte, die Unglücklichen niederzumachen. Wir wohnten damals, unserer drei Landsleute, am Quai des grands Augustins, auf der anderen Seite der Seine, und konnten deutlich aus unseren Fenstern den mit Fackeln erleuchteten Hof sehen und noch deutlicher die Schüsse fallen hören, oft ganze Gewehrsalven. Am anderen Morgen war der jenseitige Quai abgesperrt, denn man hatte die Leichen noch nicht fortgeschafft; mit Hülfe unserer Operngläser sahen wir sie hinter dem hohen Gitter neben- und übereinander in ihren Blutlachen liegen.

culotten aus der Schreckenszeit der großen Revolution erinnerte.

Und jetzt wurden meistens die höheren, gebildeten Stände getroffen: Ärzte, Advokaten, Journalisten, Schriftsteller, Künstler, Kaufleute, die man ihren Geschäften und Klienten, und was das schrecklichste war, ihren Familien und Angehörigen plötzlich und oft über Nacht entriß und gefesselt nach irgend einem Seehafen brachte, wo sie ohne weiteres nach Cayenne oder Lambessa eingeschifft wurden.

Mehr als ein Menschenalter ist seit diesen Schandthaten vergangen, und noch stehen sie lebendig in der Erinnerung der Zeitgenossen, und alle Deduktionen, die man im Namen der Staatswohlfahrt, der öffentlichen Sicherheit und im Interesse der durch die Anarchie bedrohten Ordnung zur Beschönigung und Rechtfertigung vorgebracht hat, können die schwere Verschuldung und die damit verbundene Anklage willkürlicher Grausamkeit nicht aus der Welt schaffen.

Daß dem Prinz-Präsidenten und späteren Kaiser die Einzelheiten jener abscheulichen Wirtschaft anfangs verborgen blieben, und daß er, als er sie später erfuhr, Gnade walten ließ und, wie wir weiter unten sehen werden, wieder gutzumachen suchte, was man in seinem Namen verbrochen hatte, mag ihm persönlich als Milderungsgrund angerechnet werden, kann

aber seine Verantwortlichkeit vor der Geschichte nicht aufheben.

Er fand eben nur zu willige Hände, und seine nächsten Berater, unter denen sich ein Saint-Arnaud, ein Maupas, ein Morny befanden, stellten ihm zu seiner eigenen Sicherheit die Anwendung so grausamer Maßregeln als unabweisbare Notwendigkeit vor.

Und auch hier zeigte sich das Centralisationssystem wieder von seiner unheilvollen Seite. Jeder Präfekt und jeder Polizeidirektor war mit der nötigen unbegrenzten Vollmacht ausgerüstet, alle verdächtig Scheinenden festzunehmen und den Specialkommissionen zu überliefern, ja, es sind Fälle vorgekommen, wo gewöhnliche Gendarmen beliebige Leute, die in irgend einer Dorfschenke ein unbedachtsames Wort über den Staatsstreich fallen ließen, kurzweg arretierten und in das Gefängnis der nächsten Stadt brachten. Auch diese wurden, wenn sie keine gewichtige Fürsprache hatten, oder sich nicht schlagend legitimieren konnten, pêle-mêle mit den übrigen per Schub forttransportiert und mußten mit zur See, nicht wenige auf Nimmerwiederkehr*).

*) Die geringfügigsten, oft geradezu kindischen Ursachen genügten zur Verhaftung: eine, vielleicht gar mit einem Kranze geschmückte Büste Ledru-Rollins, oder Blanquis im Wohnzimmer eines Bürgers — ein paar Flugschriften, die noch vor wenig Monaten in allen Straßen feilgeboten wurden, oder ein paar Bänkelsängerlieder, und diese wie jene

Es ist ganz unmöglich, die Zahl der Deportierten auch nur annähernd festzustellen; gering angeschlagen, mag sie sich immerhin auf zehntausend belaufen, andere Statistiker nehmen die doppelte Summe an und belegen sie mit authentischen Ziffern aus den einzelnen Departements, nach denen sie dann eine Durchschnittszahl aufstellen.

So z. B. im Var-Departement: von 2900 Verhafteten 718 Deportierte; in den Basses-Alpes: von 1994 Verhafteten 953 Deportierte; im Drôme-Departement: über 800 Deportierte, darunter allein 500 Familienväter; in Béziers (Hérault) einer Stadt mit etwas über 24000 Einwohnern: von 1470 Verhafteten 795 Deportierte u. s. w.

---

zu Gunsten der Republik — vorgefundene Einlaßkarten zu den Sitzungen irgend eines patriotischen Klubs — rote Kokarden und Bänder, ein zerrissenes und in den Papierkorb geworfenes Portrait des Prinz-Präsidenten — die an die Wand des Hausganges, vielleicht von einem Gamin, geschriebenen Worte: nieder mit den Bonapartes .... und ähnliche Lappalien brachten manche auf die Anklagebank, und man sollte es nicht für möglich halten, wenn es nicht durch unwiderlegbare Zeugen konstatiert wäre, nach Lambessa oder Cayenne. Auch anonyme Denunziationen wurden berücksichtigt; kurzum, es herrschte in den ersten drei Monaten nach dem Staatsstreich im Schoß der Untersuchungskommissionen ein geradezu infames Treiben, wo die Gemeinheit, welcher die Menschennatur fähig ist, in schauderhafter Weise zu Tage trat.

Diese Ziffern gingen von Mund zu Mund, und die Regierung that nichts, sie zu entkräften. Sie brachte nur dann und wann und wie zu ihrer Entschuldigung, verschiedene Listen von notorisch nachgewiesenen Mitgliedern geheimer Gesellschaften, die seit 1849 anarchistische Umtriebe angezettelt und deren Deportation zur Notwendigkeit geworden, und konnte damit kaum 1500 nachweisen. Von der großen Mehrzahl der übrigen Unglücklichen schwieg sie und meinte damit das öffentliche Gewissen zu beschwichtigen. Anfangs gelang es auch, denn ganz Frankreich lebte noch unter dem Eindruck des Schreckens der Dezembertage, und jeder fürchtete für seinen eigenen Kopf.

Erst im Sommer des Jahres 1852 wagten sich, und nur vereinzelt und schüchtern, verschiedene Berichte und Schilderungen hervor, meist Briefe der Deportierten an ihre Angehörigen und die der Wachsamkeit der Aufseher entgangen, oder auch durch Bestechung derselben übers Meer gelangt waren, und diese Briefe erzählten schauderhafte, haarsträubende Dinge. Amerikanische Zeitungen und nach ihnen die Times druckten zuerst diese Briefe ab, und die betreffenden Nummern wurden, der argusäugigen Polizei zum Trotz, massenhaft in Paris eingeschmuggelt.

Das gab den ersten Anstoß und rüttelte die Regierung auf aus ihrer Gleichgültigkeit und erträumten

Ruhe. Die vielen Sterbefälle unter den Deportierten konnten auch nicht verheimlicht bleiben, schon wegen der Civilregister in Bezug auf Erbschaften der sequestrierten Güter, und wegen der Vormundschaften der durch den Tod aufgelösten Ehen, und immer lauter und rücksichtsloser regte sich die öffentliche Meinung, der man lange genug den Mund verstopft hatte.

Das bereits früher citierte Dulordsche Geschichtswerk bringt verschiedene dieser Briefe, sämtlich mit Namensunterschrift und von den Mitgefangenen beglaubigt, so daß gar kein Zweifel an ihrer Wahrhaftigkeit aufkommen kann.

Wir teilen hier nur ein Bruchstück aus der Leidensgeschichte derjenigen Deportierten mit, die am 10. Januar 1852 von Hâvre aus auf der Dampffregatte „Le Canada" eingeschifft wurden.

„Im Ganzen befanden sich 420 französische Bürger an Bord, die in drei verschiedenen Räumen des Schiffes untergebracht waren, im Zwischendeck, in den Seitenbatterien und in den Schanzen. Das Zwischendeck war nur 14 Meter lang, 4½ Meter breit und 1 Meter 80 Cm. hoch. Dort waren 120 Menschen eingepfercht, die sich in dem engen Raum kaum rühren und in der so gut wie gar nicht ventilierten Luft, die durch die Hitze der nahen Dampfmaschine noch unerträglicher wurde, kaum atmen konnten. Aufs Verdeck wurde keiner hinaufgelassen.

In der einen Ecke des Raumes stand für die notwendigen Bedürfnisse eine große offene Bütte, die alsbald einen

pestilenzialischen Gestank verbreitete. Viele wurden ohnmächtig, andere bekamen die Seekrankheit und bespieen sich gegenseitig; wer seine volle Besinnung behielt, wurde vor Wut und Verzweiflung fast rasend.

Die zweimal täglich in schmutzigen Holznäpfen gereichte Nahrung war ungenießbar: halbverschimmelter und zerbröckelter Schiffszwieback, dazu eine Art Erbsensuppe mit ranzigem Öl und voll von Schaben und Würmern! Nur der heftigste Hunger zwang uns, davon zu essen.

An Schlaf war natürlich gar nicht zu denken, denn kaum die Hälfte der Gefangenen konnte sich auf dem Boden ausstrecken, die andern blieben stehen, und diejenigen waren noch glücklich, die sich an die Schiffswand lehnen konnten, um auszuruhen. Mitleidig wechselte man mit dieser Aushülfe.

Und unter diesen Unglücklichen befanden sich viele gebildete Männer, die früher angesehene Stellungen bekleidet hatten und die an allen Komfort des Lebens gewöhnt gewesen waren: Ärzte und Advokaten, höhere Beamte der untergegangenen Republik, sogar ein ehemaliger Präfekt, und mehrere Präfektur- und Generalräte! Ihr Verbrechen bestand einfach darin, nicht sofort den Staatsstreich anerkannt und dem neuen Machthaber zugejubelt zu haben. Die ihrem Eide treu Gebliebenen wurden von dem Eidbrüchigen gemartert!

Vier Tage und vier Nächte dauerte dieser himmelschreiende Zustand, der an Dantes Höllenqualen erinnerte, von Hâvre nach Brest. In Brest lagen andere Schiffe, welche die Gefangenen nach den verschiedenen Deportationsstationen bringen sollten. Dort sahen die Behörden ein, daß man sie auf diese Weise nicht weiter behandeln konnte, um sie wenigstens le-

bendig an den Ort ihrer Bestimmung zu schaffen. Da hätte man lieber alle gleich umbringen sollen.

Viel besser erging es ihnen übrigens auf den eigentlichen Transportschiffen auch nicht, denn sie wurden einfach wie gemeine Sträflinge behandelt, und man machte nicht den geringsten Unterschied zwischen ihnen und den niedrigsten Verbrechern."

„Die Proskriptionen nach dem Staatsstreich des 2. Dezember," fügt Dulord hinzu, „gehören zu den größten Abscheulichkeiten, welche die Weltgeschichte kennt; im heidnischen Altertum giebt es kaum etwas Ähnliches, und diese Gräuel geschahen zu unserer Zeit, inmitten unserer modernen christlichen Civilisation! Selbst Frauen wurden nicht verschont.

Ich nenne hier nur eine: Madame Pauline Roland, eine liebenswürdige, geistreiche Schriftstellerin, Mutter von drei Kindern, die sie nach dem Tode ihres Gatten mit hingebender Sorgfalt erzog. Sie war durch ihre freisinnigen Schriften mißliebig geworden, und man fürchtete die Republikanerin, die einen großen Anhang hatte.

Sie wurde nachts verhaftet und ohne Verhör und Urteil nach Marseille und von da nach Algerien gebracht .... eine Deportirte. Sie teilte mit einigen Leidensgefährtinnen, die aber an Bildung weit unter ihr standen, eine enge Zelle, zuerst im Gefängnis von Oran. Zweimal täglich wurden die Armen ins Freie gelassen, und zwar in einen engen von Mauern umgebenen Hof, ohne Raum oder sonstigen Schutz gegen die glühende afrikanische Sonne.

Madame Roland wurde später von Oran nach Sétif und von da nach Bona transportiert und überall schmählich

behandelt; dies geschah auf besonderen Befehl des Marschalls Randon, des damaligen Generalgouverneurs, um sie zu bestrafen, weil sie sich hartnäckig weigerte, ein Gnadengesuch einzureichen.

Endlich, nach anderthalb Jahren, erlangte sie, durch die Verwendung einflußreicher Freunde in Paris, ihre Freiheit wieder und erhielt fünfzig Franken Reisegeld. Sie war körperlich und geistig gebrochen und kam nur bis Lyon, wo sie im Hospital starb, ohne ihre Kinder wiedergesehen zu haben, deren sich mitleidige Verwandte angenommen hatten."

Als diese schauderhaften Berichte bekannt wurden, da überkam die Gewaltigen bei Hofe, in den Ministerien und in allen Präfekturen des Landes Angst und Not, und das böse Gewissen schlug sie mit dämonischem Flügel.

Zudem stand das Skrutinium über das Kaiserreich bevor, und es galt namentlich die Landbevölkerung zu beschwichtigen und günstig zu stimmen.

Persigny, der ehemalige Sergeant und kecke Abenteurer, jetzt aber der hochgebietende Minister des Innern und im Grunde kein „schlechter Kerl", hatte schon früher ein Rundschreiben an die Präfekten und außerordentlichen Regierungskommissare erlassen, mit der Weisung, alle diejenigen Gefangenen, „die nur irre geleitet gewesen", ihren Familien zurückzugeben, und die überall installierten Kriegsgerichte mußten sich baldarauf mit den regelmäßigen Gerichtsbehörden in Verbindung setzen, „um jeder Willkür bei den Verurtei-

lungen vorzubeugen"; man gestattete auch Bürgschaften und Gnadengesuche, wenn sie von sicheren Personen befürwortet wurden.

Das war schon etwas, aber das bereits angestiftete Unheil konnte damit doch nur sehr teilweise wieder gutgemacht werden.

Dann kam die Proklamation des Kaiserreiches, und mit ihr ließ sich die Stimme des Kaisers selbst hören.

Der Moniteur veröffentlichte ein Amnestiedekret, allerdings keine allgemeine, unbedingte Amnestie, denn für eine solche fühlte der neue Herrscher sich noch nicht sicher genug auf dem Throne, aber doch schon ziemlich weit reichende Begnadigungen und Abkürzungen der verhängten Strafen, und die ersten Schiffe, die im Angesichte der Strafkolonien ankerten und am Hauptmast eine bekränzte Trikolore aufzogen, wurden mit Jubel begrüßt.

Mehrere tausend Deportierte gelangten wieder in ihre Heimat und an den häuslichen Herd zurück. Für viele kam der Gnadenakt zu spät; sie waren bereits dem mörderischen Klima, besonders in Cayenne, erlegen, andere brachten unheilbares Siechtum mit und starben eines frühzeitigen Todes; sie fanden wenigstens ein Grab in der heimatlichen Erde, aber in ihre letzten Seufzer mischten sich die Verwünschungen gegen den Urheber ihres Unglücks.

Die Kaiserin erhielt bald nach ihrer Vermählung eine Menge Zuschriften, von denen viele auf ganz seltsame Weise in ihre Hände gelangten; so fand sie mehrere im Garten von Saint-Cloud vor den Blumenbeeten, wo sie am liebsten zu verweilen pflegte, und oft auch welche auf den Möbeln ihres Boudoirs, von denen kein Mensch wußte, wie sie dahingekommen, und immer waren es flehentliche Bitten, sich beim Kaiser für die Rückkehr der Verbannten, eines Vaters, eines Gatten oder eines Sohnes zu verwenden. Sie that es gern, denn auf der Höhe des irdischen Glückes, das sie damals von allen Seiten umgab, war es ihr ja so leicht, zu vermitteln, und sie mag auch manchen Gnadenerlaß durchgesetzt haben.

Die Geburt des kaiserlichen Prinzen brachte eine weitere, wenn auch gleichfalls nur beschränkte Amnestie, die besonders denjenigen unter den zurückgebliebenen Deportierten zugute kam, die den gebildeteren Klassen angehörten und von denen manche das erste Amnestiedekret nicht anerkannt hatten. Sie verlangten damals Formulierung der Anklage und das Recht der Verteidigung vor zuständigen Richtern, welchem Verlangen begreiflich nicht entsprochen wurde.

Einige weitere Verbannungsjahre hatten sie aber mürbe gemacht, wie die Bonapartisten sagten, und sie unterschrieben den Revers, durch welchen sie den Statusquo

in Frankreich anerkannten, und waren frei. Daß eine solche Unterschrift wertlos war, sollte man später nur zu oft erfahren, denn der Ingrimm blieb und mit ihm der Durst nach Rache.

Die beschränkten Amnestien hatten im Grunde auch nur wenig zur Festigung und Sicherung des Kaiserreichs beigetragen, denn sie erstreckten sich nur auf diejenigen, die ohnehin nicht sonderlich gefährlich waren und die weit mehr gegen die neue Regierungsform als gegen die Person Napoleons agitiert hatten.

Ganz anders verhielt es sich mit den Exilierten und Flüchtlingen in London, die jetzt ein permanentes Revolutionskomitee bildeten, das sich zur Aufgabe machte, den „eidbrüchigen Usurpator", gleichviel auf welche Weise, aus der Welt zu schaffen. Alle Mittel und Wege wurden im voraus gutgeheißen, wenn sie nur zu diesem einen Ziele führten. So stand es wörtlich in den Statuten des Komitees, die jeder vor seiner Aufnahme feierlich beschwören mußte.

Das war das Damoklesschwert, von dem wir schon früher sprachen, das Tag für Tag, jahraus, jahrein über dem Haupte des Kaisers hing.

Die vielen Attentate auf sein Leben bilden die dunkelsten und schrecklichsten Blätter seiner Geschichte und ziehen sich wie ein roter Faden — das Rot bedeutet Blut — durch seine ganze Regierungszeit, und

zwar schon unter seiner Präsidentschaft bis zu dem letzten verhängnisvollen Kriege; denn sowohl in Metz, wie in Sedan, im Jahre 1870, fanden mehrfache Verhaftungen von verdächtigen Leuten statt, von denen sogar einer standrechtlich erschossen wurde. In dem ungeheuren Trubel jener Tage blieben die Mordversuche nur unbeachtet und sind erst viel später bekannt geworden.

Wir unsererseits müssen diese Attentate, wenigstens die bedeutendsten unter ihnen und besonders diejenigen, von denen wir selbst Augenzeuge waren, näher schildern, schon weil sie mehr als so vieles andere am besten die schroffen Gegensätze bezeichnen, in welchem der Kaiser mit den Seinigen, mit seinem Hofe und seiner gesamten Partei beständig lebte: äußerer Glanz und eine prächtige, geräuschvolle Repräsentation, scheinbare Ruhe im Innern und eine in ihren Wünschen für befriedigt geltende Bevölkerung auf der einen Seite, und auf der andern unaufhörliche Besorgnis und bleiche Furcht, wie vor einem unsichtbaren Gespenst, was alles um so peinlicher und um so niederdrückender war, je mehr man sich gezwungen sah, dies vor den Augen der Welt zu verbergen.

* * *

„Bürger Frankreichs!

Das Kaiserreich soll wieder auferstehen. Louis Bonaparte, der eidbrüchige Mörder von vielen tausend friedlichen Franzosen, wagt es, seine blutigen Hände nach der Krone des schönsten Reiches der Welt auszustrecken, und elende Schmeichler und niedere Lakaienseelen bringen sie ihm entgegen.

Bürger! Einem solchen Tyrannen, einem solchen Meineidigen und Banditen gegenüber habt ihr eine ernste und heilige Pflicht zu erfüllen. Louis Bonaparte steht außerhalb des Gesetzes und außerhalb der Menschheit; er ist vogelfrei wie das reißende Tier des Waldes.

Wenn man auch das Gaukelspiel einer Volksabstimmung ins Werk setzt, wenn auch die beiden Schafherden, Senat und Gesetzgebender Körper, diesen Verbrecher zum Kaiser ausrufen und das geknechtete, stumpfsinnige Volk vive l'Empereur schreit, und wenn selbst der Papst ihn in Notredame krönt — der freie Bürger Frankreichs hat jetzt nur Eines zu thun: sein Gewehr scharf zu laden und den günstigen Augenblick abzuwarten.

Im Namen des in Jersey versammelten demokratisch-sozialistischen Revolutionskomitees, am 31. Oktober 1852.

Victor Hugo."

Auch ohne die Unterschrift hat gewiß mancher Leser in dieser Proklamation, von der wir nur einige Kernstellen mitteilten, den Verfasser des bösen Buches »Napoléon le Petit« erraten, der durch seine überspannten, oft ganz maßlos tollen politischen Schrei-

bereien in späteren Jahren seinen hohen literarischen Ruhm so sehr verdunkelte.

Wir wollten aber durch das obige Citat dem Leser einen Begriff geben von dem Dichten und Trachten der exilierten französischen Republikaner, die von London aus, ihrem sicheren Versteck, unaufhörlich Brandschriften mit direkter Aufforderung zum Kaisermord über den Kanal sandten und aus ihren blutigen Plänen gar kein Hehl machten.

Deshalb war auch die kaiserliche Regierung beständig auf dem qui vive, und die geheime Polizei hatte alle Hände voll zu thun. In Hâvre sowohl wie in Boulogne waren zu diesem Zweck eigene Bureaux errichtet, deren Beamte, meist unter dem Vorwand einer Zollvisitation und auch in der entsprechenden Uniform, sich auf jeden ankommenden Dampfer begaben, aber weit mehr die Passagiere als das Gepäck einer genauen Untersuchung unterzogen und jeden Verdächtigen anhielten, oder wenn das nicht thunlich war, ihn beim Aussteigen nicht aus den Augen verloren.

Oft begleiteten sie ihn ungesehen weiter bis Paris oder sonstwohin und statteten eingehenden Rapport ab. Oft hatten sie auch von ihren besoldeten Spionen in London, die sich dort für Exilierte ausgaben und sich in irgend einen revolutionären Klub hatten aufnehmen lassen, sichere Weisungen erhalten, mit einer genauen

Beschreibung der betreffenden Persönlichkeit, die dann direkt bei ihrer Ankunft in Empfang genommen und unschädlich gemacht wurde.

So ging es jahrelang, eigentlich während der ganzen Kaiserzeit, und es ist vielleicht ein Wunder, daß Napoleon III. nicht doch das Opfer eines der vielen Attentate geworden.

Da hatten die Sprecher der Deputationen, die sich nach jedem mißlungenen Mordversuch zur Beglückwünschung in den Tuilerien einfanden, so unrecht nicht, wenn sie pathetisch ausriefen: „die Hand des Herrn schützt Ew. Majestät und macht die Mordpläne Ihrer Feinde zu schanden! ....“ worauf dann der Kaiser mit ähnlichem Pathos antwortete: „mich trifft keine Kugel und kein Dolch, denn ich habe meine Mission noch nicht erfüllt.“

Doch wir wollen chronologisch verfahren.

Im Frühling 1852, also einige Monate nach dem Staatsstreich, begann der Prinz-Präsident bekanntlich seine Rundreisen durch Frankreich, um sich dem Volke zu zeigen und Stimmung für das bevorstehende Skrutinium des Zweiten Kaisertums zu machen. Wie geschickt er sich dabei benahm, wissen wir bereits, und die Präfekten und Maires besorgten das übrige.

So war Napoleon auch nach Marseille gekommen, der bedeutendsten Stadt des Südens und dem Hauptstapelplatz des Orienthandels.

Der direkten Verbindung mit Algerien und mit der Levante hatte Marseille von jeher eine sehr bunt zusammengewürfelte Bevölkerung zu verdanken, die sich weit mehr der Republik als der Monarchie zuwandte.

Der Prinz, am Bahnhof begeistert empfangen, wofür schon die Truppen der Garnison gesorgt hatten, war im Präfekturgebäude abgestiegen und sollte am nächsten Morgen eine Rundfahrt durch die Stadt machen und dann die neuen Hafenanlagen besichtigen.

Die Häuser waren mit Fahnen und Kränzen geschmückt, der Klerus, der Magistrat und die Beamten waren versammelt, und die Straßen, durch die der Zug gehen sollte, wimmelten von Schaulustigen.

Auf einmal hieß es, die Ausfahrt würde unterbleiben, denn der Prinz sei von einem leichten Unwohlsein befallen worden und werde noch an demselben Tage nach Toulon weiterreisen.

Allgemeine Verwunderung, viel ungläubige Gesichter und bedenkliches Achselzucken.

Mit dem plötzlichen Unwohlsein des Prinzen, das nur als Vorwand seiner schnellen Abreise dienen mußte, war es nichts; die Sache verhielt sich ganz anders: man hatte eine Höllenmaschine entdeckt; der Präfekt selbst, Monsieur Blot, hatte am Abend vorher eine anonyme Zuschrift erhalten, die den ganzen verbrecherischen Plan enthüllte und auch die Namen der Ver-

schworenen mitteilte. Die schreckliche Maschine sollte aus nicht weniger als 200 Flintenläufen bestehen und in einem Eckhause der rue Cannebière, der Hauptstraße Marseilles und wo der Zug vorbei mußte, aufgerichtet sein.

Also ein Seitenstück zu der Höllenmaschine Fieschis gegen Louis-Philippe (i. J. 1835), aber in zehnfach vergrößertem Maßstabe. Zwei von den Rädelsführern hatte man rechtzeitig ergriffen, und der Prozeß sollte vor den Assisen zu Aix stattfinden. Dorthin war auch die Maschine geschafft worden, die aber, wie man allgemein behauptete, kein Mensch gesehen hatte.

Auch sonst lag auf der ganzen Mordgeschichte ein mysteriöser Schleier, der nie gelüftet wurde. Man erzählte sich sogar, die Regierung habe die Geschichte erfunden, um die Massen einzuschüchtern und ihnen zu zeigen, wohin es kommen würde, wenn die „Roten" wieder zur Herrschaft gelangten. Deshalb nur ja für den Prinzen ein oui in die Plebiscit-Urne geworfen!

In Lille, das der Prinz gleichfalls auf seiner Rundreise berührte, passierte etwas Ähnliches.

Dort sollte ihm im Stadthause ein großes Fest mit Bankett und Ball gegeben werden, und alle Vorbereitungen waren bereits auf das großartigste und glänzendste getroffen. Und dort ebenfalls wenige Stunden vorher plötzliche Absage und schnelle Abreise.

Man hatte nämlich im Kabinett des Komitees einige hundert Einlaßkarten vermißt, die noch ausgegeben werden sollten, und befürchtete, daß sie gestohlen und dadurch in unrechte, und zwar in gefährliche Hände gekommen sein möchten. Grund genug, den Prinzen zu veranlassen, lieber gar nicht auf dem Feste zu erscheinen

Gerade in Lille waren kurz vorher mehrere geheime Gesellschaften aufgehoben worden, und unter den zahlreichen Arbeitern dieser großen Fabrikstadt gab es viel demokratische Elemente.

Die Spalier bildenden Soldaten hatten sogar beim Einzug vielfach vive la République gerufen, anstatt des offiziellen vive le Prince Napoléon .... alles unliebsame Dinge, die dem „Retter der Gesellschaft" den dortigen Aufenthalt ungemütlich machten.

Übrigens verlief auch diese „Verschwörung" im Sande, und als das Plebiscit das überraschend günstige Resultat gebracht hatte, sprach kein Mensch mehr davon.

Von jetzt an ist ausschließlich Paris der Schauplatz der Komplotte und Attentate, und auch keiner fiktiven und „gemachten" mehr, sondern wirklicher und ernsthafter; unter den letzteren sogar ein entsetzliches, das als Schreckensnachricht durch ganz Europa ging.

Die Liste würde sehr lang werden, wenn wir sie sämtlich aufzählen wollten, und dabei mögen von den Komplotten nur die wenigstens zur Kenntnis der Po-

lizei gekommen und eine noch geringere Anzahl öffentlich bekannt geworden sein.

Die erste größere Verschwörung gegen das Leben Napoleons III. ist das sogenannte Komplott des Hippodroms am 7. Juni 1853.

An jenem Tage sollte nämlich im Hippodrom eine Agrikultur- und Gartenbau-Ausstellung durch den Kaiser eröffnet werden.

Man hatte dazu besondere Einlaßkarten ausgegeben, denn das zahlende Publikum wurde erst am Nachmittag zugelassen. Eine desto beträchtlichere Menschenmenge hatte sich deshalb draußen angesammelt, um die Ankunft der Majestäten zu sehen, die von Saint-Cloud herüberkommen sollten.

Plötzlich erschien, und noch dazu in kurzem Trabe, eine Schwadron Dragoner von der entgegengesetzten Seite; sie säuberte mit gezogenem Säbel den Platz und bildete dann einen weiten Halbkreis um das Gebäude. Eine ganze Legion Polizisten war gleichfalls in wenigen Minuten zur Stelle.

Die kaiserlichen Equipagen fuhren vor, der Polizeipräfekt (auch seine Gegenwart hatte etwas zu bedeuten) empfing die Majestäten und geleitete sie in den Ausstellungsraum, wo sie mit lautem Zuruf begrüßt wurden. Ein Gefolge von Kammerherren und Hofdamen schloß sich an.

Erst am Abend erfuhr man durch die Zeitungen das Nähere, daß nämlich, wie die Regierungsblätter sich ausdrückten, das teure Leben des Kaisers bedroht gewesen, daß aber die Wachsamkeit der Polizei den fluchwürdigen Anschlag verhindert habe.

Die noch an demselben Tage eingeleitete Untersuchung führte zur Entdeckung einer geheimen Gesellschaft, die ihren Sitz in einem entlegenen Hause an der barrière blanche hatte und das auch sofort von einem halben hundert Stadtsergeanten umstellt wurde.

Man überraschte eine Anzahl „Verschworener", konfiscierte eine Menge Papiere und Waffen, aber die eigentlichen Leiter des Komplottes, Felix Pyat und Caussidière, waren verschwunden. Sie mußten gewarnt worden sein, oder sonst „Witterung" gehabt haben; sie waren über den Kanal geflohen und tauchten später in London wieder auf, wo sie in dem dortigen Revolutionskomitee ihre Mordpläne weiter verfolgten.

Vertuschen ließ sich diesmal die Sache nicht, um sie aber nicht allzu wichtig erscheinen zu lassen, wurde sie nur dem Zuchtpolizeigericht überwiesen.

Die Verhandlungen gegen die zwölf Angeklagten brachten wenig Positives zu Tage. Von dem Attentat selbst wollten sie natürlich nichts wissen, auch konnte man ihnen nichts beweisen; ihre Teilnahme an einer geheimen Gesellschaft konnten sie indes nicht leugnen,

und sie wurden dafür zu mehrjähriger Gefängnisstrafe und zu späterer Polizeiaufsicht verurteilt.

Bemerkenswert war die Verteidigungsrede Jules Favres, der hier zum erstenmal in einem politischen Prozeß auftrat und aus seiner republikanischen Gesinnung kein Hehl machte.

Der Staatsanwalt hatte in seiner Anklage auch von Deportierten gesprochen und dieselben in Bausch und Bogen als eine „Rotte von Verbrechern und Spitzbuben geschildert, die nur Mord, Plünderung und Umsturz alles Bestehenden beabsichtigten", und diese Unvorsichtigkeit, um keinen derberen Ausdruck zu gebrauchen, kam ihm teuer zu stehen.

Julius Favre, als er in seinem Plaidoyer diesen Punkt berührte, brauste entrüstet auf: „Nehmen Sie die Worte zurück, Herr Staatsanwalt! Unter diesen Deportierten sind Ehrenmänner, die . . . ." Hier hielt er inne, als besänne er sich, und eine lautlose Stille, wie Gewitterschwüle, lag über den Anwesenden, dann fuhr er ruhig fort: „Die Schranken für meine Verteidigung sind mir so eng und streng gezogen, daß ich mir gewaltsam Schweigen auferlege, aber noch einmal, Herr Staatsanwalt, nehmen Sie die Worte zurück, oder, wenn das nicht, so beruhigen Sie die öffentliche Moral über die schmähliche Behandlung jener Unglücklichen!"

Die ersten Berichte über dieselbe, von denen wir oben sprachen, waren gerade in jenen Tagen erschienen.

Der Staatsanwalt schwieg, denn was hätte der arme Mann auch sagen können, und der Vorsitzende ermahnte den Verteidiger sich zu mäßigen und bei der Sache zu bleiben.

„Ich bin bei der Sache, Herr Präsident, und wenn es mir nur gestattet wäre, von der unheilvollen Ursache jener Deportationen zu sprechen, so . . ." und wieder die unheimliche Stille; Favre spielte natürlich auf den Staatsstreich an.

In dieser Weise ging es fort, und es war nicht schwer, zwischen den Zeilen der Rede dasjenige herauszuhören, was der Advokat verschwieg.

Im Schloß war man sehr unzufrieden mit dem allzu eifrigen Staatsanwalt, der auch bald versetzt wurde, und vollends erbittert gegen Jules Favre, der sich so offenkundig als Gegner des Kaiserreichs zeigte.

Der gewaltige Advokat, den man später vielfach einen zweiten Mirabeau genannt hat, stand von da an auf der Liste derjenigen, mit denen Napoleon III. zu rechnen hatte, und der ihm auch während seiner ganzen Regierungszeit, als Führer der Opposition, so viel zu schaffen gemacht hat.

Die Zeitungen durften die Favresche Rede nicht abdrucken, nicht einmal einen kurzen Auszug davon,

und sie bekamen auch sonst die kategorische Weisung, sich genau an den Bericht des Moniteurs zu halten, der in zwanzig Zeilen die Anklage und die Verurteilung brachte.

Übrigens bot der Prozeß auch noch eine komische Seite. Man hatte nämlich bei einer alten Gemüsehändlerin, die mit ihrem „Kram" unter einer Einfahrt saß, einen Stoß Druckpapiere entdeckt, die sich als revolutionäre Schriften auswiesen. Die Papiere wurden konfisciert und die Frau verhaftet.

Vergebens beteuerte sie, die kaum lesen konnte, daß sie den Inhalt der Papiere nicht kenne, sie habe sie von einem Burschen nach dem Pfundgewicht gekauft, um ihre Waaren darin einzuwickeln; der Staatsanwalt ließ sich auf nichts ein, sondern schilderte die Alte als eine verschmitzte und deshalb doppelt gefährliche Republikanerin.

„Ich gefährlich und eine Republikanerin!" rief die Angeklagte und schlug eine laute und sehr respektwidrige Lache auf, „ebensogut könnten Sie selbst ein Republikaner sein, Herr Procureur. Ich verkaufe Salat und Erbsen und Bohnen, und bekümmere mich nicht darum, ob mein Gemüse kaiserlich oder republikanisch ist."

Die Witwe Liberſale (wir wollen doch zur weiteren Gewähr dieser drolligen Geschichte ihren Namen nennen)

wurde trotzdem zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt, aber durch Vermittelung der Kaiserin begnadigt.

Sie verließ bald darauf ihren Platz unter der Einfahrt, eröffnete einen wirklichen kleinen Laden und hatte, wie sich das bei den Parisern von selbst verstand, viel Zuspruch, denn sie war ja eine bekannte Persönlichkeit geworden; alle Köchinnen des Stadtviertels kauften bei der Alten ein, bei der fruitière, die dem Staatsanwalt so derb die Wahrheit gesagt hatte. „Alles wird jetzt bei mir in weißes Papier eingewickelt", sagte sie mit wichtiger Miene zu ihren Kunden, „weiß, meine Herrschaften, ist die Farbe der Unschuld."

Das war der Humor von der Sache, und auch das gehörte noch dazu, daß der jetzt so ultrakaiserlich gesinnte Staatsanwalt wirklich noch vor anderthalb Jahren ein ebenso begeisterter Republikaner gewesen.

* * *

Kaum vier Wochen später entdeckte man ein neues Komplott, und diesmal ein schon ernsteres und gefährlicheres als das vorhergehende.

Am Abend des 7. Juli 1853 wurden alle Equipagen und sonstigen Wagen, die von den Spazierfahrten in den Elyseischen Feldern heimkehrten, am Boulevard der Madeleinekirche angehalten und zur

Umkehr gezwungen, gleichviel wohin, aber sie durften die inneren Boulevards nicht passieren.

Die Fahrstraße war von Kürassieren und Dragonern gesperrt, und auf den breiten Trottoirs zu beiden Seiten sah man hunderte von Polizisten, welche alle Passanten, die stehen bleiben wollten, um Erkundigungen einzuziehen, mit dem bekannten »circulez, messieurs, circulez!« forttrieben.

Bald darauf jagten mehrere Hofwagen im gestreckten Galopp und von einer starken Eskorte umgeben, vorüber und über den Eintrachtplatz und über die Boulevards zur Komischen Oper.

In der ersten Kalesche saß der Kaiser mit seiner Gemahlin; er war kurz vor seiner Abfahrt von einem neuen Mordplan benachrichtigt worden, hatte aber nicht zu Hause bleiben wollen.

Zum zweitenmal also in kaum vier Wochen hatte sich das Wort des Kaisers bewahrheitet, das er zur Comtesse Eugenie gesagt, als er um ihre Hand anhielt: „Ich bin von allen möglichen Gefahren umgeben und kann jeden Tag ermordet werden, und das an Ihrer Seite“ *).

Auch hier war freilich das Komplott wieder rechtzeitig entdeckt worden, aber welche Bürgschaft hatte

*) Vergl. Band I, S. 190.

man, daß dies immer der Fall sein und daß der Kaiser nicht doch endlich früher oder später als Opfer fallen würde.

An jenem Abend waren die Majestäten zum Besuch der Komischen Oper angemeldet, was von da an bei jedem Theaterbesuch geschah, damit die Polizei die nötigen Sicherheitsmaßregeln treffen konnte.

Ein eigentümliches Vergnügen, ein solcher Theaterbesuch, sagt gewiß mancher Leser, und er hat recht, doch er bedenkt nicht, daß die Monarchen eine gewisse Verpflichtung haben, sich von Zeit zu Zeit öffentlich zu zeigen und daß gerade die Theater dazu die beste Gelegenheit bieten. Mit den Spazierfahrten ist es ebenso, und auch dieser Pflicht können sich die „Allerhöchsten Herrschaften" nicht wohl entziehen, und in Paris zur Kaiserzeit konnten sie es vollends nicht, wo man die Majestäten, wenn sie in der Hauptstadt anwesend waren, täglich sehen wollte. Geschah dies einmal nicht, so zirkulierten gleich allerlei beunruhigende Gerüchte.

Mit dem neuen Mordversuch verhielt es sich nun folgendermaßen:

Schon gegen 6 Uhr abends bemerkten die bürgerlich gekleideten Geheimpolizisten drei Männer, die auf dem Trottoir vor der Komischen Oper hin und hergingen, eifrig miteinander sprachen, auch Vorüber-

gehende anredeten, die offenbar zu ihnen gehörten und die sich dann schnell wieder entfernten.

Kurz vor 8 Uhr postierten sich die drei Männer dicht an der Seitenthür des Gebäudes, wo die Majestäten aussteigen mußten und für welche immer ein besonderer Eingang reserviert war. Ein Piqueur galoppierte auch schon den Boulevard herauf, um die Ankunft der kaiserlichen Equipagen zu melden . . . dies mußte für die Polizisten die Losung sein, denn in demselben Augenblick wurden die drei Männer arretiert und in den nahen Wachtposten geschafft.

Andere Polizisten arretierten zu gleicher Zeit fünf, sechs Herren, die auf dem Balkon des dicht dabei liegenden Kaffeehauses (café du grand balcon) standen und beständig mit Operngläsern nach der Richtung der Elysejschen Felder schauten und die nicht ahnten, daß sie seit einer guten Stunde scharf beobachtet wurden.

Sämtliche Arrestanten waren mit geladenen Revolvern und Dolchen bewaffnet. Bei einem von ihnen fand man eine Liste mit mehr als dreißig Namen, darunter Studenten, Lehrer, Handwerker, Kommis und Fabrikarbeiter, die gleichfalls noch in derselben Nacht fast alle verhaftet wurden und die, wie sich später herausstellte, jener geheimen Gesellschaft der barrière blanche angehörten, die man einen Monat vorher bei dem Hippodromkomplott entdeckt hatte.

Die Majestäten waren mittlerweile ungefährdet in das Opernhaus und in ihre Loge gelangt, und im ersten Zwischenakt konnte Piétri bereits dem Kaiser Bericht erstatten.

Nach und nach verbreitete sich das Gerücht dieses neuen Attentates auch unter dem anwesenden Publikum, das mitten in der Vorstellung auf einmal in ein donnerndes vive l'Empereur! vive l'Impératrice! losbrach und sich erst beruhigte, als das Orchester die Nationalhymne »Partant pour la Syrie« spielte, die alle stehend mitsangen.

Der Kaiser trat an die Brüstung und dankte wiederholt; er sah noch bleicher aus als gewöhnlich, und die Kaiserin glich vollends einem Marmorbilde. Sie lag in ihrem Sessel wie leblos und war nicht im stande sich zu erheben.

Als die Sache im nächsten Monat vor die Pariser Assisen kam, war der Zudrang des Publikums begreiflich ein ungeheuerer, denn man wagte nicht, die Sitzungen bei verschlossenen Thüren zu halten.

Unter den Verteidigern befand sich diesmal außer Jules Favre auch Berryer, ein neuer schlimmer Gegner des Kaiserreiches, derselbe, der i. J. 1840 den Prinzen Louis Napoleon nach dem Boulogner Handstreich vor der Pairskammer verteidigt hatte*).

*) Vergl. Bd. I, S. 68.

Jetzt war aber aus dem damaligen Verteidiger fast ein Ankläger geworden, denn man erinnerte sich sehr gut, daß Berryer den Staatsstreich eine Infamie genannt hatte.

Der Präsident des Gerichtshofes, Zangiacomi, ein Korse, spielte dabei eine sehr unwürdige Rolle, sowohl durch seinen Übereifer, als auch durch sein herrisches, gehässiges Benehmen, indem er fast jedem Angeklagten das Wort abschnitt und sich immer auf die Protokolle des Untersuchungsrichters berief.

Diese Protokolle enthielten entsetzliche, haarsträubende Dinge: der Kaiser sollte aus dem Wagen gerissen und, mit einer Schlinge um den Hals, durch die Straßen geschleift und dann sein Leichnam in die Seine geworfen werden, die Tuilerien sollten in Flammen aufgehen und zum Schluß die Proklamation der roten Republik erfolgen.

Vergebens protestierten die Angeklagten gegen diese Ungeheuerlichkeiten, der Präsident gebot ihnen Schweigen; vergebens schlossen sich die Verteidiger diesem Protest an, der Präsident unterbrach sie mit der verfänglichen Frage: „wollen Sie einen so ehrenhaften Mann wie den Untersuchungsrichter der Lüge zeihen?“

Jener Untersuchungsrichter gehörte aber zu denen, die Vansen im „Egmont“ mit den Worten schildert: „wo nichts heraus zu verhören ist, da verhört man hinein.“

Auch weiß man ja, wie in der Regel derartige Protokolle bei dem ersten Verhör durch den Untersuchungsrichter entstehen; sie sind neunmal unter zehn Fällen ein Produkt der Einschüchterung und der Angst. Der Generaladvokat Rouland, den wir bereits kennen, schloß seine lange, schwülstige Rede mit der folgenden pathetischen, aber im Grunde sehr hohlen Phrase: „Die Justiz wird ihre hohe und heilige Mission zu erfüllen wissen, unbeirrt durch den Lärm der Parteien und furchtlos den Drohungen der Revolutionäre gegenüber. Sie wird den erhabenen Souverän, den Frankreich selbst sich gegeben hat, schützen und schirmen, und mit ihm sein großes Civilisationswerk, das aufs neue von blutgierigen Barbaren bedroht ist!“

Diese Phrase war längst stereotyp geworden, weshalb wir sie hier auch nur als eine Stilprobe mitteilen, und man bekam sie während der ganzen Kaiserzeit in allen politischen Prozessen immer wieder zu hören. Sie war ein sogenanntes »cliché«, das in den Druckereien schon fertig gesetzt dalag, und das bei vorkommenden Gelegenheiten nur in den Text eingefügt zu werden brauchte.

Nach solchen Verhandlungen hätte man meinen sollen, daß die Geschworenen für die Hauptangeklagten wenigstens auf Galgen und Rad erkannt haben würden; der Spruch lautete indes verhältnismäßig milde: Ge-

fängnisstrafen zwischen drei und fünf Jahren und spätere Polizeiaufsicht. Auch hier fehlten wieder, wie beim Hippodromkomplott, die direkten Beweise.

Die Regierung erreichte aber dadurch zweierlei: zuerst durch die entsetzliche, geflissentlich übertriebene Darstellung der Thatsachen die Einschüchterung der Massen, die sich zitternd und zagend unter die Ägide des Kaiserreichs flüchteten, um dort Schutz gegen die blutigen Pläne der Anarchisten zu suchen, und zweitens, sich durch eine gewisse Großmut beliebt zu machen, indem sie nur leichte Strafen verhängte und sogar für die „Irregeleiteten" Gnade für Recht ergehen ließ . . . „die schönste Prärogative der Krone", mit welchen Worten der Moniteur seinen Bericht über diesen Prozeß schloß.

* * *

Das Jahr 1854 brachte kein neues Attentat.

Soweit war man also schon wieder in Frankreich gekommen, daß man ein solches Jahr besonders notierte, ähnlich wie zur Zeit Louis Philippes, unter dessen Regierung auch kaum ein Jahr verging ohne irgend ein Komplott oder einen Anschlag auf sein Leben.

Und doch hatte der Bürgerkönig durch seine persönliche Ehrenhaftigkeit weit mehr Sympathien im französischen Volk als der neue Kaiser, der, wie er seine ganze Erhebung zumeist seinem Namen verdankte,

nur in der Armee seine Hauptstütze besaß. Trotzdem mußte Louis Philippe, der wohlwollende und edeldenkende Monarch, seine Haut so oft zu Markte tragen.

Auch sonst treten die Gegensätze zwischen beiden Monarchen nach allen Seiten hin schlagend hervor.

Nach der Juli-Revolution 1830 proklamierten die Pariser (nicht die Franzosen) allerdings sofort die Republik, aber weit mehr aus Haß gegen die bourbonische Mißwirtschaft, als aus Überzeugung oder politischem Bedürfnis, und schon acht Tage darauf wurde Louis Philippe, den man sofort zum Generallieutenant des Königreichs ausgerufen hatte, König der Franzosen. Hier konnte man wirklich von einem spontanen Ausdruck des Volkswillens sprechen, denn die Gesamtbevölkerung des Landes hatte durch ihre Vertreter die Wahl gebilligt.

Mit Napoleon III. war es ganz anders. Er trat zuerst als Kandidat für die Nationalversammlung der legal bestehenden französischen Republik auf und leistete den vorgeschriebenen Schwur auf die Verfassung, und als er zum Präsidenten dieser Republik gewählt wurde, erneuerte er diesen Schwur.

Aus sich selbst heraus, freilich durch einen gewaltigen Anhang unterstützt, und auch um den Gegnern zuvorzukommen, die ihn beseitigen wollten, unternahm er den lange vorher geheim geplanten und sehr geschickt

vorbereiteten Staatsstreich, und gab nach dessen glücklichem Gelingen dem Lande eine neue Verfassung, die das Volk sanktionierte. Und dasselbe Volk proklamierte ihn im folgenden Jahre zum Kaiser.

Den Schein der Gesetzlichkeit hatte er mithin ebenfalls für sich, wie Louis Philippe, aber auch nur den Schein, denn der Ausgangspunkt, die Basis seines Unternehmens, war ungesetzlich; politisch eine Verfassungsverletzung und individuell und moralisch ein Eidbruch.

Dadurch war seine Lage bei seiner Thronbesteigung eine ungleich schwierigere und gefährlichere, als diejenige seines Vorgängers; er konnte sich nur durch die äußerste Strenge, die anfangs zum Terrorismus wurde, behaupten und mußte beständig mit den schlimmsten Eventualitäten rechnen und immer zu neuen Repressalien greifen.

Die ganze Regierungszeit Napoleons III. war ein unaufhörlicher Kampf mit den Gegenparteien, dem er nur deshalb gewachsen war und den er sogar zumeist mit Erfolg führte, weil ihm die materielle Macht zu Gebote stand.

Aber ob auch die stolze Trikolore noch so sorglos im hellen Sonnenschein auf der Kuppel des alten Königsschlosses wehte, ihm, dem Kaiser, waren die düstern Wolken nicht verborgen, welche den fernen

Horizont bedrohlich umlagerten und die, wenn sie näher gekommen, plötzlich einen grellen Blitz herabsandten . . . ein neues Komplott, einen neuen Mordversuch.

Er, der Allgewaltige und Vielgefürchtete, der Gebieter von so vielen Millionen, der oberste Kriegsherr einer Armee, die damals für die erste der Welt galt, zitterte in seinem eigenen Hause, denn auch dort verfolgten ihn die Parteigänger der Revolution. Er selbst hatte einst zu ihnen gehört, die nun ihre Waffen gegen ihn kehrten, weil er sie jetzt verleugnete. Aus einem Freunde war er ihr Feind geworden und mußte sie, und zwar zu seiner eigenen Selbsterhaltung, unerbittlich bekämpfen.

Mehr als einmal ist es in jener Zeit vorgekommen, daß der Kaiser auf dem Kopfkissen seines Bettes einen Dolch fand, oder auf seinem Schreibtisch mitten unter seinen Papieren einen Zettel mit den Worten: pense à ton serment (gedenke deines Schwurs). Ein ähnlicher Zettel fiel einst aus seiner Serviette heraus, als er sich zu Tische setzte; man sah ihn erblassend zurückfahren, aber er hatte doch die Geistesgegenwart, das Papier in der Hand zu zerknittern und einzustecken. Er verlangte darauf eine Tasse Schokolade und rührte von den übrigen Gerichten nichts an, denn er fürchtete eine Vergiftung.

In der nächsten Stunde war dann immer Piétri in seinem Kabinett, und beide berieten über die zu ergreifenden Vorsichtsmaßregeln.

Es unterlag keinem Zweifel, daß diese unheimlichen Manöver von Leuten ausgingen, die entweder zum kaiserlichen Dienstpersonal gehörten, oder doch freien und ungehinderten Eingang im Schlosse hatten. Aber wo den oder die Schuldigen finden, zumal man alles Aufsehen vermeiden wollte, mithin von direkten Untersuchungen, Konfrontationen u. dergl. absehen mußte.

Wir schalten hier zum besseren Verständnis einige Notizen über den kaiserlichen Hofhalt ein, wie wir selbst ihn damals, speziell in Bezug auf die Tuilerien, vielfach beobachtet haben, oder ihn uns von denen, die genau damit Bescheid wußten, schildern ließen.

Die Dienerschaft des Schlosses war sehr zahlreich; in den Küchen allein befanden sich gegen vierzig Angestellte, vom obersten Mundkoch, der ein vornehmer Herr war und ein Gehalt von 15 000 Franken, „außer den Emolumenten", bezog, bis zu den Küchenjungen (marmitons) und Bratenwendern (tourne-broches). Vier Küchenmeister, die aber den tönenden Namen officiers de bouche führten, leiteten das Anrichten der Speisen. Fünf Pastetenbäcker mit ihrem Dirigenten, dem chef de la patisserie, bildeten eine besondere Abteilung.

Weibliches Personal wurde in den Küchen nur äußerst wenig verwandt, und auch nur verheiratete Frauen; es geschah dies auf besondere Anordnung der Kaiserin.

Im Schlosse selbst war das Personal nicht minder zahlreich. Zwanzig gewöhnliche Lakaien versahen den täglichen Dienst an der kaiserlichen Tafel, in den Gemächern und in den Vorsälen, wo die Adjutanten und Hofbeamten speisten; sie wurden an den Empfangstagen verdoppelt und verdreifacht, sowohl für die Tafel, wenn sie dreißig bis vierzig Gäste zählte, als auch für die kleinen Soiréen, zu denen in der Regel hundert bis hundertundfünfzig Personen geladen waren.

Auf den großen Bällen, mit anderthalb bis zweitausend Geladenen, gingen allein fünfzig Lakaien in den Sälen und Galerien unaufhörlich mit Erfrischungen aller Art hin und her.

Zur Kompletierung eines so umfangreichen Dienstpersonals lieferten zunächst die anderen Schlösser ihr Kontingent, und ebenfalls die Hofhaltungen der anderen Prinzen und Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses, und was dann noch fehlte, stellten die großen Pariser Hotels.

In letzterer Beziehung war natürlich große Vorsicht geboten, und besondere Beamten der Geheimpolizei setzten sich mit den Hotelbesitzern in Verbindung, um durchaus sichere und zuverlässige Kellner zu bekommen.

Diese Kellner erhielten zehn Franken für den Abend, die Trinkgelder nicht gerechnet, die immer sehr beträchtlich waren, so daß sich mancher, der oft zur Verwendung kam, ein ganz hübsches Sümmchen ersparen konnte.

Wen man auf „Beseitigung" von Wein oder Speisen, wenn auch in noch so geringer Quantität, ertappte, der wurde unnachsichtlich, und zwar im Moment der Entdeckung entlassen *).

Zu seiner persönlichen Bedienung hatte der Kaiser nur zwei Kammerdiener, einen Korsen und einen Franzosen, die er beide aus England mitgebracht. Die Kaiserin dagegen hatte vier Kammerzofen und vier Kammerfrauen, die, wie man sich leicht denken kann, sehr in Anspruch genommen wurden. Den letzteren standen noch verschiedene Näherinnen und Büglerinnen

* Der Diener eines hohen Stabsoffiziers war auch einmal zur „Aushülfe" genommen worden und hatte zwei Flaschen Cliquot beiseite gebracht und in den Mantelstaschen seines Herrn versteckt. Dieser pflegte nämlich seinen Mantel nie umzuhängen, sondern sich denselben immer nachtragen zu lassen. Diesmal nimmt er ihn aber doch, spürt auch sofort das doppelte corpus delicti, sagt indes nichts und trägt die Flaschen ruhig nach Hause. Der Diener ist mehr tot als lebendig. Am nächsten Morgen meldete der Oberst beim Rapport dem Kaiser den „infamen Streich." Napoleon lachte und sagte: „Trinken Sie wenigstens den Champagner selbst, Colonel, damit der Kerl nichts davon hat und geben Sie ihm 24 Stunden Arrest." Damit war die Sache abgemacht.

zur steten Verfügung. Mit einigen intimen Hofdamen beriet die Monarchin gewöhnlich ihre neuen Toiletten; auch befanden sich in ihrem Garderobezimmer mehrere lebensgroße Puppen, die alsdann mit den Roben bekleidet wurden, um den Effekt von weitem und im voraus zu sehen*).

Der kaiserliche Marstall mit seinen Equipagen und Fuhrwerken aller Art, Jagdwagen, leichte Kaleschen und Landauer, bis zu den Staatskarossen, mit seinen achtzig Pferden (darunter die kostbarsten Rassepferde, das Stück zu 10000 Franken) und einem Dienst-

*) Diese Puppengestelle, wie man sie in den Schaufenstern eines jeden großen Modewarengeschäftes sieht, haben später Veranlassung zu den unglaublichsten Schilderungen gegeben — später, d. h. nach dem Sturz des Kaiserreiches, um die Kaiserin auch hier in einem abenteuerlichen und ungünstigen Lichte erscheinen zu lassen. So sollte ein mechanischer Aufzug damit verbunden gewesen sein, der eine ganze Anzahl künstlicher Damen in vollem Putz aus dem unteren Stockwerk nach oben beförderte, und die Kaiserin habe jeder dieser Puppen den Namen einer ihrer Hofdamen gegeben, und was dergleichen alberne Dinge mehr waren. Daß die Kaiserin Eugenie einen außerordentlichen Aufwand in ihren Toiletten machte und in allem, was in dies Gebiet gehörte, soll nicht bestritten werden, aber sie hob dadurch die Luxusindustrie von Paris und ganz Frankreich, und war dies auch ihrem Range und ihrer Stellung als der Ersten Dame von Europa schuldig, wie man sie zur Zeit ihres Glanzes immer nannte, und wie wir dies bereits im zweiten Kapitel des ersten Bandes näher besprochen haben.

personal von mehr als fünfzig Leuten, lag fernab am Seinequai und gehörte nicht weiter zu den Tuilerien.

Nur zwei Coupés, eins für den Kaiser und eins für die Kaiserin, standen tagaus tagein, vom Morgen bis zum Abend angeschirrt im Schloßhof, „gewärtig jedes Winks", wenn irgend ein unvorhergesehenes Ereignis eine schleunige Fahrt nötig machen sollte. Sie kamen aber nur höchst selten zur Verwendung, denn das Schloß war mit dem Marstall telegraphisch verbunden, um die Ausfahrten der Majestäten auf Stunde und Minute anzusagen.

Der Kaiser besuchte den Marstall oft, denn er hatte eine besondere Vorliebe für ihn und verwendete darauf große Summen.

Das Material seiner Jagdzüge in Fontainebleau und Compiègne war damals mustergültig für die gesamte Sportswelt und erregte die Bewunderung aller Kenner. —

Nach dieser Abschweifung nehmen wir den oben verlassenen Gegenstand wieder auf.

Der sonst so schlaue Piétri, dem doch so viele Mittel und Wege zu Gebote standen, seine Zwecke zu erreichen, war im vorliegenden Falle so gut wie ganz machtlos.

Seit Monaten befanden sich, sowohl in den Küchen

wie zwischen der Dienerschaft des Schlosses, mehrere Unterbeamte der geheimen Polizei, die mit stoischem Gleichmut die kaiserliche Livrée trugen und die nach allen Seiten hin Augen und Ohren offen hielten, um über den geringsten Vorfall, der ihnen verdächtig schien, Bericht zu erstatten.

Es gab nur nichts zu rapportieren. Der Hofhalt ging seinen ruhigen Gang, wie eine große, gutgeölte Maschine, wo alle Räder sicher und fest ineinander greifen, und niemand ahnte, daß der Herr des Hauses in steter Unruhe und Furcht schwebte, und noch dazu beides soviel er nur irgend konnte, seiner Gemahlin verbarg.

Manchmal trat auch ein Stillstand in jenen unheimlichen Kundgebungen ein, aber nur vorübergehend und immer gerade dann durch eine neue unterbrochen, wenn man sich der Hoffnung hingegeben hatte, daß es nun damit vorbei sei und daß die geheimen Emissäre endlich müde geworden.

Dann lag wieder ein Dolch oder ein offener Drohbrief auf der äußeren Fensterbrüstung des kaiserlichen Kabinetts, das doch in den reservierten Garten des Tuilerienparkes hinausging, den kein Mensch außer der kaiserlichen Familie betrat und wo stets Gardesoldaten, die erprobtesten der Armee, strenge Wache hielten.

Manchmal stieg auch um Mitternacht, wenn der Kaiser noch an seinem Schreibtische saß, hinten im Park plötzlich eine blendende Rakete auf und setzte die Schloßbewohner in Schrecken.

Die Soldaten des Wachtpostens durchsuchten sofort mit Laternen die Alleen und Seitengänge bis auf das letzte Boskett, fanden aber nichts Verdächtiges. Eine Stunde später folgte der ersten Rakete eine zweite und auch hier waren alle Nachforschungen vergebens *).

Der Kaiser stand bleich und unbeweglich am Fenster seines Kabinetts und schaute schweigend in die schwarze Nacht hinaus, die ihm diesen unheimlichen Gruß geschickt hatte.

Ein Name mag dann als wohl über seine Lippen gekommen sein, aber leise, als scheue er sich, ihn aus-

*) Der Tuilerienpark wurde von jeher, auch unter den Bourbons und unter Louis Philippe, kurz vor Sonnenuntergang durch Trommelschlag von einer Patrouille geräumt, die dann sofort die Gitterthore verschloß. Nach dem obigen Raketenereignis, dem noch verschiedene andere mysteriöse Kundgebungen folgten, namentlich an den Bäumen befestigte Drohzettel u. dergl., durchstreifte immer noch um Mitternacht eine zweite verstärkte Patrouille den Park. Der dicht am Schlosse gelegene Teil desselben, der sogen. jardin réservé, den, wie bereits erwähnt, das Publikum überhaupt nicht betreten durfte, weil er nur für die kaiserliche Familie bestimmt war, wurde tags von vier und nachts von zehn Posten bewacht. Die im Souterrain gelegene Schloßwache bestand für gewöhnlich aus 80 Mann, mit einem Kapitän und zwei

zusprechen .... Mazzini. Wir werden bald genug von ihm hören.

Einmal fiel sogar mitten in der Nacht der helle Strahl eines elektrischen Lichtes in das Schlafzimmer des Kaisers, der auffuhr, an das Fenster eilte und deutlich den Blitz aus einer Mansarde der gegenüberliegenden rue de Rivoli hervorkommen sah.

Diesmal meinte man den Schuldigen zu fassen, denn zwei Korsen eilten hinüber in das bezeichnete Haus.

Dort lag alles im tiefen Schlaf und die Aufregung über den nächtlichen Besuch war keine geringe; aber die Mansarden waren sämtlich leer; nur in einer schlief eine alte Magd, die von nichts wußte.

Auch die am nächsten Morgen fortgesetzten Nachforschungen ergaben nicht den geringsten Anhalt. In dem Hause wohnte seit Jahren eine Generalswitwe

---

Lieutenants, die ihre Verpflegung aus den kaiserlichen Küchen erhielten. Das Beziehen dieser Wache galt immer für eine Auszeichnung; es wurden auch nur Elitetruppen dazu verwendet, und ihre Ablösung erfolgte jeden Sonntag mittag bei klingendem Spiel. Der Kaiser erschien dazu gewöhnlich auf dem Balkon und grüßte hinunter, später auch wohl mit dem kleinen Prinzen auf dem Arm, dem man beizeiten das Kußhandwerfen beigebracht hatte. Auf dem Karussellplatz warteten dann viele tausend Menschen, um das unleugbar recht hübsche Schauspiel mitanzusehen, das sie mit lärmenden Ovationen begleiteten.

und ein gut kaiserlich gesinnter Oberst mit seiner Familie. Der Kaiser mußte sich also wohl in dem Hause geirrt haben, was in dem ersten Augenblick der Erregung nur zu leicht möglich gewesen.

So könnten wir noch manche ähnliche Fälle mitteilen, die man fast in das Gebiet der Anekdoten, oder der Erfindung müßiger Köpfe verweisen möchte, wenn nicht unwiderlegliche Zeugen bald hier, bald dort die Wahrheit verbürgten, denn daß dergleichen nicht verheimlicht bleiben konnte, lag auf der Hand*).

Die Getreuen wachten übrigens, und die geheime Polizei war unausgesetzt thätig und spann ihre Fäden überall hin, besonders über den Kanal hinüber, denn wir wissen längst, daß in London der Hauptsitz der Verschworenen war.

Die englische Polizei blieb auch nicht müßig, und Palmerston, der alte Freund des Kaisers, benutzte seinen ganzen Einfluß, um die Exilierten beständig überwachen zu lassen.

---

*) Wer denkt hierbei nicht unwillkürlich an die geheimnisvollen Drohungen und Weisungen die den Kaiser Alexander II. von Rußland jahrelang verfolgten, bis er endlich nach mehrfachen mißlungenen Mordversuchen, als Opfer der Nihilisten, eines so entsetzlichen Todes starb. Napoleon III. hatte darin mehr Glück; das Schicksal verschonte ihn hier, um ihm ein anderes tragisches Ende zu bereiten.

Er war es auch, der dem Kaiser durch ein vertrauliches Schreiben das Hippodromkomplott angezeigt hatte, das dadurch, wie wir gesehen haben, glücklich vereitelt wurde.

Auch der Prinz von Joinville, der sich damals in der Schweiz aufhielt, und der politisch doch ein unerbittlicher Feind Napoleons III. war, weil er die Orleans verdrängt hatte, sandte kurz vor dem Komplott an der Opéra comique ein Warnungsschreiben an Piétri.

Der Prinz hatte nämlich durch einen seiner Vertrauten in Paris, der vielleicht dadurch eine angenehme Mitteilung zu machen dachte, gewisse Andeutungen von einem geplanten Attentat erhalten.

Er hätte den Brief einfach unberücksichtigt lassen können, was auch wohl mancher andere in seiner Lage gethan haben würde, aber der frühere Admiral konnte dies mit seinem offenen Seemannscharakter nicht vereinigen; er wollte nichts von einem Verbrechen wissen, das, wenn es gelang, sein Haus vielleicht wieder auf den Thron gebracht hätte, und er machte deshalb dem Polizeipräfekten Piétri sofort davon Anzeige.

Dieser legte dem Kaiser den Brief vor, der damit zur Kaiserin eilte und ihr zurief: „Gottlob, wir haben auch noch edle Feinde!“

In der öffentlichen Meinung gewann der Kaiser, als dieser Vorfall bekannt wurde, entschieden an Sympathie, denn das Volksbewußtsein ist ganz eigener Art. Es verabscheut instinktiv jedes Ehrlose und Niederträchtige und weiß sehr gut die offene Feindschaft von heimtückischem Verrat zu unterscheiden.

Ein aus dunklem Versteck vollbrachtes Attentat ruft bei dem gemeinen Manne, der dies Prädikat meist gar nicht verdient, immer Entrüstung und Mitgefühl zugleich hervor, und ein Ausspruch Guizots, des vielgehaßten und stets bekämpften, gilt noch heute und wird immer gelten.

Als nämlich ein neues Attentat auf Louis Philippe in der Kammer bekannt wurde, rief der Ministerpräsident laut aus: „Meine Herren, man hat auf den wehrlosen König geschossen! Es giebt in diesem Augenblicke keine Parteien mehr in Frankreich; wir alle sind eins in dem Gefühl des Abscheus vor einem solchen Verbrechen und stellen uns wie Ein Mann als Wächter vor den Thron!“

Die ganze Versammlung rief einstimmig Beifall; kein einziger blieb zurück.

Dieser Gedanke hat etwas Tröstliches, und der Kaiser mag wohl, wenn er sich zufällig dessen erinnerte, auch einen flüchtigen Trost darin gefunden haben; dem dunklen Verhängnis jedoch, dem er nun einmal ver-

fallen war und das ihn wie eine unversöhnliche Nemesis verfolgte, konnte er freilich dadurch nicht entgehen.

Wenn man unter Ludwig XVI., vor dem Ausbruch der großen Revolution, Paris mit einem Vulkan verglich, auf welchem man damals übrigens noch sorglos und heiter tanzte, so stand Napoleon III. gleichfalls auf einem solchen .... sein Ohr vernahm beständig das unterirdische Grollen der Dämonen, die es nun einmal auf sein Verderben abgesehen hatten. Von Zeit zu Zeit erfolgte dann immer ein Ausbruch, und ein Blick in den klaffenden Spalt zeigte ihm mit erschreckender Deutlichkeit den unter ihm gähnenden Abgrund.

In diesem Jahrhundert hat wohl kein europäischer Monarch auf einem so schwankenden Throne gesessen und mit soviel Unruhe und Besorgnis für sein Leben, als Napoleon III. .... vielleicht mit alleiniger Ausnahme Alexanders II. von Rußland. Aber diesen, als rechtmäßigen Nachfolger seines Vaters, hielt eine weit höhere moralische Kraft inmitten aller Fährlichkeiten und Schreckniſſe aufrecht, und als er endlich den Mörderhänden erlag, ging ein Schmerzensschrei durch ganz Europa.

Auf der anderen Seite — eine seltsame Anomalie! — war in diesem Jahrhundert keiner unter den Regenten Europas so angesehen und anfangs so gefürchtet wie

Napoleon III., um dessen Freundschaft sich die anderen Machthaber eifrig bewarben, und dessen Neujahrsreden bekanntlich zum politischen Barometer wurden für die nächste Zukunft.

In der Glanzzeit des Zweiten Kaiserreiches lag es fast wie ein Bann auf den übrigen Monarchen und ihren Völkern, bis endlich der Bann gebrochen wurde durch das gewaltige Wort von oben: Bis hierher und nicht weiter! Da erstaunte man und rieb sich die Augen, wie aus einem Traum erwachend, und konnte es zuletzt gar nicht begreifen, wie es überall möglich gewesen, ein Phantom für Wirklichkeit und ein Gaukelspiel für Wahrheit zu halten.

Was den dritten Napoleon aber dies Ansehen, dies Übergewicht und diese Ausnahmestellung kostete und wie teuer er dieselben bezahlen mußte, das wußte keiner besser als der Franzosenkaiser selbst.

Drittes Kapitel.

Die Attentate. — Pianori. Bellemare. Kelsch.

An einem heiteren Nachmittage des 29. April 1855 kam der Kaiser von den Tuilerien die große Avenue der Elyseischen Felder heraufgeritten, wie er gewöhnlich that, wenn er nicht mit der Kaiserin spazieren fuhr.

Er war wie immer in Civil und nur von zwei Adjutanten, gleichfalls in Civil, begleitet, dem jungen Ney, einem Enkel des Marschalls Ney, und dem Baron Valabrègue. In ziemlicher Entfernung folgten noch zwei andere Herren zu Pferde, die aber gar nicht zum Gefolge des Kaisers zu gehören schienen und sich ganz unbefangen unter die übrigen Reiter und Equipagen mischten, von denen gerade in jenen Stunden, schon wegen des schönen Wetters, die große Fahrstraße angefüllt war.

Wir hatten mit mehreren Freunden nach Pariser Sitte jeder einen von den tausend Stühlen genommen, die dort immer zum Vermieten bereit stehen, und saßen plaudernd und sonst an nichts denkend am Rande der Chaussee, in deren Mitte wir den Kaiser, fast im Schritt reitend, so gut wie allein und nur von einem Herrn begleitet, herankommen sahen.

Die Wache am Industriepalast trat unters Gewehr und präsentierte, und die Tambours rührten die Trommeln. Der Kaiser grüßte unaufhörlich nach rechts und links, und als er gleich darauf dicht vor uns war, erhoben wir uns, lüfteten unsere Hüte und bekamen auch unsererseits einen Gruß.

Equipagen, Fiaker, Reiter und Fußgänger, die zusammen nach tausenden zählten, zogen auf und ab, die Gendarmen mit den hohen Bärenmützen ritten langsam hin und her .... alles wie gewöhnlich.

Da plötzlich hören wir nicht weit von uns einen Schuß fallen, und das lebendige, aber friedliche Bild war in demselben Nu verwandelt, als hätte ein Bann wie ein Blitz die Menge getroffen und gelähmt.

Die Wagen hielten, die Reiter desgleichen, die Fußgänger blieben stehen und sahen sich bestürzt und fragend an.

Etwas weiter hinauf, am Rondpoint, strömte eine ungeheuere Menschenmasse zusammen, und gleich darauf

jagten auch schon die Gendarmen nach jener Richtung hin, und alles stäubte ebenso schnell wieder auseinander.

On a tiré sur l'Empereur! so ging es in der nächsten Minute von Mund zu Mund; man hat auf den Kaiser geschossen! und dann hinterher die Kreuz- und Querfragen: Wer? und wie und wo? und ist er verletzt, ist er tot? u. s. w.

Gleich darauf, aber schon mehr aus der Ferne, ein ohrbetäubendes vive l'Empereur, ein Beweis, daß der Kaiser lebte und, wie man ebenfalls sofort erfuhr, gar nicht getroffen worden war.

All dies eben Geschilderte geschah weit schneller, als wir Zeit gebraucht, es hier niederzuschreiben, und nach einer guten Viertelstunde hatten die Elyseischen Felder wieder ihre gewöhnliche Physiognomie angenommen. Äußerlich wenigstens, denn die Aufregung im Publikum war begreiflich sehr groß.

Wir waren still auf unseren Stühlen sitzen geblieben, was jedenfalls das vernünftigste war, denn einige hundert Stadtsergeanten, von denen kein Mensch begriff, wie sie so schnell hergekommen waren, drängten die Spaziergänger sehr unsanft weiter, und starke Militärpatrouillen, gleichfalls wie vom Himmel herabgefallen, marschierten im Geschwindschritt zu beiden Seiten des Fahrweges auf und ab.

Und der Kaiser selbst? —

Viele machen sich von einem solchen Attentat gewiß eine falsche Vorstellung und meinen, daß derjenige, dem es gegolten und wenn er unverletzt geblieben, im gestreckten Galopp heimgejagt sei, oder seine Person sonstwie in Sicherheit gebracht haben würde, vielleicht wohl gar hinter einem Wall von Soldaten Schutz gesucht hätte.

Nichts von allem dem. Der Kaiser ritt mit seinen beiden Adjutanten, die ihre Aufregung kaum bemeistern konnten, ruhig weiter, um seine gewöhnliche Tour durch das bois de Boulogne zu machen. Er winkte auch mehreren Herren freundlich ab, die er als gute Bonapartisten kannte und die ihm das Geleit geben wollten, und gelangte so bis an den großen See, wo er der Kalesche der Kaiserin begegnete, die ihrerseits in Begleitung zweier Hofdamen von der Spazierfahrt zurückkehrte. Sie wußte von nichts, und der Kaiser hütete sich wohl, ihr etwas zu sagen

Er ritt im Gegenteil zu ihr hinüber, begrüßte sie und sagte ganz unbefangen, als er sah, daß noch ein Platz in der Kalesche frei war, er sei etwas ermüdet und wolle lieber mit ihr heimfahren; gab dann sein Pferd einem Reitknecht und setzte sich zu seiner Gemahlin.

Sowie das Viergespann am Triumphbogen in die große Avenue einbog, wurden die Majestäten mit lautem Zuruf und mit Tücherschwenken empfangen, und diese

Ovationen wiederholten sich auf der ganzen Fahrt, was die Kaiserin zwar angenehm berührte, aber auch zugleich in Verwunderung setzte, denn auf ihren täglichen Spazierfahrten wurde sie wohl immer vom Publikum freundlich und ehrerbietig begrüßt, doch längst nicht mehr so begeistert empfangen, wie in der ersten Zeit nach ihrer Vermählung.

Als sie aber im Weiterfahren die immer kompakter werdende Menschenmenge erblickte, ferner die hin und her marschierenden Patrouillen, die vielen Polizisten und schließlich ein ganzes Jägerbataillon in Reih und Glied vor dem Industriepalast, da wurde ihr unheimlich zu Mut und sie fragte den Kaiser: „Louis, ist etwas passiert? was bedeutet das alles?"

„Beruhige Dich, Eugenie," antwortete der Kaiser und lächelte, „die Gefahr ist vorüber . . . . man hat soeben auf mich geschossen."

Die Kaiserin erbleichte und lehnte sich in die Wagenkissen zurück.

„Der einfältige Patron", fuhr der Kaiser fort, „stand dicht vor mir, als er abdrückte, und als ich den Knall hörte, glaubte ich wirklich, ich sei getroffen; aber es war nichts"*).

*) Diese Einzelheiten sind aus einem Briefe, den die Hofdame Frau v. P., welche die Kaiserin an jenem Tage auf der Spazierfahrt begleitete, gleich darauf an eine Freundin richtete.

So kamen die Majestäten wieder in die Tuilerien zurück.

Die Abendblätter brachten alsdann die genaue Schilderung des Attentats.

Als der Kaiser bis zum Rondpoint, der die lange Avenue in zwei Hälften teilt, gekommen war, verließ plötzlich ein junger Mann die auf dem Trottoir stehende Menge, lief hastig auf den Fahrweg, stellte sich dicht vor das Pferd des Kaisers und schoß einen Revolver in solcher Nähe auf ihn ab, daß er ihn fast mit der Waffe berührte, aber ohne ihn zu treffen, was geradezu ans wunderbare grenzte.

In demselben Moment lag der verwegene Mensch auch schon am Boden mit einem Dolchstich im Arm. Der Korse Alessandro, einer von den obenerwähnten Herren zu Pferde, die den Kaiser zu seinem persönlichen Schutz überallhin begleiteten, war wie der Blitz herangesprengt, um den Monarchen zu schützen, denn der Mörder zielte von neuem und der Revolver war vierläufig und die drei anderen Läufe waren mit Kugeln geladen.

Der Kaiser wischte seinen Rock ab, der versengt war und rauchte, und ritt mit seinen beiden Begleitern in demselben langsamen Tempo weiter*).

*) Bei dieser Gelegenheit kam auch zum erstenmal das Panzerhemd des Kaisers zur Sprache, und zwar schon des-

Der Attentäter wurde von den herbeigeeilten Polizisten in eine Droschke geworfen und auf die Polizeipräfektur gebracht, alles mit einer solchen Geschwindigkeit, daß die Hauptpersonen des Ereignisses schon gar nicht mehr auf dem Schauplatz waren, als die neugierige Menge noch immer zusammenlief.

Zunächst galt es, die Identität des Verhafteten festzustellen.

Er trug, als man ihn ergriff, einen doppelten Anzug, und zwar unter seinem dunklen einen hellen, um sich sofort unkenntlich zu machen. Auch hatte man in der Nähe einen Fiaker halten gesehen, neben welchem eine Frau stand; beide waren aber nicht aufzufinden.

Unter den Papieren war das wichtigste ein in London ausgestellter Paß, der auf den Namen Liverani

---

halb, weil man sich sonst gar nicht erklären konnte, daß er unverletzt geblieben. Es mag etwas daran sein, denn Napoleon I. soll nach dem Stapsschen Attentat in Schönbrunn auch eines getragen haben, aber es war jedenfalls übertrieben, wenn man behauptete, der Kaiser trage es beständig und lege es selbst in der Nacht nicht ab.

Zur Verstärkung dieses Gerüchtes diente der Umstand, daß der erste Waffenfabrikant von Paris, der kaiserliche Hoflieferant Devisme, gleich nach dem Pianorischen Attentat zwei Panzerhemden in seinem Laden ausstellte mit der großgedruckten Bezeichnung „stich- und kugelfest." Viele tausend Neugierige umdrängten die Schaufenster, aber nur für kurze Zeit denn die Panzerhemden waren nach wenig Tagen wieder verschwunden.

lautete. Der Besitzer war darin als politischer Flüchtling aus Rom bezeichnet, der über Frankreich nach Italien zurückkehren wollte, um sich dort den Behörden zu stellen.

Auf die Frage, weshalb er den Kaiser Napoleon ermorden wollte, antwortete er, daß er in ihm den Zerstörer der Freiheit seines Vaterlandes erblicke und ihm dafür den Tod geschworen. Mitschuldige habe er nicht, und jetzt, wo sein Vorhaben vereitelt sei, möge man ihn nur hinrichten. Nach ihm kämen schon andere, die hoffentlich besser reüssieren würden.

Dies Geständnis, obwohl es den Untersuchungsrichtern zu denken gab, sagte im Grunde nicht viel, weil der Angeklagte sich wohl hütete, Namen anzugeben; und doch war es gerade der Regierung am meisten darum zu thun, einer Verbindung mit dem Revolutionskomitee in London auf die Spur zu kommen.

Die in Rom angestellten Nachforschungen ergaben bald ein anderes Resultat.

Darnach hieß der Angeklagte nicht Liverani, sondern Pianori, was er auch später einräumte, war seines Handwerks ein Schuhmacher und schon in seiner Heimat wegen Mords und Einbruchs zu zwölfjähriger Kettenstrafe verurteilt worden. Aus dem Bagno entsprungen, sei er glücklich nach London gelangt und habe sich dort unzweifelhaft den französischen Exilierten ange-

schlossen. Vielleicht sei er gar direkt von Mazzini mit der Mordthat beauftragt worden.

Aus London bekam man so gut wie gar keinen Aufschluß. Die Hauptführer des Revolutionskomitees verhielten sich ruhig, was sie übrigens auch gethan haben würden, wenn Pianori zu ihnen gehört und einen direkten Auftrag empfangen hätte. Das Attentat war mißlungen, der Attentäter hatte sich fangen lassen, man konnte mithin nichts mehr für ihn thun. Sein Leben war verwirkt. Das wußte jeder im voraus, der sich zu dieser That hergab.

Im geheimen Kabinett des Kaisers waren schon acht Tage früher zwei Briefe angekommen, einer von dem französischen Botschafter in Madrid, dem Marquis Turgot, der von einem nahe bevorstehenden Attentat Nachricht erhalten hatte und zur Vorsicht mahnte, und einer vom Kardinal Antonelli, der ein an den Papst gerichtetes anonymes Schreiben einsandte, das gleichfalls einen demnächst stattfindenden Mordanschlag auf den Kaiser ankündigte.

Diese Briefe gaben indes auch keinen weiteren Anhalt; nur daß man die Vorsichtsmaßregeln verdoppelte; der Kaiser sollte sogar zu seinen Vertrauten gesagt haben: „Gut, ich werde dann in der nächsten Zeit nur spazieren reiten und nicht mehr mit der Kaiserin ausfahren, um wenigstens ihr Leben nicht in Gefahr zu bringen.“

Wir sagten es schon früher einmal und wiederholen es hier: Furcht kannte der Kaiser nicht, was man ihm auch später in dieser Beziehung angedichtet haben mag; daß er aber seine Person auf alle mögliche Weise zu schützen suchte, ist selbstverständlich.

Ob nun sein Mut aus einer höheren moralischen Kraft entsprang, oder aus dem fatalistischen Glauben an seinen Stern, lassen wir dahingestellt; wir selbst haben ihn unzählige Male mitten im Volk umhergehen sehen, stehen bleiben, verschiedene Leute anreden, namentlich im Tuilerienpark, wenn er den jardin réservé verließ und sich unter die Spaziergänger mischte. Damit soll nicht gesagt sein, daß sich nicht stets bei solchen Gelegenheiten einige „Korsen" in der nächsten Nähe des Kaisers befanden, um blitzschnell herbeizueilen, wenn irgend etwas Verdächtiges vorfiel, aber diese Begleiter benahmen sich so geschickt, daß die große Menge nichts davon bemerkte.

So blieb der Kaiser auch nach dem Attentat Pianoris seinem alten Prinzip getreu. Schon am folgenden Tage machte er seinen gewöhnlichen Spazierritt und hielt sogar am Rondpoint, um den Arbeitern zuzusehen, welche die neuen Springbrunnen anlegten. Er sprach einige Worte mit dem Werkführer und gab ihm darauf ein paar Goldstücke: »Buvez à ma santé, braves gens« . . . wir kennen diese Phrase bereits, die mit

vive l'Empereur beantwortet wurde. Dann setzte er sein Pferd in leichten Galopp, aber weit mehr, um sich als vortrefflicher Reiter zu zeigen als um schnell fortzukommen.

„Und auf einen solchen Mann wagt ein Hallunke zu schießen!" rief der Werkführer entrüstet und wog dabei die Goldstücke in der Hand. „Da sind wir doch andere Leute; wir lassen uns für ihn totschießen. Jetzt kommt, wir wollen auf seine Gesundheit trinken!"

* * *

Pianori kam vor die Assisen, unter der Anklage, einen Mordversuch auf das Staatsoberhaupt gemacht zu haben und dieses Verbrechens geständig zu sein. Der Code, gleichviel, ob das Verbrechen gelungen, oder nicht, setzt darauf die Todesstrafe.

Die Verhandlungen waren öffentlich, aber nur die mit Einlaßkarten Versehenen wurden in den Sitzungssaal hineingelassen. Eine zahlreiche Polizeimannschaft war aufgeboten, Kürassiere hielten die Brücken, die nach dem Justizpalast führten, besetzt, und zwei Jägerregimenter standen auf den angrenzenden Quais, man sagte, mit geladenen Gewehren. Außerdem waren alle Truppen in den Kasernen konsigniert. Man mußte also doch wohl Unruhen, wo nicht gar einen Aufstand befürchtet haben, um eine so imposante Entfaltung der bewaffneten Macht zu erklären.

Es war aber alles unnötig gewesen, denn Paris blieb ruhig, nur daß die Kaffeehäuser voller waren als gewöhnlich.

Die Verhandlungen an sich boten kaum etwas Bemerkenswertes und dauerten auch nur einen Tag. Ein Umstand jedoch erregte außerordentliches Aufsehen und wurde in den juristischen Kreisen zu einem großen Skandal.

Der Gerichtshof hatte nämlich dem Angeklagten einen Verteidiger ex officio bestellt, und zwar in der Person des sehr angesehenen Advokaten Benoit-Champy, der unter Louis Philippe zu den freisinnigen Deputierten gehörte und unter der Republik französischer Gesandter in Toskana war, wo er sich durch seine Sympathien für Italien sehr bemerklich machte.

Diese Wahl schien mithin eine sehr glückliche zu sein und fand allgemeine Anerkennung.

Man erwartete natürlich eine glänzende Rede, in welcher Benoit-Champy eine Lanze für die Freiheit Italiens einlegen und die verbrecherische That des Angeklagten, wenn auch nicht beschönigen, so doch durch einen irregeleiteten Patriotismus erklären würde. Aber wie erstaunte man, als gerade das Gegenteil stattfand.

Aus dem Verteidiger wurde ein Ankläger, der sich in noch schärferen Ausdrücken erging als der Staatsanwalt, und der den Königsmord als das schwerste

Verbrechen hinstellte, für das der Tod nur eine kleine Sühne sei u. s. w. Man glaubte, seinen Ohren nicht zu trauen, und selbst die Herren des Gerichtshofes sahen sich gegenseitig mit großen Augen an und schüttelten die Köpfe.

Im Publikum brach endlich der langverhaltene Sturm los, so daß der Präsident die Galerien zu räumen befahl, und als der Redner, der sich durch nichts irre machen ließ, geendet hatte, blieb den Geschworenen nichts übrig, als ein einfaches Schuldig auszusprechen, was sie freilich ohnehin gethan haben würden, aber jetzt gewissermaßen einem moralischen Zwange folgend.

Pianori wurde zum Tode, und zwar zu der Todesstrafe der Vatermörder verurteilt. Er weigerte sich, ein Gnadengesuch einzureichen, obwohl er, wenn er es gethan hätte, wahrscheinlich zur Deportation begnadigt worden wäre. Wenigstens sagte man, daß die Kaiserin für sein Leben gebeten habe.

Die Hinrichtung fand früh um 5 Uhr morgens am vierten Tage nach dem Urteilsspruch statt, und obwohl man Tag und Stunde nicht wußte, hatten sich doch viele tausend Menschen vor dem Roquette-Gefängnis eingefunden, die aber durch starke Truppenkordons in weiter Entfernung gehalten wurden *).

*) Der Tag einer Hinrichtung in Paris wird niemals vorher bekannt gemacht, um einen allzu großen Menschen-

Der Delinquent erschien im bloßen Hemde, mit nackten Füßen und in einen langen schwarzen Schleier gehüllt, wie es noch jetzt in Frankreich bei der Hinrichtung eines Vatermörders üblich ist; er war von einem Priester begleitet, dessen Zuspruch er auch angenommen hatte. Als er das Schafott betrat, rief er mit lauter Stimme: vive la République und wiederholte den Ruf noch, als er bereits auf dem verhängnisvollen Brette lag.

Der Moniteur meldete darauf in einer kurzen Notiz von kaum vier Zeilen die Hinrichtung Pianoris, und an alle Zeitungen war die Weisung ergangen, nur diese Notiz abzudrucken und sich jedes weiteren Kommentars zu enthalten.

Aber noch eine andere „Exekution" stand bevor. Der „Ordnungsrat" der pariser Advokaten war sofort am Tage nach der Gerichtssitzung zusammengetreten und hatte einstimmig und unter gewaltiger Entrüstung den Ausschluß Benoit-Champys aus ihrer Genossenschaft verfügt, zum Ärger der Regierung, die sich aber wohl

---

andrang zu verhindern. Ist aber das Todesurteil gesprochen und das Gnadengesuch verworfen, so weiß man, daß die Exekution an einem der nächsten Morgen erfolgt, und dann warten immer Tausende eine und mehrere Nächte hindurch, um das Schauspiel nicht zu versäumen. Die Frauen der unteren Volksklassen bilden leider bei dieser Gelegenheit vorwiegend die Mehrzahl.

hütete, dagegen einzuschreiten, um die Mißstimmung nicht noch zu vergrößern.

Der solchergestalt Geächtete, denn das war er entschieden in den Augen aller anständigen Leute, erhielt das Offizierskreuz der Ehrenlegion und wurde bald darauf zum Präsidenten eines Gerichtshofes in der Provinz ernannt.

So belohnte die kaiserliche Regierung ihre Freunde und Anhänger, selbst diejenigen, die in ihrem plumpen Eifer zu weit gingen und, wie im vorliegenden Falle, der öffentlichen Meinung Trotz boten und Ehre und Gewissen hintansetzten, nur um sich als gute Bonapartisten zu bethätigen und ihre persönlichen, meist unlauteren Zwecke zu erreichen.

* * *

Die Abschreckungstheorie hat bekanntlich bei politischen Verschwörern niemals Erfolg gehabt, und so fand auch Pianori noch in demselben Jahre einen Nachahmer, der indes auch nicht glücklicher war als sein Vorgänger. Nur der Umstand, daß dies neue Attentat wieder von einem Italiener ausgeführt wurde, gab der an sich nicht eben bedeutenden Sache eine größere Wichtigkeit, die sie sonst wohl kaum erlangt haben würde. Auch ist es nicht erwiesen, daß Mazzini bei diesem Attentat die Hand im Spiel hatte. Wir können

hier schnell darüber hinweggehen, zumal später noch weit ernstere Dinge auf diesem Gebiete zu berichten sind.

Die Majestäten hatten ihren Besuch zu der Schlußvorstellung der Italienischen Oper (am 20. Mai 1855) angemeldet, was man schon am Nachmittag aus verschiedenen Vorbereitungen erkennen konnte, welche die Direktion wie immer bei solchem Anlaß traf.

Die Hauptsache dabei ist jedesmal die Illumination des betreffenden Theaters.

Sterne, Sonnen und Adler werden an die Gasröhren der Hauptfassade geschraubt und abwechselnd dazwischen ein gekröntes N oder E, und abends strahlt dann alles im Brillantfeuer.

So war es auch diesmal, und als der erste Hofwagen mit seiner Dragonereskorte angerollt kam, drängte sich das Publikum, soweit es nicht von den Stadtsergeanten zurückgehalten wurde, nach dem Perron hin, um den Kaiser und die Kaiserin aussteigen zu sehen.

In diesem Augenblick trat ein Mann dicht an den Kutschenschlag und schoß mit einer großen Reiterpistole in die Spiegelscheibe des Wagens hinein. Allgemeiner Aufschrei und grenzenlose Verwirrung, und was das wichtigste war, die Majestäten saßen gar nicht in jenem Wagen, sondern nur drei Hofdamen und ein Kammerherr; diesen hatte die Kugel leicht an der Wange gestreift, er hätte aber ebensogut getötet werden können.

Die Damen waren unverletzt geblieben, wurden aber ohnmächtig aus dem Wagen gehoben.

Gleich darauf kam die zweite Equipage mit dem Kaiserpaar, und zwar ohne alle Eskorte . . . hatte eine Verwechselung stattgefunden, oder war dies absichtlich so angeordnet, um einen etwaigen Attentäter irre zu leiten? Das letztere war kaum anzunehmen, denn die Kaiserin würde dann jedenfalls ihre Damen nicht exponiert haben, darunter das bildschöne Fräulein B., ihre Vorleserin und ihr erklärter Liebling. Man hätte in diesem Falle ja leicht ein paar Korsen in den ersten geschlossenen Wagen setzen können.

Die Kaiserin, die das Ereignis erst später in ihrer Loge erfuhr, wurde mit dem üblichen Ceremoniell empfangen und die Treppe hinaufgeleitet; der Kaiser blieb noch eine ganze Weile auf dem Perron und ließ sich das Nähere berichten.

Der Mörder war sofort ergriffen und auf die Polizeipräfektur geführt worden. Dort sah man bald, daß man es mit einem Halbverrückten zu thun hatte, denn er schwatzte allerlei unzusammenhängendes Zeug, immer untermischt mit Phrasen über die Befreiung der Italiener von despotischer Knechtschaft, und daß endlich die Stunde der Rache gekommen sei u. s. w.

Die Polizei stellte auch bald die Identität dieses Menschen fest: es war wirklich ein Italiener, namens

Bellemare und seltsamerweise gleichfalls ein Schuster wie Pianori, aber kaum 24 Jahre alt und der sich schon eine Zeit lang in Paris umhergetrieben, ohne seine Subsistenzmittel nachweisen zu können *).

Man erfuhr auch, daß er schon früher Blödsinn simuliert und in Bicêtre dem großen Hospital für Geisteskranke, vorübergehend Aufnahme gefunden hatte. Nach seiner Entlassung faßte er alsdann den Plan, den Kaiser zu ermorden.

Politisch gefährlich schien mithin der Mensch nicht zu sein und noch weniger ein Werkzeug der Londoner Flüchtlinge, aber das Leben des Kaisers hatte doch auch hier wieder an einem Haar gehangen.

Die Persönlichkeit des Angeklagten war trotzdem eine so unbedeutende, daß die Regierung in dem Attentat keinen Grund zu einem neuen Kriminalprozeß fand und so war die Sache bald vergessen.

Das Gerücht ging, Bellemare sei wieder in ein Irrenhaus gebracht worden; andere behaupteten, man habe ihn an die italienische Grenze geschafft und dort der Polizei übergeben.

In dasselbe Jahr 1855 fällt noch ein drittes

*) Die Pariser machten sofort einen Calembourg darauf, der deutsch etwa so lauten würde: Die italienischen Schuster haben es auf den Kaiser abgesehen, denn sie wissen am besten, wo sie und ihn der Schuh drückt.

Attentat auf den Kaiser, das übrigens nur ein Gerücht geblieben ist und nie aufgeklärt wurde.

Diesmal war es ein „Hundertgarde", also ein Soldat von der persönlichen Leibwache Napoleons, den man zu einer ungewohnten Stunde im Vorzimmer des Kaisers angetroffen und der durch sein auffallendes Benehmen Verdacht erregt hatte. Als man ihn untersuchte, fand man in der Brusttasche seines Kollers einen scharfgeschliffenen Dolch, über dessen Besitz und Zweck er sich nicht ausweisen konnte.

Kaum war dies im Schlosse bekannt geworden, als alle Hundertgarden mit ihren Offizieren, die damals noch im nördlichen Flügel der Tuilerien, im Pavillon de Marsan, logiert waren, zusammentraten und durch ihren Kommandanten eine Audienz nachsuchten, die ihnen auch sofort im innern Schloßhofe gewährt wurde.

Der Kaiser erschien in Begleitung eines Adjutanten und des verhafteten Hundertgarden und trat mitten unter sie, um seine Getreuen zu beruhigen. Die Sache habe sich sofort aufgeklärt, es sei nichts als ein albernes Gerücht. Er sei überdies von dem guten Geist und der Ergebenheit seiner Garden so fest überzeugt, daß er auch keinen Augenblick an die bloße Möglichkeit einer solchen That habe glauben können, und hier bringe er ihnen den verleumdeten Kameraden zurück.

Die Kaiserin stand oben auf dem Balkon, um die Scene mitanzusehen und grüßte freundlich hinunter.

Am Abend jenes Tages sahen die Spaziergänger des Tuilerienparks und der Rue de Rivoli die Fenster des genannten Pavillons hell erleuchtet, was sich niemand erklären konnte Die Hundertgarden hielten dort ein kleines Bankett, zu welchem die Schloßküche die Speisen und der Privatkeller des Kaisers den Wein geliefert hatten. Die Ehre der Hundertgarden war gerettet.

* * *

Ein Jahr später, im Dezember 1856, brachte der Moniteur die folgende lakonische Notiz:

„Der Polizeipräfektur war aus London von sicherer Hand die Nachricht zugegangen, daß drei, schon früher schwerbestrafte und flüchtiggewordene Verbrecher nach Paris kommen würden, mit der Absicht, den Kaiser zu ermorden. Es gelang den Agenten, nach einem hartnäckigen Kampfe sich der drei Individuen zu bemächtigen und sie unschädlich zu machen".

In diesen wenigen Zeilen ist eine ganze man möchte fast sagen Räubergeschichte enthalten, die mit einem blutigen Drama endet, wovon man aber damals nur wenig mehr erfuhr, als jene obige Notiz. Erst eine weit spätere Zeit hat darüber genauen Aufschluß gegeben, der schon deshalb interessant ist, weil er uns ein deutliches Bild liefert, wie die Pariser Polizei zu Werke

ging, um das stets bedrohte Leben des Kaisers zu schützen und die eines Attentats Verdächtigen zu fangen.

Wir entnehmen unsere Schilderung den i. J. 1868 in Brüssel erschienenen Memoiren des Korsen Griscelli, der über zehn Jahre lang nicht allein pariser Geheimpolizist war, sondern sich auch stets in der nächsten Umgebung des Kaisers befand, dessen unbedingtes Vertrauen er sich durch diesen ersten glücklichen Fang erworben hatte.

Der Verfasser macht in seinem Werk eine überlange Geschichte daraus, mit allerlei romantischen und abenteuerlichen Zugaben, die wir hier beiseite lassen, um uns nur an die Thatsachen zu halten, auch ohne Kritik oder Kommentar unsererseits, was beides wohl nahe lag, aber für unsere Zwecke unnötig erscheint.

Griscelli erzählt folgendermaßen:

„Der Graf Walewski, der nach dem Pariser Kongreß den französischen Botschafterposten in London erhielt, sandte im November 1856 eine geheime Depesche an den Kaiser, mit der Anzeige eines neuen Mordplanes, der sehr wahrscheinlich in der allernächsten Zeit zur Ausführung gelangen werde.

Ein gewisser Kelsch, ein deportierter ehemaliger Lieutenant, der aus Lambessa entflohen sei, halte sich bereits seit einigen Monaten in London auf, wo er viel mit Mazzini verkehre und scheine jetzt zu beabsichtigen, nach Paris zu kommen. Sehr wahrscheinlich habe er noch einige Helfershelfer.

Der Kaiser schickte sofort zu Piétri, teilte ihm die Depesche mit und fragte ihn zugleich, ob er nicht unter seinen Leuten jemanden habe, der energisch, zuverlässig und intelligent sei, um den Kelsch und seine Genossen zu fangen.

Piétri dachte an mich, obwohl ich erst kurz vorher in die Geheimpolizei eingetreten war und mir die Sporen noch verdienen sollte; aber er kannte bereits meinen Mut und auch meine Anhänglichkeit an den Kaiser, für den ich jeden Augenblick mein Leben geopfert haben würde. Piétri brachte also mich in Vorschlag.

„Gut", antworteten Se. Majestät, „gehen Sie mit dem Manne diesen Abend in die Oper und kommen Sie im zweiten Zwischenakt mit ihm in meine Loge."

Piétri ließ mich darauf sofort rufen und sagte mir, daß er mich dem Kaiser zu einem wichtigen Dienst vorgeschlagen habe. Ich hätte beinahe laut aufgejauchzt, so freute ich mich über diese Nachricht, und an demselben Abend nahm Piétri mich mit in die kaiserliche Loge.

Die Kaiserin saß mit der Herzogin Bassano in der ersten Reihe, der Marschall Vaillant und zwei Kammerherren standen hinter ihnen. Ich kam mir in dieser Gesellschaft sehr wichtig vor. Der Kaiser war schon aufgestanden und winkte uns, ihm durch eine kleine Seitenthür zu folgen. Wir gelangten in ein matterleuchtetes Kabinett, das einen verdeckten Balkon hatte. Napoleon nahm einen Stuhl und setzte sich und bedeutete uns, gleichfalls Platz zu nehmen. So saß ich denn dem Kaiser gegenüber und zitterte fast vor Freude und Aufregung über diese Ehre.

Se. Majestät richteten nun an mich die folgenden Worte: „Sie heißen Griscelli und sind ein Korse; das freut mich;

die Korsen sind von jeher meiner Familie treu und ergeben gewesen. Piétri hat mir viel Gutes von Ihnen gesagt, und Ihren Mut und Ihre Unerschrockenheit gelobt. Sie werden beides nötig haben, um den Auftrag auszuführen, den ich Ihnen geben will. Ein entsprungener Sträfling, Kelsch, wird von London herüberkommen mit verbrecherischen Absichten. Er ist vielleicht schon hier. Den müssen Sie zu entdecken suchen, ihn Tag und Nacht überwachen und ihn nicht aus den Augen verlieren, bis Sie genügende Beweise haben, ihn festzunehmen, ihn und seine Helfershelfer, wenn er welche mitgebracht hat, was sehr wahrscheinlich ist. Sind Sie der Mann dazu, dies zu thun und kann ich mich auf Sie verlassen?"

„Sire", antwortete ich, „ich werde Ihrem Vertrauen entsprechen und müßte ich mein Leben daran setzen."

„Gut", sagte der Kaiser, „Sie werden sich mit Piétri verständigen, und ich werde Fleury beauftragen, Ihnen Wagen und Pferde zu geben, wenn Sie welche nötig haben. Piétri wird Sie in allem unterstützen und Ihnen auch tausend Franken auszahlen .... à conto", fügte er lächelnd hinzu, „denn Sie werden natürlich Geld gebrauchen" .... und dann waren wir mit einem gnädigen Wink entlassen.

Mir schwindelte, als ich mich wieder auf der Straße befand; es kam mir vor wie ein Traum. Ich dachte an meine Heimat, an das Dorf, wo ich meine erste Jugend verlebt und wo ich meinem alten Onkel in der Feld- und Gartenarbeit geholfen, und wie ich dann später auf gut Glück nach Paris gegangen war. Und nun hatte ich mit dem Kaiser persönlich verhandelt, ihm gegenüber gesessen, wie seine Minister und Marschälle thun, und er hatte mich in Eid und

Pflicht genommen, ihn zu beschützen. Das lief mir wie Feuer durch alle Glieder.

Auf der Präfektur fand ich in den alphabetisch geordneten Listen der Deportierten bald den Namen Kelsch; man hatte ihn während des Staatsstreiches auf einer Barrikade ergriffen und er sollte erst füsiliert werden; nachher wurde er nach Lambessa gebracht, von wo es ihm gelungen war, zu entfliehen.

Er hatte einen Bruder in der Vorstadt Vaugirard, und ich weiß nicht, wie es zuging, aber mir kam auf einmal der Gedanke, Kelsch könne, wenn er überhaupt schon in Paris sei, vielleicht bei ihm abgestiegen sein. Und richtig, so war es. Schon am nächsten Tage sah ich Kelsch, den ich an seinem Signalement sofort erkannte, in jenem Hause aus- und eingehen, und von da an verlor ich ihn nicht mehr aus den Augen. Wir entdeckten auch bald, daß er zwei Genossen hatte und mit seinen Freunden in London in geheimer Korrespondenz stand, denn die Briefe von dort wurden aufgefangen, gelesen und ihm dann zugestellt.

Einmal hatte er sogar die Keckheit, sich dem Gefolge des Kaisers anzuschließen, als dieser seine tägliche Promenade ins Bois de Boulogne machte. Kelsch ritt ein schönes Pferd und zeigte sich als guter Reiter und sah überhaupt aus, wie ein Gentleman. Ich hielt mich dicht an seiner Seite, um ihn bei der geringsten verdächtigen Bewegung niederzustoßen. Nachher setzte sich der Kaiser in Galopp und das ganze Gefolge gleichfalls; da drängte ich mich noch fester an den Patron heran, und er rief mir sogar ein paar Worte zu, die ich nicht verstand; jedenfalls hatte er keine Ahnung davon, wer ich war.

Am 15. Dezember wurde ich in das Kabinett des Kaisers gerufen; es war eine neue Depesche aus London angekommen, die das Attentat auf einen der nächsten Tage ankündigte.

Nun durfte nicht länger gezögert werden.

Auf der Präfektur wollte Piétri mir zwanzig Polizisten mitgeben, um mir hülfreiche Hand zu leisten; ich nahm nur sechs, die ich persönlich kannte, und wir begaben uns noch an demselben Abend nach Montrouge in das kleine Café Desmaret, wo die Verschwörer fast täglich verkehrten, wie ich längst ausgekundschaftet hatte. „Tot oder lebendig", sagte ich zu meinen Leuten, „ihr wißt, was ihr zu thun habt."

Als wir ankamen, saßen die drei Banditen in einem versteckten Hinterstübchen beim Absinth. Der Wirt spielte den Unwissenden und war es auch vielleicht; ich bedrohte ihn mit sofortiger Verhaftung, und er zeigte uns eine kleine Hinterthür. Ich stürmte voran und gab sofort einen Schuß ab, aber nur, um Verwirrung zu erregen. Dann warf ich mich mit Hébert und Letourneur auf Kelsch, und die vier anderen ergriffen die beiden Genossen.

Kelsch verteidigte sich wie ein wütendes Tier und entsprang durch die Hinterthür, ich jagte ihm einen Schuß nach, der ihn traf, denn er fiel hin, und nun legten wir ihm Hand- und Beinschellen an. Die zwei anderen Banditen waren auch bereits gefesselt, und nach einer Stunde lieferten wir unseren Fang in der Präfektur ab. Piétri umarmte mich und hieß mich mit ihm in sein Coupé steigen, um dem Kaiser sogleich den glücklichen Erfolg anzuzeigen.

Als wir vor den Tuilerien ankamen, waren die Fenster hell erleuchtet; es war Soirée bei der Kaiserin.

Wir wurden gemeldet und Napoleon empfing uns in seinem Arbeitszimmer. Piétri stattete kurzen Bericht ab, und auf einen Wink des Kaisers erzählte ich den ganzen Hergang.

„Ich bin mit Ihnen zufrieden, Griscelli", sagte er, „Sie werden von heute an in den Dienst der Korsen treten, Piétri wird Sie instruieren."

Dann öffnete er ein kleines Fach in seinem Schreibtische, nahm Papiere heraus und gab mir fünf Tausendfrankenbillets.

Kelsch war schwer am Kopf verwundet und wurde ins Hotel Dieu geschafft; die beiden anderen waren Italiener, und, wie sich später herausstellte, als politische Flüchtlinge in den Dienst Mazzinis getreten, der sie auch in das Exekutiv-Komitee der „Marianne" aufgenommen hatte. Sie hießen Rassini und Galli. Alle drei wurden nach Cayenne deportiert.

Ich blieb von jenem Tage an fast beständig in der nächsten Nähe des Kaisers und habe später noch oft Gelegenheit gefunden, ihm nützlich zu sein."

Wir fügen dieser Schilderung nur noch die Notiz hinzu, daß es dem Kelsch nach einigen Jahren gelang, wieder zu entfliehen. Er soll nach China gegangen sein und dort eine Anstellung als militärischer Instruktor gefunden haben. Galli war in der Strafanstalt am Klimafieber gestorben, und Rassini erhielt erst nach dem Sturz des Kaiserreiches, wo alle politischen Verbrecher begnadigt wurden, seine Freiheit wieder.

Viertes Kapitel.

Die Ermordung des Erzbischofs von Paris. — Die Marianne. — Mr. Ashton aus Kalkutta. — Besuch des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg in Paris. — Das Bombenattentat Orsinis vor der Großen Oper.

Wenn schon das Jahr 1856 mit Attentaten begonnen und geschlossen hatte, so sollte das darauf folgende noch Schlimmeres bringen, das nur zu deutlich zeigte, an welchem Abgrund das zweite Kaiserreich stand.

Zunächst war es eine entsetzliche Unthat, die allerdings nicht direkt gegen das Leben des Kaisers gerichtet war, die aber doch viel dazu beitrug, die Bevölkerung von Paris in neue Aufregung zu versetzen.

Am 3. Januar wurde in der Stephanskirche, neben dem Pantheon, die neuntägige Andacht zu Ehren der hl. Genoveva, der Schutzpatronin von Paris, feierlich eröffnet, und zwar nach einem alten Brauch durch den Erzbischof, Mgr. Sibour, in Person.

Am Vormittag hatte sich die Kaiserin, nur von einer Hofdame begleitet, in ihrem kleinen unscheinbaren Coupé, gewissermaßen incognito, nach der Kirche begeben, um dort ihre Andacht zu verrichten. Sie hatte außerdem eine prächtige Stola in der Sakristei niederlegen lassen, als Geschenk für den Erzbischof, den sie persönlich hoch verehrte, und zwar mit der Bitte, dieselbe bei der Eröffnungsprozession zu tragen.

Mit einbrechender Dunkelheit begann die äußere Beleuchtung des Pantheons durch viele tausend Lichter. Das ungeheuere Gebäude, nach der Peterskirche in Rom und der Paulskirche in London der größte und höchste Kuppelbau Europas, zeichnete sich bis auf die kleinsten Umrisse in blendenden Feuerlinien am dunkeln Himmel ab, und das wie eine Sonne strahlende Kreuz auf der Spitze, zugleich der höchste Punkt von ganz Paris, flammte weithin über die Weltstadt.

Gegen sieben Uhr, als sich eben die Prozession im Innern der Kirche in Bewegung gesetzt, entstand draußen unter den Volksmassen, die sich bis dicht an das Portal hinangedrängt hatten, auf einmal eine unbeschreibliche Aufregung mit Lärm und Geschrei, und alle stoben wie in wilder Flucht auseinander. Nach wenigen Minuten war der große Platz leer und von einer zahlreichen Polizeimannschaft besetzt, und eine Schwadron Dragoner rückte die Rue Soufflot herauf. Dergleichen Operationen

vollzogen sich in Paris unter dem zweiten Kaiserreich immer mit Blitzesschnelle, so daß man niemals begriff, wie die Polizisten und Truppen so im Moment zur Stelle sein konnten.

Zugleich verbreitete sich auch eine entsetzliche Kunde: Der Erzbischof war inmitten der Prozession, die hl. Monstranz in den Händen, ermordet worden.

Schon in der nächsten Viertelstunde erschien Piétri im Kabinett des Kaisers mit der erschütternden Meldung, die noch durch das Gerücht vergrößert wurde, daß das Attentat die Losung sei zu einer allgemeinen Ermordung der Priester, ein Gerücht, das gottlob aller Begründung entbehrte.

Der Mord war nichts als die That eines, wenn auch nicht gerade völlig geistesgestörten, so doch überspannten, interdicierten Priesters, namens Vergès. Derselbe war schon vor Jahresfrist wegen seiner anstößigen Predigten, die sich speziell gegen das neue Dogma von der unbefleckten Empfängnis richteten, abgesetzt worden, und führte seitdem in Paris ein abenteuerliches Leben. So hatte er sich einmal im Dezember 1856, an einem Sonntage auf der Freitreppe der Madeleinekirche beim Schluß des Hochamts hingestellt, in einer unsauberen, durchlöcherten Soutane und zerrissenen Schuhen, und dazu einen Bogen Papier auf der Brust, der in großen Lettern die Worte zeigte: Ich bin

ein interdicierter Priester und habe Hunger. Als man ihn verhaftet und auf die Polizeipräfektur gebracht hatte, fand man in seinen Taschen gegen vierzig Franken; der Mensch wollte also nur einen öffentlichen Skandal erregen. Bei seinem Verhör stieß er mehrfach Todesdrohungen gegen den Erzbischof aus, denen man leider keine weitere Bedeutung beilegte. Er wurde darauf in ein Privatkrankenhaus gebracht, das er aber nach wenigen Tagen heimlich verließ, in der Rue Dauphine ein amerikanisches Dolchmesser (einen sogenannten Knicker*) kaufte und zur Ausführung seines Mordplanes die obenerwähnte Prozession als die günstige Gelegenheit wählte.

Mit dem lauten Ausruf: à bas les déesses! (eine Anspielung auf das Mariendogma) stürzte Vergès sich auf den Erzbischof und stieß ihm das Messer tief in

*) In dem frivolen Paris dienen auch die schrecklichsten Dinge zur Reklame. Jener Messerschmied stellte am nächsten Morgen ein ganz gleiches Messer in seinem Schaufenster aus, und zahllose Neugierige umdrängten den Laden, um das Mordinstrument zu sehen. Die Polizei entfernte es allerdings sofort, aber der findige Mann ließ genau nach demselben Modell viele Tausend kleine Messerchen anfertigen, für einen Franken das Stück, die reißenden Absatz fanden. Jeder Gandin, Petitcrevé, Gommeux (und wie die Gecken der Boulevards und der Demimonde sonst noch heißen) trug damals ein solches Messerchen in der Tasche oder an der Uhrkette. Es gehörte in jenen Kreisen zum „guten Ton."

die Brust. Der tödlich Getroffene fiel entseelt in die Arme der ihn umgebenden Priester.*)

Das Leichenbegängnis des auf so verruchte Weise ermordeten Kirchenfürsten, der auf der Welt keinen Feind gehabt und dessen Herzensgüte sprichwörtlich gewesen, gehörte zu den großartigsten, die man jemals in Paris gesehen. Die Häuser aller Straßen, durch die der endlose Zug ging, waren mit schwarzen Fahnen drapiert, die umflorten Gaslaternen brannten, alle Läden waren geschlossen, alle Geschäfte feierten, und über 10 000 Arme, Männer, Frauen und Kinder, die meisten in äußerst dürftiger Kleidung, aber alle mit einem Tannenreis in der Hand, bildeten eine besondere Abteilung im Gefolge und riefen allgemeine

---

*) Mgr. Sibour war im Laufe noch nicht eines Jahrzehnts der zweite ermordete Erzbischof von Paris. Sein Vorgänger, Mgr. Affre, wurde bekanntlich am 25. Juni 1848 im Straßenkampf erschossen, als er vor einer Barrikade zum Frieden ermahnte. Dessen Vorgänger, Mgr. Quélen, wurde bei der Erstürmung des erzbischöflichen Palastes nach der Julirevolution nur durch ein Wunder vom sicheren Tode gerettet. Das Metropolitankapitel, als es der Erzdiöcese das beklagenswerte Ende des Oberhirten verkündete, hatte mithin ganz recht, wenn es den erzbischöflichen Stuhl von Paris „von Märtyrerblut getränkt" nannte, und konnte dabei den entsetzlichen Tod des zweiten Nachfolgers des Ermordeten, des Mgr. Darboy, der unter der Schreckensherrschaft der Kommune i. J. 1871 meuchlerisch erschossen wurde, nicht ahnen.

Rührung hervor. Es war eine Nationaltrauer im wahren Sinne des Wortes.

Die Regierung hatte von einem besonderen Gerichtshofe, der anfangs in Aussicht genommen war, abgesehen, weil es sich nur um die vereinzelte That eines gemeinen Verbrechers handelte, und denselben den gewöhnlichen Assisen übergeben.

Der Zudrang war ein ungeheuerer; die Einlaßkarten, denn nur gegen solche konnte man Zutritt erhalten, wurden mit hundert Franken und mehr bezahlt, aber die Verhandlungen selbst boten wenig Interesse. Vergès erging sich in cynischen Reden und empörenden Anklagen gegen die Geistlichkeit im allgemeinen, ohne auch nur einen einzigen Fall oder Namen zu nennen; er rühmte sich seiner That und sagte allen Bischöfen Frankreichs ein ähnliches Schicksal voraus; im übrigen sprach er allerlei tolles, unzusammenhängendes Zeug.

Dies erleichterte im Grunde seinem Verteidiger die schwierige Aufgabe, für einen solchen Menschen einzutreten. Der berühmte Maître Rogent-Saint-Laurent, der stete Advokat der Mörder (»l'avocat des assassins«, wie er im Volk hieß), plaidierte einfach für Geisteskrankheit und trug auf Unterbringung seines Klienten in einer Irrenanstalt an. Die Geschworenen waren nicht dieser Ansicht, sie verneinten die Frage der Unzurechnungsfähigkeit und sprachen einstimmig das

Schuldig über den Mörder aus. Der Gerichtshof verurteilte ihn darauf zum Tode. Das von Vergès eingereichte Gnadengesuch wurde vom Kaiser verworfen, und die Hinrichtung fand am zweitfolgenden Tage wie immer in früher Morgenstunde statt. Leider war dieselbe wieder eine öffentliche, und es bedurfte einer großen Anzahl Truppen, um den Platz vor dem Roquette-Gefängnis abzusperren. Ganz Paris war auf den Beinen, um dem „Schauspiel" beizuwohnen (denn das war von jeher eine Hinrichtung im „Centrum der Civilisation"), aber die Reiterei hielt alle Zugänge besetzt.

Das Andenken des ermordeten Erzbischofs lebt noch heute in Paris, schon wegen verschiedener großartiger Stiftungen zu mildthätigen Zwecken, für welche er den Hauptteil seiner bedeutenden Einkünfte verwandte.

* * *

So hatte denn das Jahr 1857 blutig begonnen, und von da an verging während der ganzen ersten Hälfte desselben kaum ein Monat, der nicht das Gerücht von einem neugeplanten Attentat auf das Leben des Kaisers brachte, das aber stets durch die Wachsamkeit der Polizei noch rechtzeitig entdeckt und glücklich verhindert wurde.

Zuletzt nahm man diese Nachrichten ziemlich gleichgültig auf, denn es war bald ein öffentliches Geheimnis, daß die Regierung selbst diese Gerüchte in Umlauf

setzte, um desto schärfer gegen die geheimen Gesellschaften vorzugehen, die nicht in Paris allein, sondern an den verschiedensten Punkten Frankreichs immer wieder auftauchten, was genugsam bewies, daß sie trotz aller Repressalien im stillen fortexistierten.

Die am meisten verbreitete und deshalb auch die gefährlichste dieser Gesellschaften war und blieb die „Marianne", die ihre Fäden über das ganze südliche Frankreich von Westen nach Osten gesponnen hatte, und vereinzelt sich auch bis in die nordöstlichen Departements erstreckte. Andere Gesellschaften standen mit ihr in Verbindung, so daß wohl nicht ein einziges Departement ganz frei von ihnen war.

Man hat das Frankreich jener Zeit wohl mit einer unermeßlichen Wiese verglichen, die von tausend und abertausend Maulwürfen durchwühlt wurde, die unverdrossen und unermüdlich ihre unterirdische Minierarbeit fortsetzten und die sich sogleich in die tieferen und versteckteren Gänge zurückzogen, wenn die Jäger den einen oder anderen Wühler, der sich zu weit an die Oberfläche gewagt hatte, mit ihren Fallen abfingen und unschädlich machten. Das Hauptquartier dieser Maulwürfe — um im Bilde zu bleiben — war aber, wie wir bereits wissen, nicht in Frankreich, sondern jenseits des Kanals, in London, und der „Obermaulwurf" war Mazzini, der von dort seine mit Dolch und Revolver

bewaffneten Sendboten abschickte, und zwar zunächst nach Paris, um Napoleon III. zu ermorden.

Dabei darf man jedoch Mazzinis Hauptplan nicht außer acht lassen, der nichts anderes war, als die „Befreiung Italiens vom monarchischen Joch“ und die Einsetzung einer großen italienischen Republik, zu welcher schon in den Jahren 1848 und 1849 in Rom der Anfang gemacht worden war.

Louis Napoleon hatte bekanntlich als Prinz-Präsident diese Republik bekämpft und niedergeworfen, er hatte ferner den geflüchteten Papst wieder als Souverän in seine Hauptstadt zurückgeführt und auch sonst auf der ganzen Halbinsel das monarchische Prinzip zu neuer, gesicherter Geltung gebracht.

Er hatte sich außerdem, und Frankreich solidarisch mit ihm, zum Schutzherrn des Papstes und speziell dessen weltlicher Herrschaft erklärt und sich dadurch auch für seine Person den uralten Titel der französischen Könige »rex fidelissimus« erworben.

Keiner hatte mithin die Pläne Mazzinis schlimmer und erfolgreicher durchkreuzt als der allmächtige Franzosenkaiser, und keinem hatte daher auch der fanatische Agitator grimmigere Rache geschworen als ihm. Und das um so mehr, als dieser Kaiser früher sein „Bruder“ gewesen, den er, Mazzini, selbst in den Geheimbund der „Marianne“ als Carbonaro aufgenommen hatte.

Wir kennen bereits aus dem vorhergehenden Kapitel die Drohungen, die dem Kaiser auf so geheimnisvolle Weise zugingen, und in denen die Hand Mazzinis leicht zu vermuten war, welche Vermutung durch die bald darauf erfolgten wiederholten Attentate zur Gewißheit wurde.

Das Mißlingen derselben reizte den Feind nur noch mehr und spornte ihn an, nur noch umsichtiger und nachhaltiger zu operieren, um endlich zum Ziel zu gelangen.

Die Frucht dieses unheilvollen Thuns war das entsetzliche Orsinische Attentat im Januar 1858.

Wir müssen hier zum besseren Verständnis desselben um einige Jahre zurückgehen.

* * *

Es war in den ersten Septembertagen des Jahres 1855, kurz vor der Einnahme Sebastopols, als der Prinz Napoleon *) eines Morgens allein in seinem Arbeitszimmer saß und die Zeitungen durchblätterte, um die neuesten Nachrichten vom Kriegsschauplatz zu erfahren.

Er selbst war längst aus dem unwirtlichen Feldlager wieder in sein reichausgestattetes und komfortables Palais royal zurückgekehrt, nicht, um auf seinen Lor-

*) Vergl. Bd. I. S. 29. Der Prinz Napoleon (Jérôme) ist inzwischen am 18. März 1891 gestorben.

beeren auszuruhen, denn er hatte in der Krim keine gesammelt, weil er, wie wir wissen, gar nicht ins Feuer gekommen war, sondern nur um sein früheres gemächliches und sorgenfreies Leben fortzusetzen.

Der Choleraanfall, der ihm zum willkommenen Vorwand gedient hatte, um seine Abreise zu beschleunigen, sollte nur eine Verdauungsstörung gewesen sein . . . . er könne, so erzählten die Spötter, die russischen Batterien nicht vertragen und sei deshalb zu seinen eigenen Batterien (de cuisine) d. h. zu seiner Pariser Küche zurückgekehrt.

Gleichviel, er saß an jenem Morgen nach einem guten Frühstück, eine duftende Havanna im Munde und behagliche Ruhe im Herzen, auf dem bequemen Divan, als sein Leibkammerdiener Jean fast ungehört eintrat und seinem Herrn auf einem silbernen Plateau eine Visitenkarte überreichte.

Der Prinz nahm die Karte und las: „Mr. Ashton aus Kalkutta, mit besonderen Empfehlungen von Lord Win —", der Name war nur halb ausgeschrieben.

„Lassen Sie ihn eintreten", sagte der Prinz, nicht ohne eine gewisse Verlegenheit, denn er konnte sich in dem Augenblicke weder des ganzen, noch des halben Namens entsinnen . . . . und ein Herr trat ein, der allerdings wie ein Engländer, aber fast wie eine Karrikatur aussah: hellblondes Haar und lange rötliche

Bartkoteletten, dazu eine blaue Brille und ein karrierter Reiseanzug, der ganz und gar nicht hoffähig war.

Der Prinz erwiderte seinen Gruß und bot ihm einen Sessel an.

„Hoheit", begann der seltsame Gast in ziemlich holprigem Französisch, „ich komme im Auftrage des Lord Win —", und warf dabei einen Seitenblick auf den noch immer wartenden Kammerdiener.

„Verlaß uns, Jean", sagte der Prinz „und sorge, daß wir ungestört bleiben."

Jean entfernte sich, der Engländer folgte ihm, schloß leise die Thür ab und zog die Portière zu. Der Prinz, der dies mitansah, öffnete mittlerweile ein Fach seines Schreibtisches und griff nach einem geladenen Revolver — er hatte eine Vorliebe für geladene Revolver und immer welche zur Hand, auch war er ein guter Schütze.

„Unnötige Vorsicht, Hoheit", sagte Mr. Ashton lächelnd, der die Bewegung sehr wohl bemerkt hatte, und nahm zugleich seine blonde Perücke, seinen roten Bart und die blaue Brille ab, „jetzt werden Sie mich wohl erkennen und wissen, daß ich als guter Freund komme."

„Orsini!" rief der Prinz erstaunt und zugleich erschrocken, „wir haben uns lange nicht gesehen, woher kommen Sie und was bringen Sie?"

„Ja, es ist lange her, Prinz, damals in Italien, wo ich fliehen mußte. Die Zeiten haben sich sehr geändert, aber wir, d. h. ich und die meinigen, sind dieselben geblieben. Und Sie, Prinz, wie steht es mit Ihnen?"

Der Prinz antwortete nicht. Damals war er selbst nicht viel mehr als ein Abenteurer, wie sein Vetter, der jetzige Kaiser, und schwärmte wie dieser für die große italienische Republik. Jetzt, wie gesagt, war alles anders und er selbst war der präsumtive Thronfolger in Frankreich geworden, denn der kaiserliche Prinz war noch nicht geboren. Da konnte von revolutionären und republikanischen Gelüsten keine Rede mehr sein.

„Ich kenne Ihre Antwort, trotz Ihres Schweigens", sagte Orsini, „vielleicht wird dieses Schreiben Sie noch mehr aufklären", und bei diesen Worten überreichte er dem Prinzen einen Brief.

„Von Mazzini!" rief dieser bestürzt und durchflog das Papier, dann, nachdem er es gelesen, sagte er ausweichend: „Ich verstehe so gut wie nichts davon."

„Gut, so will ich es Ihnen erklären, Prinz; bitte, hören Sie mir aufmerksam zu.

Ihr Vetter erhielt i. J. 1846, wo er als Staatsgefangener in Ham saß, eines Tages den Besuch eines Engländers, wie ich, und dieser Engländer war kein anderer, als Mazzini Durch Bestechung war es

ihm gelungen, beim Prinzen vorgelassen zu werden. Die „Napoleonischen Ideen", die gerade damals erschienen waren, ließen den italienischen Patrioten hoffen, der Verfasser werde seinem früheren Schwure zu Gunsten einer Universalrepublik treu bleiben. Mazzini verpflichtete sich, den Prinzen zu befreien, wenn dieser sich für eine zweite italienische Revolution erklären und darin eine Führerrolle übernehmen wolle. Der Prinz erneuerte seinen Schwur, und war nach einigen Tagen frei*).

„Was weiter geschehen ist, wissen Sie", fuhr Orsini fort. „Louis Napoleon wurde Präsident der französischen Republik und als solcher war seine erste Heldenthat, der römischen Republik den Garaus zu machen. Jetzt ist er Kaiser, und seine Soldaten stehen in Italien zum Schutz der Tyrannei. Von Napoleon III. ist also für uns nichts mehr zu hoffen, und der Racheengel heftet sich schon an seine Fersen. Unsere Blicke richten sich nun auf Sie, Prinz; italienisches Blut fließt in Ihren Adern von Ihrem Großvater her, und Sie haben republikanische Grundsätze, das wissen wir. Wir be-

*) Diese Erzählung klingt ganz anders als die Geschichte von der Befreiung des Prinzen, wie wir sie im ersten Bande S. 72 mitgeteilt haben, und die bis auf den heutigen Tag als die allein richtige angesehen wird, weshalb auch wir sie natürlich aufrecht halten müssen. Trotzdem ist es immerhin möglich, daß Mazzini bei der Flucht die Hand mit im Spiel gehabt hat, wenn auch sein Besuch beim Prinzen im Gefängnis sehr unwahrscheinlich klingt.

dürfen eines großen, welthistorischen Namens; können wir auf Sie rechnen?"

Der Prinz wurde ernst und nachdenkend, was dem Besucher nicht entging, und wich verlegen aus. Vor seiner Seele tauchte vielleicht die Krone von Monza auf*), die schon der erste Napoleon getragen, denn an die Dauer einer italienischen Föderativrepublik schien er nicht zu glauben. Aber was würde sein kaiserlicher Vetter dazu sagen, der ihn nicht einmal zum Vicekönig von Algier hatte machen wollen, was er doch so sehnlichst gewünscht.

Orsini wurde ungeduldig. „Ja oder nein, Hoheit, aber eine bestimmte Antwort müssen wir haben."

„Was verlangen Sie denn von mir?" fragte endlich der Prinz.

„Ihren Schwur, unserer heiligen Sache treu zu bleiben und sich an unsere Spitze zu stellen, wenn die große Stunde des Kampfes anbricht. Aber bedenken

*) In der Kathedrale zu Monza, einer sehr alten lombardischen Stadt in der Nähe Mailands, wird noch heute die „Eiserne Krone" aufbewahrt, mit der schon Karl der Große und nach ihm die meisten deutschen Kaiser und schließlich auch Napoleon I., als König von Italien, gekrönt wurden. Die Krone kam später wieder in den Besitz Östereichs, bis Franz Joseph sie nach 1866 dem König Viktor Emanuel zurückgab. In dem schlichten, aber mit kostbaren Steinen besetzten Goldreifen ist, der Sage nach, ein Nagel vom Kreuze Christi hineingeschmiedet.

Sie vorher noch Eines, Prinz, wir rächen den Verrat mit dem Tode und wissen den Verräter zu erreichen, selbst auf dem Thron."

Die beiden sprachen noch lange miteinander; aber von einer bestimmten Zusage des Prinzen, die er sich auch wohl hütete, zu geben, ist nichts bekannt geworden.

Endlich nahm Orsini Abschied und verließ das Palais royal, wie er gekommen, als Mr. Ashton. —

Das ist die allerdings sehr phantastische Geschichte von dem Besuche Orsinis beim Prinzen Napoleon.

Man findet sie in den hinterlassenen Papieren Orsinis, die dieser mit seinen sonstigen Effekten, Büchern, Schriften u. s. w. vor seiner Hinrichtung einer Miß Elisa Cheney in London vermachte, die ihrerseits einem gewissen James Abbot Einblick in die Tagebücher ihres Freundes gestattete. Dieser Abbot veröffentlichte i. J. 1869 in London eine Schrift über den Prinzen Napoleon, der wir die Episode entlehnt haben.

Ihre Glaubwürdigkeit steht übrigens auf sehr schwachen Füßen, nicht in Bezug auf den Besuch selbst, der immerhin stattgefunden haben kann, wie ja auch Mazzini in jener Zeit mehrfach unter verschiedenen Masken in Paris gewesen sein soll, sondern in Bezug auf das Verhalten des Prinzen Napoleons gleich nach der geheimnisvollen Begegnung.

Er hatte sich ablehnend und dadurch als Gegner Orsinis erklärt; was verhinderte ihn, der ja jetzt solidarisch mit dem Kaiser und dem Kaiserreich verbunden war, den gefährlichen Parteigänger festnehmen zu lassen und unschädlich zu machen? Wir wissen nicht einmal, ob der Prinz seinem kaiserlichen Vetter die Sache mitgeteilt hat; jedenfalls erst später, denn der Kaiser würde gewiß sofort energisch eingeschritten sein.

So aber gelangte „Mr. Ashton aus Kalkutta" ungefährdet über den Kanal zurück, um Mazzini Bericht von seiner Mission abzustatten und mit diesem die dunklen Pläne weiterzuspinnen, die zu dem schrecklichsten von allen Attentaten auf den Kaiser Napoleon führten, von dem wir selbst direkte Augenzeugen gewesen und dem ein allgemein verehrter deutscher souveräner Fürst beinahe gleichfalls zum Opfer gefallen wäre.

* * *

Am 12. Januar 1858 traf der regierende Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha zum Besuch der kaiserlichen Majestäten in Paris ein und wurde mit großer Herzlichkeit und ganz besonderer Aufmerksamkeit empfangen. Er reiste nach London, um der Vermählung seiner Nichte, der Prinzessin Victoria mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen beizuwohnen, und nahm seinen Weg über Paris, um die alten freundschaftlichen Beziehungen mit Napoleon III. wieder aufzufrischen.

Der Herzog war nämlich seit der Wiederherstellung des Zweiten Kaiserreiches schon einmal im März 1855 in Paris gewesen, und zwar in einer geheimen politischen Mission, mit welcher ihn damals der König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen beauftragt hatte.

Wir wissen, daß der König, der sich mit seinem Schwager, dem Zaren Nikolaus, als den Hauptvertreter des monarchischen Legitimitätsprinzips in Europa betrachtete, nur mit Kopfschütteln und ernstem Bedenken dem Umschwung der Dinge in Frankreich zugeschaut und nur mit Widerstreben den „Abenteurer" als Kaiser anerkannt hatte.

Als bald darauf der Krimkrieg ausgebrochen war, wodurch die napoleonische Devise »l'Empire c'est la paix« einen sehr befremdlichen Kommentar erhielt, vergrößerte sich das Mißtrauen des Königs, der bei der damals noch allgemein verbreiteten Ansicht von dem Prestige der französischen Militärmacht ein Umsichgreifen des Krieges zu einem Weltbrande nicht ohne Grund befürchtete, und deshalb die nötigen Vorkehrungen beizeiten zu treffen suchte.

Sehr wahrscheinlich sind die von ihm eingeschlagenen Schritte im stillen Einverständnis mit dem Zaren geschehen, obwohl zur Bestätigung dieser Mutmaßung nichts Positives vorliegt — gleichviel, der König machte es sich zur Pflicht, den Kaiser Napoleon wegen seiner

eigentlichen weiteren Pläne zu sondieren, wenn dieser nämlich aus dem Krimkriege siegreich hervorgehen würde.

Mit geübtem Blick erkannte er in dem regierenden Herzog Ernst von Koburg die geeignete Persönlichkeit zu einer solchen immerhin sehr delikaten Mission, und dieser unterzog sich derselben auch sofort mit der größten Bereitwilligkeit und, was wir gleich hinzusetzen wollen, mit dem günstigsten Erfolge.

Als älterer Bruder des Prinzen Albert, des Gemahls der Königin Victoria von England, und als Neffe des Königs Leopold von Belgien, mit welchen beiden er stets den regsten Verkehr unterhielt, war er frühzeitig in die intime Politik der europäischen Höfe eingeweiht worden und stand bei vielen von ihnen persönlich in hohem Ansehen.

Dem Kaiser Napoleon war deshalb der Besuch sehr willkommen, und der Herzog wurde mit souveränen Ehren empfangen. Er bezog die Prachtgemächer des Pavillon de Marsan, bekam eine besondere Ehrenwache und zu seinem persönlichen Dienst zwei Adjutanten und zwei Kammerherren. Er bewohnte mithin dieselben Räume des Tuilerienpalastes, die der König Wilhelm I. von Preußen (der spätere Deutsche Kaiser) i. J. 1867 inne hatte, als er, in Bismarcks Begleitung, die damalige große pariser Weltausstellung besuchte.

Der kaiserliche Hof überhäufte den hohen Gast mit Auszeichnungen aller Art: Konzerte, Theatervorstellungen und Bälle wechselten miteinander ab, und bei der Kaiserin Eugenie stand der Herzog vollends in ganz besonderen Gnaden. Er machte auch als feiner Kavalier und ebenso feiner Diplomat gar kein Hehl aus seiner Bewunderung für die Gemahlin Napoleons, die, was er gar bald erkannt hatte, einen großen Einfluß auf ihren Gemahl ausübte, den sie, damals wenigstens, ganz im Interesse des Weltfriedens und der Versöhnung geltend machte.

So konnte denn der Herzog sehr befriedigt nach Deutschland zurückkehren und dem König von Preußen durchaus beruhigende Zusicherungen geben, die sich auch auf dem im nächsten Jahre zusammengetretenen Kongreß bewahrheiteten.

Der zweite bereits obenerwähnte Besuch des Herzogs am Tuilerienhofe i. J. 1858 war übrigens ganz privater Natur, aber der Empfang von seiten des Kaisers war dafür, im Hinblick auf die früher geleisteten guten Dienste nur um so herzlicher. Der Herzog war übrigens diesmal bei dem belgischen Gesandten, dem Fürsten Chimay, abgestiegen und hatte jede Repräsentation dankend abgelehnt.

Die Stimmung in Paris war in jenen Tagen eine gedrückte, man wußte selbst nicht recht weshalb, und

niemand konnte es bestimmt bezeichnen; aber es war etwas in der Luft, was beunruhigend und beängstigend wirkte. Man sprach wieder von neuen Attentaten, doch diese waren ja seit langem immer der Hauptgegenstand aller Gespräche, und in den höheren Gesellschaftskreisen achtete man nicht viel darauf.

Am unbefangensten und sorglosesten war man bei Hofe selbst, wo man sich nach der Stimmung des Herrn richtete, der, äußerlich wenigstens, Ruhe und Sicherheit zeigte.

Für den 14. Januar war eine Galavorstellung in der Großen Oper angesagt, und zwar zu Ehren des herzoglichen Besuches, wo ausnahmsweise die Ristori in einer ihrer glanzvollsten Rollen als Maria Tudor auftreten sollte, die der Herzog noch nicht gesehen hatte.

Am Morgen desselben Tages holte der Kaiser seinen Gast zur Fasanenjagd in Fontainebleau ab, die bei herrlichem Wetter einen sehr schönen Verlauf nahm. Die Jagdgesellschaft war zahlreich und in der heitersten Stimmung, die Jagdbeute in dem eingehegten Wildpark eine glänzende, und das Frühstück wurde im Freien bei den sogenannten Rochers de Franchard, einer romantisch gelegenen Felspartie des großen Waldes, eingenommen. Der kaiserliche Extrazug kehrte erst mit einbrechender Dunkelheit nach Paris zurück.

Der Kaiser ließ es sich nicht nehmen, den Herzog bis zum Hôtel des belgischen Gesandten, im Faubourg

Saint-Honoré, zu begleiten, wo der Fürst Chimay ein größeres Diner zu Ehren seines Gastes veranstaltet hatte. Napoleon erneuerte beim Abschied die Einladung zu der Opernvorstellung und schlug auch dem Herzog vor, mit ihm zusammen zu fahren, aber dieser bat, allein fahren zu dürfen, schon wegen des Umweges, und diesem, an sich unbedeutenden Umstande hatte der Herzog vielleicht sein Leben zu verdanken, wie wir gleich weiter unten sehen werden.

Inzwischen hatte man, wie immer bei solchen Gelegenheiten, am Opernhause (damals noch dem alten) großartige Vorbereitungen zum Empfange der Majestäten und ihres Gastes getroffen, und die Rue Le Péletier war taghell durch die illuminierte Façade des Gebäudes erleuchtet. Auf beiden Seiten des Trottoirs stand dichtgedrängt das Publikum, das ewig schaulustige, um die an sich unbedeutende Auffahrt mitanzusehen, die doch längst etwas ganz gewöhnliches geworden war.

Auch das der Großen Oper gegenüberliegende Kaffeehaus war voll Menschen; viele saßen sogar an kleinen Tischen im Freien, denn die Temperatur war ungewöhnlich mild, und die nahen Boulevards waren deshalb auch belebter als sonst.

Der Fahrweg der Straße blieb frei, Polizeidiener in Uniform gingen dort auf und ab, und zu ihnen gesellten sich andere „Herren" in Civil, die zur gehei-

men Polizei gehörten und die sich hier und da ein schüchternes Pfeifen aus der Menge gefallen lassen mußten. Auch der Korse Griscelli, den wir bereits kennen, war mit den Seinigen erschienen, darunter Alessandro, der sogenannte Leibkorse des Kaisers.

Sonst alles wie gewöhnlich: harmlos plaudernde Gruppen, oder ruhig wartende Zuschauer, Drängen der hintenstehenden, um vorn an den Rand des Trottoirs zu kommen (sie konnten nicht wissen, daß es zu ihrem Verderben war), und bei keinem auch nur die leiseste Ahnung einer nahen Katastrophe. Da rollte der erste Hofwagen heran, aber ohne Eskorte, nur die zwei Lakaien in der kaiserlichen Livree deuteten auf etwas Vornehmes. Der Herzog von Sachsen-Koburg stieg aus, der in Begleitung eines Kammerherrn vorausgefahren war.

Er wurde auf dem Perron von dem General Fleury und mehreren Hofkavalieren empfangen, und die Herren gingen einige Minuten plaudernd auf und ab, um die Ankunft der Majestäten zu erwarten.

Als der Kaiser ohne den Herzog in die Tuilerien zurückkehrte, fragte die Kaiserin sofort nach ihm, und als sie hörte, daß derselbe beim Fürsten Chimay zur Tafel geblieben sei, sprach sie ihr Bedauern aus, daß er nicht mit ihnen zusammen in die Oper fahren würde.

„Es ist vielleicht besser so", sagte der Kaiser in Gedanken vor sich hin, aber die Kaiserin, die seine Worte gehört hatte, fragte ihren Gemahl: „Wie so, Louis, hast du noch einen besonderen Grund dazu?"

„Keinen, mein Kind", war die Antwort, und man rüstete sich zur Abfahrt.

Die Anwesenden äußerten später, der Kaiser wäre ihnen in jenem Augenblick auffallend zerstreut und unruhig vorgekommen.

Präcis um 8 Uhr sah man die ersten vier Dragoner der kaiserlichen Eskorte im Galopp in die Rue Le Péletier einbiegen, dicht hinter ihnen die große zweispännige verschlossene Kalesche, in welcher die Majestäten mit dem General Roguet saßen, und darauf noch einige zwanzig Dragoner mit einem Offizier.

Da, im Moment, wo die Kalesche vor dem Perron des Opernhauses hielt, geschah eine furchtbare Explosion, der nach wenigen Sekunden noch zwei andere, ebenso furchtbare folgten, und gleich darauf stockfinstere Nacht, weil alle Gasflammen durch den starken Luftdruck erloschen waren.

Unbeschreibliches Entsetzen bemächtigte sich aller, denn man begriff sofort, daß ein neues Attentat auf den Kaiser stattgefunden hatte; und jeder fragte sich, ob er getroffen, ob er tot sei. Noch einige Sekunden, und die Gasflammen brannten wieder; sie beleuchteten

eine schreckliche Scene, im wahren Sinne des Wortes: ein blutiges Schlachtfeld.

Der Kutscher und die beiden Lakaien lagen schwerverwundet auf dem Pflaster, sie waren zehn Schritte weit fortgeschleudert worden, eines der Pferde wälzte sich in seinem Blute, das andere bäumte sich und blutete gleichfalls aus vielen Wunden, fünf Dragoner lagen blutüberströmt unter ihren gestürzten Pferden, und ohrzerreißendes Geschrei von unzähligen anderen Verwundeten, darunter viele Frauen, erfüllte die Luft.

Und der Kaiser selbst und die Kaiserin?

Beide waren wie durch ein Mirakel unverletzt geblieben, die Kaiserin völlig und ganz, der Kaiser war durch einen scharfen Eisensplitter an der Wange gestreift worden, so daß er mit seinem Taschentuch das hervorquellende Blut stillen mußte; ein größerer Splitter hatte seinen Hut zerfetzt.

Sofort nach der ersten Explosion hatte er versucht, die Wagenthür zu öffnen, um sich mit der Kaiserin in das Opernhaus hinein zu flüchten; es gelang ihm aber nicht, und nun folgten auch die beiden andern Explosionen blitzschnell hinterher.

Dieser Moment der Hülfs- und Rettungslosigkeit sei ein fürchterlicher gewesen, versicherte er später, denn es hätten ja noch immer mehr Explosionen folgen können.

Die Kalesche hatte sich auf die Seite gesenkt, denn das eine Hinterrad war zerschmettert, und als es wieder hell ward, steckte sich ein Kopf durch das zersplitterte Wagenfenster . . . . die Kaiserin schrie laut auf, denn sie glaubte, es sei einer der Mörder, aber es war der treue Allessandro, der aus einer breiten Stirnwunde blutete, und doch noch Kraft hatte, nach seinem Herrn zu schauen.

Der General Roguet, der auf dem Rücksitz saß, war schwer an der Schläfe verwundet und mußte zum Wagen hinausgetragen werden.

Die weiße Atlasrobe der Kaiserin war mit Blut bespritzt.

Der Herzog von Koburg, so sagte man, sei auf sie zugesprungen, habe sie ergriffen und hastig die Treppe hinaufgeführt, der Kaiser hielt sein blutiges Tuch vor dem Gesicht, ... so gelangten die Majestäten, eine Menge Verwundeter und Sterbender hinter sich lassend, endlich in ihre Loge und waren nun gerettet.

Das Publikum im Opernhause, das bis auf den letzten Platz ausverkauft war, und wo sich die ganze vornehme pariser Welt eingefunden hatte, geriet in unbeschreibliche Aufregung, als man die Explosionen hörte, die wie Kanonenschüsse klangen und so nahe, daß man zuerst glaubte, sie hätten im Gebäude selbst stattgefunden.

Viele Damen in den Rängen wurden ohnmächtig, die Herren wollten hinaus und sprangen über die Sitzreihen, man schrie und tobte und drängte nach den Ausgängen, bis plötzlich das Kaiserpaar eintrat, wie es schien, verwundet, aber doch lebend. Nun wendete sich der Lärm und das Geschrei als Vivatrufen gegen die Majestäten, und eine volle Viertelstunde verging, ehe die Vorstellung beginnen konnte, von der ohnehin fast keiner Notiz nahm.

Der Herzog von Koburg, der ja nur durch einen Zufall der Gefahr entgangen war, trat später noch einmal in die kaiserliche Loge, man sah, wie er den Kaiser umarmte und der Kaiserin die Hand küßte und sich dann zurückzog, um den Adjutanten und Ordonnanzoffizieren Platz zu machen, die schon die ersten Rapporte abstatteten*).

Auch Billault, der Minister des Innern, stellte sich ein, ebenso Piétri und Lagrange, der Direktor der Geheimpolizei .... jetzt waren sie alle auf ihren Posten, jetzt, wo das schreckliche Attentat geschehen war, das dem Kaiser und seiner Gemahlin leicht das Leben

*) Der Herzog reiste übrigens schon am nächsten Tage nach England ab, nachdem er sich nicht ohne schmerzliche Rührung von den Majestäten beurlaubt hatte. Es trieb ihn an den friedlichen Hof seiner Schwägerin, der Königin Victoria, um sich von den Schrecknissen zu erholen.

hätte kosten können. Doch wir werden noch später auf diese Herren zurückkommen.

Die Rue Le Péletier bot einen grauenhaften Anblick: überall auf dem Pflaster lagen Verwundete, oder suchten sich weiter zu schleppen, oder wurden auf Tragbahren in ihre Wohnung geschafft.

Amtlich festgestellt wurden im ganzen 124 Personen, die von den umherfliegenden Bombensplittern getroffen worden waren, davon etwa zwei Dritteile glücklicherweise nur leicht und ungefährlich, und von dem letzten Dritteile einige dreißig schwer, von denen zehn bis zwölf Personen noch in derselben Nacht, oder in den nächsten Tagen starben. Die Gesamtzahl der Toten ist nie genau bekannt geworden, sie mag immerhin fünfundzwanzig betragen haben; die Regierungsblätter übertrieben sie offenbar, um das Attentat desto schrecklicher erscheinen zu lassen, während die republikanische Partei sie in ihrem Interesse zu vermindern suchte.

Auch sonst waren die angerichteten Verwüstungen bedeutend. In den der Großen Oper zunächst liegenden Häusern war buchstäblich keine einzige Fensterscheibe heil geblieben, in mancher Parterrewohnung waren außerdem Möbel und Geräte zertrümmert, und am Opernhause selbst hingen die zur Dekoration des Peristyls verwendeten Stoffe in tausend Fetzen herunter.

Das Pflaster war an denjenigen Stellen, wo man die Bomben hingeworfen hatte, tief aufgewühlt; mehrere große Pflastersteine waren meterweit fortgeschleudert worden, und mitten in der Straße lag die halbzertrümmerte kaiserliche Kalesche mit den beiden toten Pferden in einer weiten Blutlache.

Die starken Eisenplatten, mit denen die Kalesche nach allen Seiten hin „ausgefüttert" war, klafften auseinander, aber sie hatten doch wirksamen Widerstand geleistet und namentlich den Hauptsitz im Fond geschützt, sonst wäre der ganze Wagen in Stücke gerissen worden und die Insassen mit ihm.

Nebenbei bemerkt, konnte man sich bei dieser Gelegenheit überzeugen, daß die „gepanzerten Kaleschen" des Kaisers doch keine Fabel waren, und mit seinem Panzerhemde wird es sich wohl ähnlich verhalten haben .... beides wurde bekanntlich von gewissen Seiten stets in Abrede gestellt und als Erfindung müßiger Köpfe bezeichnet.

„Der Kaiser, von der Liebe und dem Vertrauen des französischen Volkes getragen und geschützt, bedarf zur Sicherheit seines Lebens solcher Mittel nicht", hatte der Moniteur einmal ganz ernsthaft gesagt, und jeder lachte darüber.

Mit unglaublicher Schnelligkeit wurde die Straße gesäubert und alles und jedes fortgeschafft, was an

die schreckliche Katastrophe erinnern konnte. Das Pflaster wurde ausgebessert und der Fahrweg gesandelt; nach kaum einer Stunde war nichts mehr von den Verwüstungen zu sehen.

Zwei andere Kaleschen fuhren vor, die Eskorte war wenigstens verdreifacht und die Straße blieb abgesperrt; auch die angrenzenden Boulevards, wo sich nach und nach große Menschenmassen ansammelten, waren von Kavallerie besetzt. So gelangten die Majestäten glücklich wieder in die Tuilerien zurück.

Dort hatten sich fast alle Mitglieder der kaiserlichen Familie eingefunden; der erste von ihnen war der Prinz Napoleon und gewiß nicht mit leichtem Herzen, wenn er an den Besuch Orsinis und an dessen Prophezeiung dachte; auch Morny kam und mit ihm mehrere Minister und Marschälle, dann Piétri u. a. Der Kaiser war entsetzlich erschüttert, wie man ihn noch nie gesehen; er schwankte wie gebrochen in sein Kabinett hinein und warf sich in einen Lehnstuhl am Kamin. Sein Leibarzt Conneau näherte sich ihm, um die kleine Wunde an der Wange zu untersuchen.

„Doktor!“ fuhr der Kaiser auf, „treiben Sie keinen Scherz! Was geht Sie meine Schramme an? Wieviel Opfer hat das Attentat gekostet?“

„Man spricht von fünf bis sechs Toten, Sire“, sagte Piétri beschwichtigend; er hütete sich wohl, die

wahre Zahl anzugeben, die er übrigens selbst noch nicht genau wissen konnte.

„Viel Blut", sprach der Kaiser dumpf vor sich hin; „ich weiß, es sind ihrer weit mehr, und das alles, um einen einzigen Menschen zu treffen. Und meine arme Gemahlin, die ja ebenfalls hätte umkommen können. Es ist entsetzlich!"

Da erschien die Kaiserin, und die Herren traten ehrerbietig zurück.

Sie hatte bei dem schrecklichen Ereignis viel Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit gezeigt, weit mehr als der Kaiser, und suchte jetzt ihren Gemahl aufzurichten.

„Eugenie", flüsterte der Kaiser ihr zu, „ich habe gestern abend hinten in der Galerie den Rotmantel gesehen, dir aber nichts davon gesagt, um dich nicht zu ängstigen; mir ahnte, daß uns ein Unglück zustoßen würde. Ich wollte auch gar nicht in die Oper, aber der Herzog war schon vorausgefahren, und was würde man gedacht haben, wenn ich zu Hause geblieben wäre. Feig darf ich mich nicht zeigen, sonst habe ich es mit den Franzosen verspielt."

Der Leser erinnert sich der unruhigen und gedrückten Stimmung, in welcher der Kaiser beim Fortfahren zu sein schien.

Die Kaiserin erschrak, beherrschte sich aber und wandte sich dann an die anwesenden Herren, speciell an Piétri.

Sie beklagte sich bitter und in den schärfsten Ausdrücken über die Lässigkeit der Polizei, über ihren Mangel an Wachsamkeit, die das Leben des Kaisers nicht besser zu schützen wüßte. Die geheime Polizei koste allein in Paris jährlich über drei Millionen, und sie sei nicht einmal imstande, ein solches Attentat zu verhindern. Auch der Minister Billault bekam ähnliches zu hören; beide Herren mußten es über sich ergehen lassen und schwiegen. Am nächsten Morgen reichten sie ihr Entlassungsgesuch ein, das auch angenommen wurde.

„Trösten wir uns", sagte Pietri zu seinem Kollegen, „die Ungnade wird nicht lange dauern." Und so war es auch: beide erhielten noch gegen Ende desselben Jahres ihre frühere Stellung wieder.

Während diese Scenen in den Tuilerien spielten, wogte eine unermeßliche Volksmenge, die sich mit jeder Viertelstunde vergrößerte, auf allen inneren Boulevards hin und her bis lange nach Mitternacht. Sie verhielt sich schweigend, denn es war sofort bekannt geworden, daß der Kaiser unverletzt geblieben.

Wäre das Gegenteil der Fall gewesen, so wäre sehr wahrscheinlich aus diesen fünfzigtausend und mehr Kehlen ein einziger Ruf losgebrochen: vive la République! und dieser Ruf würde sich durch ganz Paris, ja vielleicht durch ganz Frankreich fortgepflanzt haben.

Die Stimmung der pariser Bevölkerung war nämlich gerade in jener Zeit eine sehr aufgeregte und drohende, und zwar infolge der vielen neuen Verhaftungen nach den ersten Attentaten. Man würde daher schwerlich eine Regentschaft der Kaiserin, im Namen eines zweijährigen Kindes, so ohne weiteres angenommen und es zunächst wohl mit einer neuen Revolution versucht haben.

Aber der Kaiser lebte, und so blieb alles beim alten im Gegenteil, die Repressivmaßregeln wurden jetzt nur noch strenger und rücksichtsloser.

Die Morgenblätter des nächsten Tages brachten alle weiteren Einzelheiten des Attentates und, was die Hauptsache war, die Nachricht, daß die Urheber desselben bereits in den Händen der Justiz seien.

Dies war folgendermaßen geschehen:

Wenige Minuten vor dem Attentat bemerkte der Polizeioffizier Hubert an der Ecke der Rue Le Péletier einen Menschen, der ihm durch sein Benehmen nicht allein verdächtig vorkam, sondern in welchem er auch bei näherer Besichtigung einen Italiener, namens Pieri, erkannte, dessen Signalement er aus London erhalten und dem er schon seit Wochen auf der Spur war, der ihm aber bis dahin immer zu entschlüpfen gewußt hatte.

Er gab zwei Polizeidienern einen leisen Wink, die den Mann sofort arretierten und auf den nächsten

Posten brachten. Hubert selbst, nichts gutes ahnend, lief, so schnell er konnte, an die Oper, aber in demselben Augenblicke fanden auch schon die Explosionen statt.

Er gelangte unter einem Hagel von Eisenstücken, wie er in seinem Rapport sagt, und im Gesicht und am Arm verwundet, bis an die kaiserliche Equipage, und er war es auch, der den Wagenschlag öffnete und von Alessandro unterstützt, den Kaiser und die Kaiserin heraushob und beide unter Mithülfe des Herzogs von Koburg in das Opernhaus hineingeleitete. Der General Roguet, durch den Blutverlust ohnmächtig geworden, lag wie leblos auf dem Rücksitz; Hubert ließ ihn in einem Fiaker nach seiner Wohnung bringen und eilte dann nach dem Wachtposten, um sich nach Pieri umzusehen.

Die dortigen Beamten hatten den Italiener bereits durchsucht und in seinen Kleidern, außer zwei Dolchen und einem scharf geladenen, sechsfachen Revolver, einen ziemlich großen, mit Spitzen versehenen Blechcylinder gefunden; in Bezug auf den letzteren hatte der Verhaftete naiv geäußert: „nehmen Sie sich in acht, das Ding ist gefährlich.“ Der Cylinder war eines der Sprenggeschosse und mit Knallsilber gefüllt; Pieri sollte ihn, wie die spätere Untersuchung ergab, in den Wagen hineinwerfen. So war eigentlich Hubert der-

jenige, dem das Kaiserpaar seine Lebensrettung zu verdanken hatte.

Man fand auch einige Briefe bei Pieri, durch welche man seine Adresse erfuhr: Hôtel de France, rue Montmartre, bei einer Madame Briou. Dorthin begab sich sofort, von drei Unterbeamten begleitet, der Chef der geheimen Polizei, Claude, den wir bereits kennen und ließ sich von der Wirtin nach Pieris Zimmer führen. Hier traf man einen zweiten Italiener, der unter dem Namen da Silva im Fremdenbuch stand und der gleichfalls sofort dingfest gemacht wurde.

In einem sehr langen und umständlichen Rapport meldet Claude, daß er in den verschiedenen Möbeln jenes Zimmers ein ganzes Arsenal von Waffen aller Art gefunden habe, auch, unter der Wäsche versteckt, mehrere Blechdosen, die mit Sprengstoffen gefüllt waren. Alles wurde konfisziert und da Silva nach der Polizeipräfektur gebracht, wo Pieri sich bereits befand, aber beide blieben natürlich voneinander getrennt.

So hatte man also schon wenige Stunden nach dem Attentat zwei daran Beteiligte entdeckt und verhaftet, in denen man aber sofort nur Werkzeuge erkannte; es handelte sich nun darum, die Hauptperson, den Leiter, ausfindig zu machen, und ein günstiger Zufall kam der Polizei auch dabei zu Hülfe.

In einem Speisehause, ganz in der Nähe der Großen Oper, erschien gleich nach dem Ereignis ein Mann, der an der Hand verwundet war und sich dabei in auffallender und lärmender Weise über das abscheuliche Verbrechen ausließ, das so viele unschuldige Opfer gekostet. Ein Kellner bemerkte zugleich, wie der Mann einen Gegenstand unter die Bank warf, der nichts anderes war als ein scharf geladener Revolver. Zwei Polizisten hielten den Patron fest, der sich auf Befragen für einen Engländer namens Swiney und für den Diener eines Mr. Allsoy, Rue Monthabor Nr. 10, ausgab.

Dieser Swiney war gleichfalls ein Italiener, namens Gomez, und Mr. Allsoy war Orsini, ein intimer Freund Mazzinis, und das eigentliche Haupt der Verschworenen *).

Als die Beamten in sein Zimmer drangen, lag er bereits zu Bette mit einer blutenden und schlecht verbundenen Kopfwunde. Beide wurden sofort auf die Polizeipräfektur gebracht, nachdem man noch vorher das Zimmer durchsucht und eine Menge Waffen, gefüllte Blechbüchsen und Bomben gefunden hatte.

Mit Recht wurde bei den späteren Gerichtsverhandlungen der unbegreifliche Leichtsinn und die Sorg-

*) Der Leser kennt ihn bereits als Mr. Ashton aus Kalkutta, von dessen Besuch beim Prinzen Napoleon.

losigkeit betont, mit denen die Verschworenen verfahren hatten, die so gut wie gar nicht daran gedacht, zu entfliehen, oder sich zu verstecken, sondern die im Gegenteil der Polizei gewissermaßen ins Garn gelaufen waren.

Es erschien fast wie ein Verhängnis von oben, daß die Verschworenen, die doch mit so großer Beharrlichkeit und Vorsicht ihren Mordplan eingeleitet und ausgeführt hatten, jetzt, wo er gescheitert war, vollständig den Kopf verloren und sich wie Gimpel fangen ließen.

Piétri fuhr noch einmal in die Tuilerien, um Bericht zu erstatten, wurde aber nicht vorgelassen, und konnte nur einem Adjutanten das Protokoll übergeben.

Der Kaiser hatte alle Herren verabschiedet; nur sein Kabinettschef Mocquard war zurückgeblieben, mit dem er die zunächst zu ergreifenden Maßregeln beriet. Die Posten nach der Gartenseite hin waren verdoppelt, und starke Patrouillen zogen während der ganzen Nacht unaufhörlich um das Schloß herum.

Am folgenden Tage war großer Empfang im Marschallssaal, wie schon früher bei ähnlichen Gelegenheiten; nur diesmal viel glänzender und feierlicher, weil ja auch das Attentat ein weit schrecklicheres gewesen. Den Vortritt hatte das diplomatische Corps, und der Kaiser antwortete dem päpstlichen Nuntius

auf dessen Beglückwünschung: „Ich erkenne in meiner wunderbaren Errettung die Hand Gottes, der einen Engel an meine Seite gestellt hat, mich zu beschützen.“ Dabei wies er auf die Kaiserin.

Wenn auch im Grunde nicht viel mehr als eine Phrase, so hatten diese Worte doch in jenem Augenblick unleugbar eine gewisse Berechtigung *).

Unter den Reden der Deputationen der hohen Staatskörper fiel diejenige Mornys am meisten auf, der ganz unumwunden das Revolutionskomité in London, unter dem Vorsitz Mazzinis, als den eigentlichen Herd der Attentate bezeichnete, und deshalb ein energisches Vorgehen gegen England verlangte.

Diese rücksichtslose Sprache, die noch durch eine scharfe, in gleichem Sinne abgefaßte Depesche des Ministers Walewski an Persigny, den damaligen französischen Botschafter in London, verstärkt wurde, machte

---

*) Auch Glückwunschdepeschen trafen alsbald von allen europäischen Höfen ein, die ersten waren von der Königin Viktoria, vom König von Preußen und vom russischen Kaiser; einige Tage später auch aus den übrigen Weltteilen, von Buchanan, dem damaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten, vom Kaiser von Brasilien, vom Sultan, vom Schah von Persien u. s. w., desgleichen von anderen hohen Persönlichkeiten, u. a. von dem fast neunzigjährigen Alexander von Humboldt, und der Moniteur registrierte sie alle mit großer Pünktlichkeit, als Beweis, „daß das fluchwürdige Verbrechen den Abscheu des ganzen Erdkreises hervorgerufen.“

in England viel böses Blut. Zahlreiche Meetings fanden statt, in welchen man gegen das Ansinnen Frankreichs, das die Deportation Mazzinis nach Amerika und die Auslieferung Ledru-Rollins verlangt haben sollte, laut protestierte, denn das Asylrecht sei durch die englische Verfassung garantiert.

Trotzdem brachte Palmerston, aus Freundschaft für den Kaiser Napoleon, die sogen. Verschwörungsbill vor das Parlament, die aber mit großer Majorität und unter gewaltigem Lärm abgelehnt wurde. Diese Niederlage hatte Palmerstons Rücktritt zur Folge; indes, wie schon früher, nur auf kurze Zeit, denn im Herbst desselben Jahres stand er wieder an der Spitze des Kabinettes, welchen Posten er von da an bis zu seinem Tode (18. Oktober 1865) behielt.

Mazzini, seiner alten Taktik getreu, stellte jede Verbindung mit Orsini und überhaupt jede Mitwissenschaft des Attentates in Abrede, und das umsomehr, als er endlich gerade um dieselbe Zeit Victor Emanuel, Cavour und den Kaiser Napoleon für einen Krieg mit Österreich zur Befreiung Italiens gewonnen hatte. So erzählten wenigstens die Eingeweihten, und der Umstand, daß im nächsten Jahre der Krieg wirklich ausbrach, läßt dies so ganz unglaublich eben nicht erscheinen*).

*) Dieser Punkt, d. h. das Zerwürfnis Orsinis mit Mazzini, ist niemals aufgeklärt worden. Orsini war erwie-

In Frankreich selbst trat nach dem Attentat eine sehr unheilvolle Reaktionsepoche ein. Schon die Ernennung des Generals Espinasse zum Minister des Innern deutete auf ein neues Säbelregiment, zumal ein kaiserliches Dekret vorangegangen war, das ganz Frankreich in fünf große Militärdistrikte einteilte, und jeden Distrikt unter den Oberbefehl eines Marschalls, mit fast diktatorischen Vollmachten, stellte.

Zugleich wurde ein Ministerium der öffentlichen Sicherheit geschaffen, das zu dem Ressort des Innern gehörte, so daß Espinasse nach zwei Seiten hin freie Hand hatte. Überdies war der neue Minister eine durchaus unbeliebte Persönlichkeit, und im Grunde nichts weiter als ein roher Soldat, der nur die Befehle seines Herrn blind auszuführen verstand. Sein

---

senermaßen bis kurz vor dem Attentat ein intimer Freund Mazzinis, mit dem er fast täglich verkehrte und mit dem er von jeher die gleichen politischen Pläne verfolgt hatte. Der bereits obenerwähnte James Abbot behauptet freilich in seiner Schrift, Orsini habe im Dezember 1857, nach einer leidenschaftlichen Unterredung mit Mazzini, diesem die Freundschaft gekündigt und jeden Umgang mit ihm abgebrochen, und zwar deshalb, weil er, Mazzini, immer zögere, einen entscheidenden Schlag zu wagen, jetzt sogar hinter seinem Rücken mit dem Kaiser und Cavour in Briefwechsel stehe und dadurch zum Verräter an der heiligen Sache des Vaterlandes werde. Dem wolle er, Orsini, zuvorkommen und auf eigene Hand ans Werk gehen. Und da habe er den Plan des Bombenattentates gefaßt.

brutales Verfahren bei Auflösung der Nationalversammlung zur Zeit des Staatsstreiches 1851 war noch in aller Gedächtnis, aber gerade dadurch hatte er sich dem Prinz-Präsidenten empfohlen, der ihn dafür zum General machte.

Bis 1848 war Espinasse Adjutant des Prinzen von Aumale gewesen, der ihm sogar einmal in Afrika das Leben gerettet hatte, was den General nicht verhinderte, die Orleans nach dem Sturz Louis Philippes sofort zu verlassen und in das bonapartistische Lager überzugehen. Mithin ein würdiges Seitenstück zu Saint-Arnaud, Fleury, Magnan und zu so vielen anderen gleichen Schlages. Er war auch Mitglied der berüchtigten Ausnahmekommissionen gewesen, welche die beim Staatsstreich Verhafteten zur Deportation aburteilten, und hatte sich auch dort durch Grausamkeit und niedere Gesinnung ausgezeichnet.

Und einem solchen Menschen übertrug der Kaiser die innere Verwaltung seines Reiches und gab ihm Gewalt über Leben und Hab und Gut von sechsunddreißig Millionen Franzosen! Glücklicherweise nicht lange, denn Espinasse mußte noch im Herbst desselben Jahres sein doppeltes Portefeuille niederlegen, nicht allein seiner völligen Untüchtigkeit wegen, sondern auch weil die Regierung nicht länger der öffentlichen Meinung zu trotzen wagte.

Unheil hat dieser schlechte Minister aber dennoch genug gestiftet, und der Kaiser mag später in ruhigen Stunden diese ihm von seiner beschränkten Politik und von seiner reaktionären Umgebung aufgedrängte Wahl gewiß bitter bereut haben*).

Sie war jedenfalls eine der verkehrtesten und verderblichsten Maßregeln seiner gesamten Regententhätigkeit, die ihm Millionen Gemüter, welche sich ihm nach und nach zugewandt hatten, wieder dauernd entfremdete.

Wie nach dem Staatsstreiche, so begannen auch jetzt wieder unter Espinasse die willkürlichen Verhaftungen auf bloß anonyme Denunciationen hin, die fast immer sofortige Deportation zur Folge hatten, und die Infamien und Grausamkeiten des Jahres 1853, die wir im zweiten Kapitel d. B. näher geschildert haben, wiederholten sich noch einmal und vielfach in erhöhtem Maße**).

*) Espinasse fiel im nächsten Jahre bei Magenta, an der Spitze seiner Brigade; er starb also den „ehrlichen Soldatentod", und versöhnte dadurch die Welt mit seiner schlimmen Vergangenheit. Nach einer anderen Version soll er freilich von seinen eigenen Leuten, bei denen er sehr verhaßt war, im Kampfgewühl erschossen worden sein, welches Gerücht indes nur wenig Glauben gefunden hat.

**) Das Buch von Tenot und Dubort »Les suspects de 1858« giebt darüber einen erschütternden und mit amtlichen Belegen versehenen Aufschluß.

Diese Schilderungen sind indes zu widerwärtig, denn sie liefern ein zu abschreckendes Bild menschlicher Verworfenheit

Senat und Corps législatif, die sich gegenseitig an Servilismus überboten, sanktionierten ein kaiserliches Dekret gegen die Verdächtigen, das völlig und ganz an das verrufene Gesetz der Schreckensherrschaft von 93, »la loi des suspects«, erinnerte, und das namentlich in den Departements von den Präfekten, nach einer direkten Instruktion des Ministers, eben des Generals Espinasse, in schmählicher Weise gehandhabt wurde.

Die ersten vier Monate des Jahres 1858 gehören mithin zu den schlechtesten und verwerflichsten der gesamten Regierungszeit Napoleons III., was immerhin durch das entsetzliche Orsinische Attentat wohl zu erklären, aber weder zu rechtfertigen, noch zu beschönigen ist.

Der Rückschlag zu Ungunsten des zweiten Kaiserreiches blieb auch nicht aus, denn die nächsten Wahlen brachten, hauptsächlich in Paris selbst, immer neue Oppositionskandidaten in den gesetzgebenden Körper, die

in Bezug auf die Ankläger und Richter, um hier noch einmal darauf zurückzukommen. Für den Philantropen und überhaupt für den Psychologen bleibt es aber ewig ein erschütterndes Rätsel, daß die Grausamkeit und Unmenschlichkeit Einzelner stets und überall so viel willfährige und schnell bereite Hände findet, die Abscheulichkeiten auszuführen . . . wäre dies nicht der Fall, so ständen jene Einzelnen gar bald machtlos und allein. Auch die Greuel der großen französischen Revolution finden nur dadurch ihre Erklärung.

der Regierung mit jedem Jahre mehr zu schaffen machten. Sie beschleunigten schließlich den endlichen Sturz, der nach dem Urteil fast aller unbefangenen Politiker auch ohne den französisch-deutschen Krieg als eine politische Notwendigkeit eintreten mußte.

* * *

Am 25. Februar erschien Orsini vor den Assisen mit seinen drei Genossen: Pieri, Rudio, der sich da Silva, und Gomez, der sich Swing genannt hatte.

Die Voruntersuchung hatte einen vollen Monat gedauert, weil man immer gehofft, noch zwei andere gefährliche Mitverschworene, einen Franzosen, Simon Bernard, und einen Engländer, den wirklichen Allsop, dessen Namen Orsini angenommen hatte, ausfindig zu machen. Beide waren nämlich von der Londoner Geheimpolizei signalisiert worden und hatten sehr wahrscheinlich an dem Attentat teilgenommen, wenigstens ging aus den bei Pieri konfiszierten Papieren ihre Mitwissenschaft hervor. Sie blieben aber verschwunden und mußten vermutlich gleich nach dem Mißlingen des Attentats Frankreich wieder verlassen haben.

Der Kaiser hatte sich schon am nächsten Tage die Akten über den Hochverratsprozeß der sogen. Höllenmaschine der rue Nicaise vom Jahre 1800 bringen lassen, die im Staatsarchiv aufbewahrt wurden.

Es war dies das bekannte Attentat auf den ersten Konsul, am Weihnachtsabend jenes Jahres, auf seiner Fahrt in die Oper, wo die Schöpfung von Haydn zum erstenmal aufgeführt wurde.

Ein mit mehreren Centnern Pulver und Eisenstücken beladener Karren, der die genannte Straße versperrte, flog in die Luft, jedoch um einige Augenblicke zu spät, sonst wäre der Konsul mit seinen beiden Begleitern, Lannes und Berthier, unfehlbar ums Leben gekommen*).

*) Der Kutscher soll nämlich stark betrunken gewesen und wie toll darauf losgefahren sein.

Von jenem Abende datiert auch die erste Erscheinung des Rotmantels, den der Konsul in seinem Kabinett in den Tuilerien, die er bereits bewohnte, gesehen haben wollte. Die angestellten Nachforschungen blieben erfolglos, aber Bonaparte, der, obwohl ein Freigeist, doch sehr abergläubisch war, ließ sich nicht ausreden, daß eine Art guter oder böser Geist über ihn walte. Im Moment der Explosion rief er laut: „Ich wußte, daß mir heute noch etwas Außerordentliches passieren würde!"

Acht Menschen verloren bei dem Attentat das Leben und gegen dreißig wurden schwer verwundet, von denen noch über die Hälfte starben. Die eigentlichen Urheber, mehrere bretonische Edelleute, und unter ihnen der spätere Minister Ludwigs XVIII., Hyde de Neufville, entkamen; nur einzelne untergeordnete Helfershelfer wurden ergriffen und zwei von ihnen hingerichtet. Auch Frau von Staël erhielt den Befehl, Frankreich zu verlassen, obwohl sie von der Verschwörung nichts wußte; aber sie machte damals ein großes Haus in Paris, und in ihren Salons fanden sich stets die Mißvergnügten und die Gegner der Konsular-Regierung ein.

Jenes Attentat gab aber damals der Regierung den besten Vorwand zu einem verschärften Vorgehen, sowohl gegen die Royalisten, als auch gegen die Republikaner. Die ersteren waren übrigens weit weniger zu fürchten, als die letzteren, welche in der Diktatur Bonapartes als Konsul, schon dessen nahe bevorstehende Alleinherrschaft als Kaiser erkannten und mit allen Mitteln zu bekämpfen suchten.

Als der Konsul in die Tuilerien zurückkam, wo ihn bereits die Minister, viele Senatoren und Staatsräte und andere hohe Beamten erwarteten, rief er ihnen laut und zornig entgegen: „Da haben Sie das Werk der Jakobiner und der Royalisten. Wir müssen sie entweder köpfen lassen, oder anderweitig unschädlich machen! Auch die schlechte Presse ist mit Schuld daran, und man muß ihr das Handwerk nachdrücklich legen!"

Fouché, der gegenwärtig war, ließ sich das nicht umsonst gesagt sein und schickte schon in den nächsten Tagen einige hundert frühere Konventsmitglieder nach Cayenne; er kannte sie nur zu gut, denn er selbst hatte ja früher zu ihnen gehört; ferner unterdrückte er sämtliche mißliebige Zeitungen und wies die übrigen einfach auf den Moniteur an.

Napoleon III., der sich immer gern mit Napoleon I. verglich, meinte nun, in seiner Lage eine große Ähnlichkeit mit derjenigen seines Oheims zu erkennen, und richtete

darnach seine Handlungsweise ein. Dies war eine sehr beklagenswerte Kurzsichtigkeit, wenn man kein schlechteres Motiv annehmen will, und seine Umgebung war unredlich und egoistisch genug, ihn in diesem Irrtum zu bestärken.

Frankreich selbst hatte nämlich mit dem Orsinischen Attentat ganz und gar nichts zu thun; fanatische Italiener hatten es angestiftet, um sich an dem Kaiser zu rächen, weil dieser ihren phantastischen Plänen zur Befreiung ihres Vaterlandes nicht die Hand bieten wollte, richtiger nicht konnte — im nächsten Jahre wurde er allerdings durch die Gewalt der Umstände dennoch dazu gezwungen — es bleibt mithin ein schweres Unrecht, die Franzosen für ein Verbrechen büßen zu lassen, welches Fremde begangen hatten.

Die Todesstrafe für die Schuldigen war freilich schon als Akt der Notwehr und zugleich als Sühne für die vielen Opfer, vollkommen gerechtfertigt, aber die weiteren grausamen Maßregeln gegen die inländische Bevölkerung waren ein Verrat an Frankreich.

So faßte auch Jules Favre, der die Verteidigung Orsinis übernommen hatte, die Sache auf . . . . „übrigens keine Verteidigung", wie er beim Beginn seiner Rede sagte, „die doch ohne Erfolg bleiben würde, sondern nur, um den Angeklagten in seinem wahren Lichte zu zeigen und um sein Gedächtnis nicht als das eines gemeinen Verbrechers der Nachwelt zu überliefern!"

Den interessantesten Teil jener Rede, die indes nicht gedruckt werden durfte, sondern nur in heimlichen Abschriften zirkulierte, bildeten die biographischen Notizen über den Angeklagten.

Felix Orsini war i. J. 1819 in Meldola, nicht weit von Forli, geboren. Sein Vater war Hauptmann in der italienischen Armee Napoleons I. und hatte sogar den russischen Feldzug mitgemacht *). Sein Sohn wurde schon früh Mitglied der geheimen Gesellschaften, die zwei Hauptzwecke verfolgten: den Sturz der weltlichen Macht des Papstes und die Befreiung der Lombardei von der österreichischen Herrschaft.

„Nach dem Sturz des Juli-Königtums 1848, wo das Manifest Lamartines die Italiener mit neuen Hoffnungen erfüllte, wurde Orsini Mitglied der römischen Nationalversammlung, die aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgegangen war, wie damals die unsrige in Frankreich. Und Sie wissen, wie ich, wer die freien römischen Männer auseinandertrieb: die französischen Kanonen."

*) Die damaligen Zeitungen machten aus Orsini einen Grafen und einen Verwandten des gleichnamigen berühmten italienischen Fürstenhauses, welche Meinung sich vielfach bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Die sorgfältigsten Nachforschungen haben indes die Grundlosigkeit dieser Behauptung ergeben; im Gegenteil stellte sich bei dieser Gelegenheit heraus, daß eine Menge Familien von gewöhnlichen Bürgern und Handwerkern in Italien von jeher diesen Namen trugen und noch tragen.

Von jener Zeit an führt Orsini ein umherziehendes Leben und taucht bald hier, bald dort in Italien auf, und stets seine Umsturzpläne verfolgend. In Genua i. J. 1853 verhaftet, wird er durch Fürsprache entlassen, aber exiliert. Er geht durch die Schweiz und Frankreich nach London, wo er mit Mazzini in regen Verkehr tritt. Im nächsten Jahre ist er aber schon wieder in Italien, und zwar in Parma, unter dem Namen Tito Celsi, wo er indirekt an der Ermordung des Herzogs Karl teilgenommen haben soll, was aber nicht erwiesen ist. Er flüchtet trotzdem und geht nach Wien und setzt dort seine Umtriebe fort, wirbt Parteigänger und sammelt Gelder für den Revolutionsfond.

Sogar von der Teilnahme an einer Verschwörung gegen das Leben des Kaisers Franz Joseph sprechen die damaligen Prozeßakten, was, wenn auch nicht erwiesen, doch immerhin möglich ist, denn er wurde in Wien als Hochverräter verhaftet und zu lebenslänglicher Gefangenschaft in der Citadelle von Mantua verurteilt.

„Zehn volle Monate schmachtet er hier in einer dumpfen Zelle und mit Ketten belastet, ein lebendig Begrabener. Endlich schlägt ihm die Stunde der Befreiung. Eine edle, hochherzige Frau hört von der schrecklichen Haft des jungen Italieners, dessen ganzes Verbrechen nichts ist als glühende Vaterlandsliebe. Sie weiß einige gleichgesinnte Freunde zu gewinnen und trifft mit bewunderungswürdiger List und

Umsicht Anstalten zu seiner Rettung. Sie besticht die Wächter, und acht dicke Eisenstäbe werden durchsägt, an einem Seil läßt sich der Gefangene hinunter und fällt, da das schwache Seil reißt, in den Schloßgraben, wo er verwundet liegen bleibt. Er schleppt sich weiter, mitleidige Jäger finden ihn, verbergen ihn, bis die Freunde kommen, und er ist frei. Er gelangt glücklich, wenn auch unter vielen Gefahren, nach London. Aber von seinem fanatischen Patriotismus ist er nicht geheilt. In dieser Verblendung begeht er ein neues Attentat, das ihn heute vor Ihre Schranken geführt hat und dessen schreckliche Folgen er jetzt gern mit seinem eigenen Blute ungeschehen machen möchte. Sein Leben ist verwirkt, er weiß es, und wir alle wissen es, aber es ist nicht das Leben eines gemeinen Verbrechers, wie ihn der Herr Staatsanwalt soeben geschildert, sondern das Leben eines beklagenswerten Opfers unheilvoller Politik, die jeder edeldenkende und gerechte Mensch verdammt, und deren Ende wir alle hoffen."

Wie man sieht, ging Jules Favre in seiner Rede sehr weit, so weit er nur irgend konnte, und der Präsident Delangle war mehrfach nahe daran, ihm das Wort zu entziehen. So u. a. auch bei dem Passus, wo der Verteidiger den Vater Orsinis als Mitglied der „Marianne" bezeichnete, „eines jetzt geächteten Geheimbundes, dem aber früher die höchstgestellten Personen angehört hätten, von denen einer unter den Kugeln der Sbirren gefallen sei."

Dies war eine sehr durchsichtige Anspielung auf die ehemalige Mitgliedschaft des Kaisers und auf den

Tod seines älteren Bruders, der in dem Aufstand der Romagna bei Forli fiel *).

Wie vorauszusehen, lautete der Spruch der Geschworenen auf Schuldig, und der Gerichtshof sprach das Todesurteil über Orsini und über seine drei Genossen Pieri, Rudio und Gomez aus. Der Kaiser sträubte sich aber doch gegen den Gedanken einer vierfachen Hinrichtung und verwandelte die Strafe der beiden letztgenannten in lebenslängliche Deportation nach Cayenne.

Orsini trug sein Schicksal mit Ergebung und Würde und reichte ein Gnadengesuch, nicht für sich, sondern für Pieri, ein, das aber verworfen wurde.

Darauf schrieb er noch einen Brief an den Kaiser, der bald darauf, man weiß nicht recht, ob aus Indiskretion, oder auf höheren Befehl, veröffentlicht wurde; das letztere ist wahrscheinlicher, denn er enthält gewissermaßen das Programm zu dem italienischen Feldzuge des nächsten Jahres.

„An den Stufen des Schafotts, beschwöre ich Sie, Sire, machen Sie Italien frei von den unwürdigen Fesseln, in die Österreich es geschlagen hat. Ich verlange nicht einmal, daß französisches Blut dafür vergossen werde, aber Sie können durch Ihre Machtstellung eine Unterstützung Österreichs durch Deutschland verhindern, wenn Italien sich gegen seine Unterdrücker erheben wird. Durch die Franzosen hat mein

*) Vergl. Bd. I., S. 49.

Vaterland i. J. 1849 seine kaum errungene Unabhängigkeit verloren, mögen die Franzosen sie ihm wiederbringen. Die Ruhe Europas und Ihre eigene, Sire, ist nur um diesen Preis. Fünfundzwanzig Millionen Menschen werden Sie dafür segnen!"

Dieser Brief machte auf den Kaiser unleugbar einen tiefen Eindruck; er selbst las ihn dem versammelten Ministerrat vor, und es wurden sogar einige Stimmen laut, die von Begnadigung sprachen. Piétri, vielleicht schon eingeweiht in die Kriegspläne des Kaisers in Bezug auf Italien, hatte gleich anfangs dafür gestimmt.

In einer späteren Sitzung, an welcher auch die Marschälle und Staatsräte teilnahmen, erhob sich Pélissier und wandte sich direkt an den Kaiser: „Sire, Sie dürfen, von Ihrer eigenen Person ganz abgesehen, schon deshalb Orsini nicht begnadigen, weil durch sein Attentat über zwanzig Unschuldige das Leben verloren haben." Der Marschall stützte sich dabei auf einen Brief des Ersten Konsuls an den Justizminister in Bezug auf die Opfer der Höllenmaschine, in welchem die folgenden Worte vorkommen: „Wenn das Attentat mich allein betroffen hätte, so könnte ich Gnade walten lassen, aber die vielen dabei Umgekommenen verlangen eine blutige Sühne."

Dies gab den Ausschlag, denn der Kaiser, der, wie gesagt, sich stets seinen Oheim zum Muster nahm, handelte auch hier in gleichem Sinne.

Trotzdem mag ihn das Dilemma, in welches ihn seine eigene revolutionäre Vergangenheit und seine spätere zweideutige Politik in Bezug auf Italien gebracht hatten und was beides Orsini in seinem Briefe sehr deutlich bezeichnet, schwer genug gedrückt haben.

Auf der einen Seite mußte er, selbst Monarch und dadurch konservativ geworden, mit den Monarchien und mit ihrer Stabilität halten, auf der anderen Seite hatte er ehemals zu sehr für die Freiheit der Völker und für ihr Selbstbestimmungsrecht geschwärmt, agitiert und geschrieben, um diese Ansichten jetzt gänzlich zu verleugnen und sich dadurch mit einer Partei zu verfeinden, der er selbst einst angehört und zu deren Fahne er geschworen hatte.

So sah er sich fast willenlos, wenn auch durch eigene Verschuldung, auf eine abschüssige Bahn gedrängt, wo kein Aufhalten und noch weniger ein Umkehren möglich war, und ihm blieb nichts übrig, als fatalistisch das Verhängnis über sich ergehen zu lassen . . . er konnte mit Goethes Zauberlehrling ausrufen: die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los!

* * *

In den Memoiren des schon mehrfach citierten Claude finden wir auch einen Bericht über seinen Besuch bei Orsini am Abend vor der Hinrichtung.

Orsini hatte am Morgen sein Testament aufgesetzt, das er Claude überreichte, und das dieser, da es nur einfache Familienverhältnisse und Bestimmungen über seinen Nachlaß betraf, mit Bewilligung der Regierung nach London schickte. Auch sein Advokat war darin mit einer goldenen Uhr bedacht, auf deren Deckel die Worte graviert werden sollten: An Jules Favre zur Erinnerung an Orsini.

Claude fand den Delinquenten ruhig und gefaßt; seine Reden machten aber auf ihn den Eindruck eines fanatischen Schwärmers, der, wie er selbst sagte, für eine glorreiche Sache in den Tod ging. Schon die nächste Zukunft werde ihm gerecht werden und ihm den Titel eines Märtyrers nicht versagen*).

*) Claude weist bei dieser Gelegenheit auf die Widersprüche hin, in die sich Orsini durch seinen Brief an den Kaiser zu sich selbst stellt. Er kommt aus London herüber und vollbringt mit seinen Helfershelfern ein entsetzliches Attentat auf den Kaiser, den Tyrannen, und verschuldet dadurch den Tod von nahezu dreißig Menschen, und dann schreibt er an eben diesen Kaiser und Tyrannen einen rührenden Brief, in welchem er sich auf seinen Vater beruft, der bereits sein Blut für „Napoleon den Großen" vergossen, und fleht ihn an, sein Vaterland von der österreichischen Tyrannei zu befreien. Claude nennt dies, und mit Recht, die Logik eines Königsmörders, und das um so mehr, als Orsini im ersten Verhör, bei welchem Claude gegenwärtig war, gesagt hatte: „Der sicherste Weg zu einer Revolution in Italien war der, eine Revolution in Frankreich hervorzurufen, und der sicherste Weg zu dieser war, den Kaiser zu ermorden."

Pieri saß still in seiner Zelle und antwortete kaum auf die an ihn gerichteten Fragen, aber auch er zeigte keine Spur von Furcht vor dem nahe bevorstehenden schrecklichen Ende.

Am 13. März war schon in aller Frühe der weite Platz vor dem Gefängnisse, wo man über Nacht die Guillotine aufgerichtet hatte, dergestalt von Truppen besetzt und abgesperrt, daß die in die Seitenstraßen zurückgedrängten neugierigen Volksmassen so gut wie gar nichts sehen konnten, was, nebenbei bemerkt, kein großes Unglück war.

Wie vor einigen Jahren Pianori, so erschienen auch diesmal die beiden Delinquenten mit nackten Füßen und in langen schwarzen Schleiern. Pieri sang auf dem kurzen Wege zum Schafott mit lauter Stimme die erste Strophe des bekannten französischen Liedes: »Mourir pour la patrie, c'est le sort le plus beau ...« und starb mit dem Rufe: vive l'Italie! vive la République! Orsini rief laut: vive la France! —

Am 3. Mai 1859 erfolgte die Kriegserklärung Frankreichs an Österreich.

Fünftes Kapitel.

Repressalien gegen die geheimen Gesellschaften — General Espinasse. — Bedenkliche Spannung mit England. — Die kaiserliche Neujahrsrede und der österreichische Botschafter Freiherr von Hübner. — Großer Empfang bei der Kaiserin. — Gemütszustand des Kaisers. — Krieg mit Italien in Sicht. —

Die sogenannten „Neujahrsreden" Napoleons III. bei der großen Gratulationscour in den Tuilerien hatten von Anfang an eine stereotype politische Bedeutung erhalten. Ganz Europa und in erster Reihe die Monarchen und ihre Kabinette waren schon mehrere Tage vorher auf dem qui vive, wie es der Franzose sehr bezeichnend nennt, und die Zeitungen aller Länder schlossen immer ihre Sylvesterbetrachtung in Bezug auf das Ausland mit den ominösen Worten: „Was wird Er morgen sagen?"

Die französische Eitelkeit fühlte sich dadurch sehr geschmeichelt und der Kaiser selbst begreiflich nicht minder, denn schlagender konnte das politische Übergewicht Frankreichs (gleichviel, ob fiktiv oder wirklich) im Rate der Völker sich nicht wohl bethätigen.

Der Neujahrstag 1859 bot nun in dieser Beziehung ein doppeltes Interesse, und die Spannung war eine noch erhöhte.

Die beiden verflossenen Jahre waren nämlich für Frankreich sehr ernst gewesen und das letzte hätte leicht ein verhängnisvolles werden können; war doch der Kaiser den Orsinischen Bomben nur wie durch ein Wunder entgangen. Auch die früheren Mordanfälle hatten deutlich gezeigt, wie wenig man der scheinbaren Ruhe im Innern vertrauen konnte, wenn auch die Regierungsblätter sich noch so sehr bemühten, dieselben als „Tollheiten einzelner unverbesserlicher Fanatiker" hinzustellen.

Die Ernennung des verhaßten Generals Espinasse zum Minister des Innern hatte die Gemüter auf das äußerste erbittert, und je rücksichtsloser und grausamer die Repressalien dieses brutalen und herzlosen Mannes waren, desto leidenschaftlicher wühlten die geheimen Gesellschaften im stillen. Die Funken glühten überall nachhaltig unter der Asche. In den größeren Städten waren die schmählichen „Ausnahmegerichte" in fort-

währender Thätigkeit; Deportationen folgten auf Deportationen, die Ankläger waren vielfach zugleich die Richter, welche Recht und Gesetz mißachteten und nach Willkür, Laune, oder aus persönlicher Rachsucht ihre Urteile fällten.

Fast sechs Monate dauerte dieser unselige Zustand, der an die dunkelsten Tage der Blut- und Säbelherrschaft gleich nach dem Staatsstreich erinnerte, und als endlich durch die Abberufung des Generals Espinasse eine Wandlung zum bessern stattfand, hatte der Kaiser, wie bereits oben bemerkt, viel von seiner Popularität eingebüßt, die er damals unleugbar noch besaß.

Nach außen hin war eine bedenkliche Spannung mit England eingetreten, und zwar durch das heftige und unüberlegte Vorgehen Walewskis und Persignys gegen das englische Kabinett infolge des Orsinischen Attentates. Das englische Volk hatte der französischen Regierung eine arge Schlappe gegeben, die nicht leicht zu verwinden war *). Alle diese Umstände vereinigten sich, von der diesmaligen kaiserlichen Neujahrsrede Außergewöhnliches zu erwarten.

Der 1. Januar 1859 war einer jener sonnenhellen milden Wintertage, wie Paris sie gerade in diesem Monat häufig bietet und die schon an den kommenden Frühling mahnen.

*) S. das dritte Kapitel.

Der bekannte übliche Neujahrsgruß der tausend Tambours leitete die Huldigung ein. Die Majestäten erschienen auf dem Balkon, und die Kaiserin hielt den kleinen, bald dreijährigen Prinzen auf dem Arm, der unaufhörlich Kußhände hinunterwarf, die mit einem Regen von großen und kleinen Veilchensträußchen beantwortet wurden, zu denen einige Tage vorher das Herzogtum Parma das Material in mehreren Waggonladungen geliefert hatte.

Schon gegen 10 Uhr waren die Quais und Brücken in der Nähe der Tuilerien, der Schloßpark und alle angrenzenden Straßen, besonders die rue de Rivoli, mit wogenden Menschenmassen bedeckt, die sich mit jeder Viertelstunde ins Unermeßliche vergrößerten, so daß die berittene Municipalgarde alle Mühe hatte, die Fahrwege für die Equipagen frei zu halten, die gar bald zu vielen hunderten von allen Seiten herbeirollten.

Die Auffahrt der fremden Botschafter und Gesandten, die sich gegenseitig durch den Prunk ihrer Galawagen und Livreen zu überbieten suchten, bildete wie immer, so auch diesmal wieder den Hauptgegenstand der schaulustigen Menge. Dann die Prinzen, die Minister, die Marschälle, die Senatoren, die hohe Magistratur, ferner der Stadt- und der noch wichtigere Seinepräfekt, denn Herr Haußmann, der „Stadtkaiser", stand damals im Zenith seines Ruhmes, die obersten

Hofchargen, das Metropolitankapitel mit dem Kardinal Morlot, gegen hundert Generäle — kurz alles, was an diesem Tage durch Rang und Würde Zutritt hatte, rollte vorüber und in den inneren Hof der Tuilerien hinein.

Auf der breiten Staatstreppe des Palastes standen rechts und links die salutierenden Hundertgarden, und die roten und blauen gold- und silbergestickten Kammerherren empfingen die Herrschaften oben im Vestibül und geleiteten sie in den Marschallssaal.

Dort reihten sich alle nach ihrem Range und ihrer Stellung; zunächst vor den beiden Thronsesseln, die auf einer erhöhten Estrade unter einem prächtigen Baldachin standen, die Botschafter und Gesandten im Halbkreise, hinter ihnen die Großwürdenträger der Krone und die übrigen höchsten Staatsbeamten und so fort eine unzählige Menge von blitzenden Uniformen und Kostümen mit einem ganzen Sternenhimmel von Orden, Kreuzen und buntfarbigen Achselbändern, endlich, an den goldenen Wänden entlang, dichtgedrängt und zu vielen hunderten die übrigen hoffähigen Herren höherer und geringerer Bedeutung; simple Generäle oder Präsidenten, vor denen sich sonst alle Subalternbeamten ehrerbietigst bückten, blieben im Hintergrunde und gänzlich unbeachtet. Die originellste Erscheinung war auch diesmal wieder, wie stets bei großer Gala-

cour am kaiserlichen Hofe, der nordamerikanische Gesandte, und zwar im schlichten, schwarzen Frack, wie der gewöhnlichsten Sterblichen einer, und ohne den geringsten Orden. Er stand recht und schlecht unter all den schimmernden Uniformen und redete freundlich mit dem englischen und russischen Botschafter, seinen bestornten Kollegen. Vertrat er doch das mächtigste Reich jenseits des Oceans; das wußte er wohl, obgleich er damals noch nicht wissen konnte und keiner mit ihm, daß gerade er nach einigen Jahren berufen war, dem Kaiser ein bedrohliches Ultimatum zu stellen, vor dem der Gewaltherrscher sich beugen mußte, so schwer es ihm auch wurde *).

Beim Glockenschlage zwölf vom Pavillon de l'horloge stieß der Herzog von Bassano, als Oberkammerherr mit seinem silbernen Stabe dreimal laut auf den Parketboden, und wie ein Blitz flog eine lautlose Stille durch den ungeheuren Saal. Die hohen Flügelthüren der gegenüberliegenden Seite gingen weit auf, und unter Vorantritt des mit Sternen und Kreuzen förmlich übersäeten grand-maître des cérémonies erschien der Kaiser mit der Kaiserin und den Prinzen seines Hauses, von Kammerherren, Adjutanten und Palastbeamten gefolgt, die aber im anstoßenden Saal zurückblieben.

Ein stürmisches vive l'Empereur und vive l'Impératrice begrüßte die Majestäten, die nach allen Seiten

*) In der mexikanischen Frage.

hin grüßten und auf ihren Sesseln Platz nahmen. Der Kaiser trug die einfache Generalsuniform und nur den großen Stern der Ehrenlegion; er sah auffallend frisch und heiter aus, denn er hatte seinen „guten Tag", wie man in Hofkreisen sagte, wenn er bei Laune war.

Die Kaiserin bezauberte alle durch ihr herzgewinnendes Wesen und — was wir hinzusetzen wollen, da doch auch Damen diese Blätter lesen — durch ihre Toilette. Sie trug ein Unterkleid von weißem Goldbrokat, darüber eine silbergestickte, schwanbesetzte, violette Samtrobe mit meterlanger Schleppe, und in dem reichen aschblonden Haar das berühmte Diadem mit dem „Regenten." Die ganze schöne Gestalt funkelte im Regenbogenschimmer der Krondiamanten; sogar auf der Schleppe blitzten Brillantsterne. „Ihre Majestät", meldete der ‚Figaro' in seiner Chronik, „waren, außer höchstdero unschätzbaren Person, an jenem Tage gegen sechs Millionen Franken wert."

Kaum hatte das kaiserliche Paar Platz genommen, als der päpstliche Nuntius vortrat und den Majestäten im Namen des diplomatischen Corps den ehrfurchtsvollen Neujahrsglückwunsch darbrachte. Die Anrede war nur kurz und enthielt wie alljährlich die gewöhnlichen Phrasen, denn was der Nuntius schon damals auf dem Herzen hatte, durfte er in dieser Stunde, wo

nur die Etikette vorherrschte, nicht sagen. Er verbeugte sich tief und ging auf seinen Platz zurück*).

Der Kaiser erhob sich sofort, grüßte gnädig und ließ die fast immer verschleierten Augen über die ganze Versammlung streifen, und zwar in so eigentümlicher Weise, daß jeder glaubte, speciell von ihm angesehen zu sein. Das war so seine Art. Er sprach dann mit lauter und deutlicher Stimme seinen Dank für die Glückwünsche aus, sowohl in seinem eigenen wie im Namen des ganzen kaiserlichen Hauses, fügte noch einige Worte über das stets wachsende Gedeihen Frankreichs hinzu, zu welchem die freundschaftlichen Beziehungen mit den übrigen Kabinetten so viel beigetragen und schloß mit der Versicherung, daß er vom Himmel die reichste Segensfülle für Frankreich und die ganze Welt herabflehe — und das war alles.

Enttäuschung auf allen Gesichtern, soweit es überhaupt den Gesichtern bei Hofe erlaubt ist, dergleichen zu zeigen.

So nüchtern und inhaltsleer hatte der Kaiser noch niemals am Neujahrstage gesprochen. Es war also nichts mit den schlimmen Befürchtungen, die während des ganzen Dezembers, wenn auch unbestimmt und

*) An allen katholischen Höfen hat der Vertreter des heiligen Stuhles immer den Vortritt vor seinen Kollegen und das Privilegium der Anrede.

gestaltlos, umhergeschwirrt; der „Krieg in Sicht" war wie ein Phantom zerflossen, man konnte beruhigt nach Hause gehen, und namentlich die Börsenleute (und halb Paris spielte damals in Wertpapieren) konnten ungestört weiter spekulieren.

Doch halt! die Scene hatte noch ein kleines Nachspiel.

Der Kaiser war alsbald nach dem Schluß seiner Rede die Stufen der Estrade herabgestiegen und hatte sich den Botschaftern genähert, um dieselben persönlich noch einmal zu begrüßen. Zuerst sagte er dem spanischen einige verbindliche Worte und drückte ihm herzlich die Hand. Derselbe war ein entfernter Vetter der Kaiserin — alle Granden sind bekanntlich mehr oder weniger miteinander verwandt — und eine gleiche Begrüßung wurde auch dem russischen und englischen Botschafter zu teil.

Alsdann ging der Kaiser mit auffallend schnellen Schritten auf den Freiherrn von Hübner, den österreichischen Botschafter, zu, reichte ihm die Hand mit einigen herzlichen Worten (sie galten der Person des Angeredeten) und fügte dann, und zwar laut genug, daß wohl so ziemlich alle Anwesenden es hören konnten, hinzu:

„Ich bedauere, daß unsere Beziehungen zu Ihrer Regierung nicht mehr so gut sind wie früher. Ich bitte Sie aber zugleich, dem Kaiser zu versichern, daß meine

persönlichen Gesinnungen für ihn ganz dieselben geblieben sind."

Hierauf ging er nach der Estrade zurück, grüßte leicht ringsum und verließ mit der Kaiserin unter erneutem Vivat den Saal.

Herr von Hübner hatte natürlich kein Wort erwidert, sondern sich nur tief verbeugt und war auch bald in dem Gewühl des allgemeinen Aufbruchs verschwunden.

Nun war wie durch einen Zauberschlag urplötzlich die Physiognomie des Saales verändert. Man sah sich gegenseitig erstaunt an, die einen mit triumphierenden, die anderen mit bestürzten Mienen, man flüsterte allerlei durcheinander, die Alten schüttelten die grauen und weißen Köpfe, die Jungen hoben mit lebhaften Blicken das Haupt, und ohne die Kammerherren und Palastbeamten, die sich sehr bemerklich machten, um der hohen Versammlung das Ehrengeleit bis zur Treppe zu geben, hätten sich wohl Gruppen gebildet zu einer sofortigen politischen Diskussion.

Also doch! — In diesen zwei kleinen Worten, die auf allen Lippen schwebten, lag ein neues Stück Weltgeschichte.

Das große Ereignis, denn ein solches waren die kaiserlichen Worte unbedingt, verbreitete sich mit Blitzesschnelle durch ganz Paris, vielfach entstellt und aufgebauscht und auf das abenteuerlichste ausgeschmückt

(so sollte der Kaiser den Botschafter derb angefahren und ihm dann den Rücken zugekehrt haben); und in allen Kaffeehäusern, wo bekanntlich jeder Gast ein gewiegter Politiker ist, wurde nach französischer Sitte lärmend hin und hergestritten und der ganze italienische Feldzug bereits fertig gestellt; selbstverständlich ruhmvoll für Frankreich. Der Kaiser war sofort wieder der Held des Tages geworden.

Die Winkelagenten der passage de l'opéra, wo allabendlich, wie schon unter Ludwig Philipp, die Schlußkurse der Börse notiert wurden, hatten alle Hände voll zu thun. Die Abendzeitungen widersprachen sich in ihren Berichten, was die Aufregung nur noch vergrößerte.

Erst am Morgen des 4. Januar brachte der ‚Moniteur' die textuellen Worte, wie wir sie oben mitgeteilt haben, und auch nur in einer kurzen Note „als Berichtigung."

Alle Welt war erstaunt über diese Verzögerung, für die man umsonst einen Grund suchte, aber gleichviel — der Funke hatte gezündet, und mit Blitzesschnelle ging die Sensationsnachricht durch alle europäischen Zeitungen: der Kaiser Napoleon habe am Neujahrstage Österreich den Krieg erklärt.

Am Abend des 2. Januar war großer Empfang bei der Kaiserin, um auch die hoffähige Damenwelt zu ihrem Rechte kommen zu lassen.

In den glänzenden Sälen, deren hellerleuchtete Fensterreihen weit über die Seine und den Tuilerienpark hinüberstrahlten, wogte die Elite der Pariser Gesellschaft auf und ab; im Hauptsaal, wo die Kaiserin Cercle hielt, befanden sich auch die Botschafter und Gesandten, und jetzt mit ihren Gemahlinnen, aber der österreichische war nicht erschienen. Die Stimmung war indes eine etwas gedrückte, und auch die Liebenswürdigkeit der Kaiserin hatte etwas Gezwungenes.

Gegen elf Uhr erschien der Kaiser, ging aber nicht, wie er sonst pflegte, durch alle Säle, sondern blieb im Hauptsaal, wo er sich mit einigen der ersten Damen flüchtig unterhielt. Schon nach kaum einer Viertelstunde war er wieder verschwunden.

Als bald nach Mitternacht der alte Königspalast tief im Dunkel lag, schimmerte noch ein heller Lichtstrahl aus dem Arbeitskabinett des Kaisers im ersten Stockwerk nach der Gartenseite. Die „Bärenmützen" gingen gewehrschulternd unter den Gaslaternen ruhig auf und ab, aber ihr Herr über ihnen, den sie bewachten, ging weit weniger ruhig in seinem Gemach hin und her.

Der Mann des 2. Dezember hatte wieder einmal die Gemüter der Welt in Bewegung gesetzt, und das durch einige Worte, die man in zwei Zeilen hineindrängen konnte. Unüberlegt waren jene Worte gewiß nicht gewesen, ob aber zu kühn, das mußte die nächste

Zukunft lehren. Der Kaiser beugte sich hier einer dunklen Macht, die ihn unerbittlich vorwärts trieb und deren Einfluß er sich nicht entziehen konnte. Nur das Eine fühlte er, und sicherlich mit schwerem Herzen, daß irgend etwas Großes geschehen müsse, um die erregten Geister von dem Grübeln über die innere Lage des Landes abzulenken und sie zu zwingen, die Blicke nach außen zu richten. Und das Mittel dazu war der Krieg. Schreckliche Verantwortlichkeit eines einzelnen Menschen, den das Schicksal auf einen Thron gesetzt! Tausende in den sichern Tod und andere Tausende in Not und Elend zu treiben und das durch ein bloßes Machtwort!

Und oft, wie unter dem Ersten Napoleon, aus bloßer Eroberungssucht und aus maßlosem Ehrgeiz, oder wie jetzt unter dem Dritten aus egoistischen, rein dynastischen Gründen, um sich und seinem Nachfolger die noch immer zweifelhafte Krone zu festigen

. Denn Italien war von jeher der Alp, der den Kaiser belastete und sein böses Gewissen drückte.

Wir kennen die mahnenden Vorzeichen der Carbonari, zu denen er selbst ja gehört hatte, und die letzte dieser Mahnungen waren die Orsinischen Bomben gewesen. Der fanatische Italiener hatte mit dem Leben dafür gebüßt, und jetzt nach kaum einem Jahr schickte der Kaiser sich an, das Testament des Hingerichteten

zu vollziehen. Er konnte nicht anders, wenn er nicht sein Leben und seine Krone aufs Spiel setzen wollte.

Wie jener hochmütige Römer Fabius den Karthagern vor dem zweiten Punischen Kriege seine Toga hinhielt, mit den Worten: „sie enthält Krieg oder Frieden, wählt!“ so trug auch Napoleon III. beides in den Falten seines Purpurmantels, dessen Blutflecke nur durch die rote Farbe verdeckt wurden; aber er ließ dem Gegner nicht einmal die Wahl, sondern warf ihm übermütig den Krieg zu. Er vertraute auf das damals noch ungeschmälerte Prestige Frankreichs und auf seinen Stern und täuschte sich nicht. Fortuna blieb ihm gewogen — seine Stunde war noch nicht gekommen.

Sechstes Kapitel.

Die Regierungspresse und die Kriegsgerüchte. — Geheimer Besuch Cavours in Plombières. — Vermählung des Prinzen Napoleon. — Die Prinzessin Clotilde und das Schloß Meudon. — Letzte Vermittlungsversuche der neutralen Mächte. — Kriegserklärung Österreichs an Sardinien. — Proklamation Napoleons. — Abreise des Kaisers. — Die Kaiserin Regentin. — Siegreiche Gefechte und Schlachten bei Montebello, Palaestro, Turbigo, Magenta und Solferino. — Mac Mahon. — Präliminarien von Villafranca. — Rückkehr der französischen Truppen. — Lager bei Vincennes. — Feierlicher Einzug in Paris. — Der Napoleonstag. — Savoyen und Nizza an Frankreich. — Das Annexionsfest. —

Kaum war das Gerücht eines neuen Krieges, an den kein Mensch gedacht hatte, durch Frankreich gezogen und hatte alle Gemüter, mit Ausnahme natürlich der Armee, mit Besorgnis erfüllt, als von obenher ein

Dämpfer aufgesetzt wurde. Es war das alte bekannte Manöver, das schon dem Krimkriege voraufgegangen, und das sich später noch so oft wiederholen sollte. Der ‚Moniteur' brachte eine kurze Beruhigungsnote, indem er versicherte, daß die freundschaftlichen Beziehungen des Tuilerienkabinettes zu den auswärtigen Mächten durch nichts getrübt seien und daß gar kein Grund vorliege, an dem Fortbestehen derselben zu zweifeln.

Um so gespannter war alle Welt auf die Thronrede des Kaisers bei der Eröffnung der neuen Session des Gesetzgebenden Körpers am 7. Februar 1859. Die Enttäuschung war aber allgemein, denn die „Sphynx" drückte sich wie immer höchst zweideutig aus:

„Seit einiger Zeit wird die Diplomatie durch die Zustände in Italien, die nur durch fremde Truppen aufrecht erhalten werden können, beunruhigt. Dies ist aber immer noch kein genügender Grund, um deshalb an einen Krieg zu glauben . . . Ich verharre unerschütterlich auf der Bahn des Rechtes, der Gerechtigkeit und der Nationalehre. Meine Regierung wird sich weder fortreißen, noch einschüchtern lassen, denn meine Politik ist weder kleinlich, noch herausfordernd. Ich hoffe, der Friede wird nicht gestört werden."

Man war also so klug als wie zuvor, gab sich indes nicht zufrieden, und die Aufregung wuchs, anstatt abzunehmen. Den Zeitungen war der Befehl zugegangen,

sich still zu verhalten; sie hatten sich längst daran gewöhnt. Nur die „Presse“ wagte eine Ausnahme, und besprach in einem durchaus ruhigen und gemessenen Leitartikel die möglichen Eventualitäten eines italienischen Krieges. Sie erhielt dafür ein strenges Avertissement, eine von der Regierung „im Interesse der öffentlichen Sicherheit und Ordnung“ längst eingeführte Art von Verwarnungen, die eigentlich noch schlimmer und willkürlicher waren als die ehemalige Censur. Es war bereits die zweite, und eine dritte zog die sofortige Unterdrückung des betreffenden Blattes nach sich. So lautete das von den Kammern fast einstimmig angenommene Gesetz. Die liberalen Pariser Zeitungen (den Ausdruck „liberal“ hier im allerbescheidensten Sinne genommen) durften also nicht mucksen, und die regierungsfreundlichen warteten ehrerbietig auf das Signal von oben, bevor sie in die bekannte Posaune stießen, im vorliegenden Falle die Kriegsposaune.

Die belgische Indépendance war gleich in den ersten Januartagen für ganz Frankreich streng verboten worden. Sie hatte nämlich zur Begründung der verhängnisvollen kaiserlichen Neujahrsphrase an den Baron Hübner, ihren Lesern erzählt, daß dieselbe nichts anderes sei, als das Resultat eines Besuches des italienischen Ministerpräsidenten Cavour in Plombières, wohin ihn der Kaiser Napoleon im Sommer 1858 ganz

privatim eingeladen hatte. Man munkelte damals wohl allerlei von diesem Rendezvous, aber etwas Bestimmtes wußte keiner, und bis auf den heutigen Tag ist nichts positiv Verbürgtes darüber bekannt geworden. Beide Männer deckt jetzt längst das Grab.

Die Indépendance wußte freilich allerlei darüber zu berichten und mochte auch wohl ihre guten Quellen haben. Sie galt von jeher für vortrefflich unterrichtet, und es war eine bekannte Thatsache, daß jeder, der über die Stimmung am Tuilerienhofe und im großen Publikum Näheres erfahren wollte, im Kaffeehause immer zuerst das Brüsseler Blatt verlangte.

Am 3. Juli trat Cavour seine Reise an, mit einem Passe, der auf einen ganz obskuren Namen lautete und sogar, wie manche behaupteten, mit blauer Brille und falschem Bart. Der General Fleury, einer der Intimsten unter den Intimen des Kaisers, führte den Minister ungesehen in das Kabinett Sr. Majestät . . . und dort sind wir leider gezwungen, die beiden allein zu lassen, denn die Thüren waren verschlossen, und Fleury hielt im Vorzimmer Wache. In gleich verschwiegener Weise brachte der General den Gast wieder an die Eisenbahn.

Die Indépendance und nach ihr die Times erhellten zuerst das Dunkel. Napoleon und Cavour hatten sich dahin verständigt, die Österreicher aus Italien, speciell

aus der Lombardei, zu vertreiben. Das war mit zwei Worten das Programm der damaligen französisch-sardinischen Politik.

Der Kaiser, stets hin und herschwankend, wenn es galt, einen festen Entschluß zu fassen, und zumal hier, wo er ganz auf sich allein angewiesen war und sich nicht noch vorher mit der Kaiserin und den Getreuen (Persigny, Morny, Maquard und Conneau) beraten konnte, zögerte lange und suchte nach anderweitigen Kombinationen, um das Äußerste, den Krieg, abzuwenden. Aber Cavour drängte, denn die Zeichen standen günstig. Und mehr noch als Cavour drängte ein anderer, der unsichtbar der Zusammenkunft beiwohnte, aber mit drohender Hand den Bundesbruder mahnte, endlich Ernst zu machen und sein Versprechen zu lösen, Italien zu befreien: Mazzini. Bei diesem Gedanken beugte der stolze Imperator das sorgenschwere Haupt und gab nach. Das Testament Orsinis, das dieser auf dem Schafott mit seinem Blute besiegelt hatte, ging also in Erfüllung, und schneller als derjenige gedacht, an den es gerichtet war.

Auch noch ein anderes Projekt, aber von zarter und freundlicher Natur, brachte Cavour zum Abschluß: die Vermählung des Prinzen Napoleon mit der ältesten Tochter Victor Emanuels, der kaum siebenzehnjährigen Prinzessin Clotilde. Dieses Ehebündnis war rein

politischer Natur, denn die zukünftigen Gatten kannten einander so gut wie gar nicht, und der Herr Gemahl erfreute sich, wie wir längst wissen, nach mehr als einer Richtung hin keines sehr vorteilhaften Rufes. Die Prognose der öffentlichen Meinung war mithin keine günstige; man beklagte die Prinzessin als ein armes Opfer dynastischer Interessen.

Aber die Befürchtungen trafen nicht ein; im Gegenteil, die Ehe war eine durchaus friedliche und ungetrübte, und wurde für die Mutter nach der Geburt ihrer Kinder zu einer wahrhaft glücklichen. Sie liebte ihren Gemahl aufrichtig, der allerdings durch sie kein Tugendheld wurde, sich aber doch in seinen „Passionen" große Schranken auferlegte und seine Gattin stets mit Ehrerbietung behandelte.

Die Vermählung wurde am 30. Januar 1859 in Turin mit großer Pracht gefeiert, und am 4. Februar kam das fürstliche Paar in Paris an, wo ihnen gleichfalls in den Tuilerien von den kaiserlichen Majestäten ein glänzender Empfang bereitet war.

Die junge Prinzessin fand wenig Gefallen an dem üppigen und auch vielfach sehr ungebundenen Hofleben und suchte gleich von Anfang an den großen Bällen und Festlichkeiten zu entgehen, obwohl sie mit der Kaiserin sehr bald in ein enges Freundschaftsverhältnis trat. Schon am Hofe ihres Vaters hatte sie, nach

dem frühen Tode ihrer Mutter, sehr eingezogen gelebt und sich viel mit ernster Lektüre, mit Musik und Malerei beschäftigt. Man erzählte auch hübsche Züge von ihrer Mildthätigkeit gegen Arme, die sie ganz in der Stille reichlich unterstützte. Am liebsten weilte sie bei ihren Kindern in Meudon, wo sie das schöne Lustschloß bewohnte, das der Kaiser dem Prinzen und seiner Gemahlin zum Sommeraufenthalt angewiesen hatte.

Das Schloß hat eine herrliche Lage, südwestlich von Paris in der Nähe von Sèvres. Auf der hohen, breiten Terrasse überschaut man die weite, mit großen und kleinen Ortschaften und vielen gartengeschmückten Landhäusern gleichsam besäete Ebene, bis hin nach Paris, das wie ein gigantisches Panorama den ganzen nordöstlichen Horizont umfaßt, nahe genug, um die ragenden Dome, Türme, Kuppeln und höher liegenden Gebäude deutlich erkennen zu lassen, aber auch wieder fern genug, um das ewig brandende Getöse der Weltstadt nicht in die idyllische Waldeinsamkeit zu tragen.

Mit anbrechender Dämmerung entzündet sich dann nach und nach dies Panorama und wird zusehends heller und heller, und bei völliger Dunkelheit leuchtet es in roter Glut, so daß jeder, der dies Schauspiel zum erstenmal erblickt, an eine ungeheuere Feuersbrunst glauben möchte. Paris bei Nacht.

Das Schloß Meudon hat übrigens eine wehmütige Geschichte. Es wurde unter Ludwig XIV. erbaut, dessen Sohn, der sogenannte Grand-Dauphin, es vorübergehend bewohnte, worauf es nach dessen Tode auf den Herzog von Bourgogne, den neuen Dauphin, überging. Als aber der Herzog und mit ihm seine Gemahlin und sein Sohn plötzlich binnen wenigen Tagen starben (man sagte, durch Gift vom Herzog von Orleans, dem späteren Regenten) verbrachte der Urenkel Ludwigs XIV., der spätere Ludwig XV., dort als Kind einige Jahre.

Von jenem Zeitpunkt an liegt ein düsteres Verhängnis auf den Bewohnern des Schlosses. Die unglückliche Marie Antoinette bezog es vor ihrer Thronbesteigung mit ihrem Sohn, dem nicht minder unglücklichen Dauphin, bis sie als Königin die friedlichen Räume mit dem lärmenden und gefährlichen Versailles und dieses wieder mit dem Templegefängnis vertauschte. Während der Revolution stand das Schloß leer, und als die Kriege der Republik mit den östlichen Mächten begannen, wurde dort eine Versuchsstation für Luftballons eingerichtet, und manche Montgolfière stieg dort auf; aber der praktische Nutzen, den man sich davon für die Feldzüge versprochen, wurde nicht erreicht.

Erst unter dem Kaiserreich trat das Schloß wieder in seine alten Rechte. Napoleon I. ließ es vollständig restaurieren und den Park vergrößern und verschönern,

die Gemächer und Säle wurden wieder mit fürstlicher Pracht eingerichtet, und zwar zur würdigen Aufnahme seiner zweiten Gemahlin, der Kaiserin Marie Luise, die dort mit ihrem Söhnchen, dem König von Rom, einige Jahre lang die Sommermonate zubrachte. Wenn dann der Kaiser sie besuchte, nahm er wohl den kleinen Prinzen Louis mit, den wir bereits aus dem ersten Bande als Spielgesellen des Königs von Rom kennen, und die beiden Kinder jagten vergnügt auf der Terrasse umher. Nur zu bald war dies Spiel vorbei: der Gewaltige, der mit Scepter und Kronen spielte, beschloß i. J. 1815 seine großartig schreckliche Laufbahn.

Wieder stand das Schloß jahrelang leer, bis es i. J. 1822 die Herzogin von Berri, nach der Ermordung ihres Gemahls, mit ihrem Kinde, dem Herzog von Bordeaux (dem späteren Grafen Chambord), bezog, der damals der alleinige und rechtmäßige Erbe des französischen Thrones war.

Der Großvater, Karl X., jagte oft in den nahegelegenen Wäldern (nebenbei bemerkt, seine einzige Passion) und ritt häufig mit seinem Jagdgefolge nach Meudon hinüber, um seinen Enkel zu begrüßen, das „Kind von Frankreich", auf welches das Königshaus so große Hoffnungen setzte. Doch diese Hoffnungen gingen in der Julirevolution 1830 zu Grunde; die Herzogin folgte mit ihrem Kinde dem flüchtigen König

nach Holyrood, und ihre späteren Bemühungen in Frankreich zu Gunsten des vertriebenen Thronerben scheiterten bekanntlich an ihrer Gefangennahme.

Unter Louis Philippe war das Schloß wieder nahezu verwaist; nur der Prinz von Joinville, der dritte Sohn des Bürgerkönigs, nahm dort einen kurzen Aufenthalt nach seiner Rückkehr von Sankt Helena, von wo er die Asche Napoleons nach Paris gebracht hatte.

Nach dem Sturz der Orleans i. J. 1848 ging sogar einmal das Gerücht, die Regierung der neuen Republik beabsichtige, das Schloß und die Liegenschaften zu veräußern, ähnlich, wie man es mit dem Lustschlosse Louis Philippes zu Neuilly gethan, das der Pöbel freilich vorher am 25. Februar geplündert und in Brand gesteckt hatte, aber es kam nicht dazu, weil sich kein Käufer fand. Nur James Rothschild sollte eine Million geboten haben, und diese Summe fand man doch gar zu gering, schon weil der gesamte Hausrat mit in den Verkauf einbegriffen war, der Hunderttausende gekostet hatte.

Jetzt aber unter dem Zweiten Kaiserreich war Meudon, wie wir gesehen, wieder zu Ehren gekommen, und die neue Schloßherrin mußte sich, trotz ihrer Neigung zur Einsamkeit und Zurückgezogenheit, doch gar manchen vornehmen Besuch gefallen lassen. Der vornehmste darunter war alsdann die Kaiserin selbst, die gewöhn-

lich ganz unangemeldet kam, gewissermaßen incognito, und ihr Söhnchen mitbrachte. Der prince impérial spielte dann mit dem kleinen Prinzen Victor, dem Erstgeborenen, auf derselben Terrasse und ganz so, wie der Vater, der jetzige Kaiser, vor mehr als 40 Jahren mit dem König von Rom gespielt hatte.

Der freundliche Leser muß mir derartige Parallelen, die mir gar häufig kommen, zu gute halten; sie sind fast immer sehr zutreffend und für die historischen Wandlungen sehr bezeichnend, und kaum ein anderes Land bietet wohl in dieser Beziehung so viele und oft erschütternde Gegensätze wie Frankreich. Und deshalb darf ich auch wohl noch hinzusetzen, daß der Kaiser mehrfach in Person kam, um Gattin und Kind abzuholen und unterwegs die Kaiserin beruhigte, wenn sie das Gespräch auf das Schicksal der früheren Bewohner brachte*).

*) Bei der Belagerung von Paris im deutsch-französischen Kriege 1870/71 boten die südöstlichen Höhenzüge vor Meudon, Clamart und Montrouge das geeignetste Terrain für die Beschießung, und zwar wegen der dort sehr nahe aneinander liegenden Forts von Issy, Vanvres und Montrouge; die weiter westlich gelegenen Forts von Bicêtre und Ivry wurden von Villejuif aus beschossen. Schon im September 1870, nach dem Falle von Sedan und der darauf erfolgten Proklamation der Republik, hatten die Pariser mit der Verheerung des dortigen Festungsglacis begonnen. Niemann schreibt darüber in seiner „Belagerung von Paris" in der ‚Deutschen Warte' folgendes:

Wir aber haben uns hauptsächlich deshalb diese kleine Abschweifung erlaubt, um den Leser nicht durch die vielen diplomatischen Hin- und Herverhandlungen zu ermüden, die in den ersten Monaten des Jahres 1859 zwischen den verschiedenen Kabinetten stattfanden und bei denen namentlich England eine wichtige Vermittlungs- und Versöhnungsrolle spielte.

Lord Cowley, der englische Botschafter in Paris und ein persönlicher Freund Napoleons, reiste nach Wien, kehrte aber unverrichteter Sache zurück. Auch der Fürst Gortschakoff legte sich im Namen Rußlands ins Mittel und erinnerte an den einstimmigen Ausspruch der Mitglieder des pariser Kongresses v. J. 1856, daß bei irgend einem Zerwürfnis oder Streitfall zwischen

„Entsprechend den Vorbereitungen, welche jeder Verteidigung einer Festung vorhergehen, bestrebte man sich, das Glacis freizumachen, um den Geschützen freien Spielraum zu verschaffen. Diese Versuche führten zu einer schrecklichen Verwüstung rund um die Stadt, ohne daß bei dieser dichtgesäeten Menge von Dörfern, Villen, Schlössern, Parks und Wäldern der Zweck erreicht worden wäre. Es ward vergeblich mit Axt und Feuer in den reizenden Gehölzen von Boulogne, Vincennes, Bondy und Meudon gewütet, das Feuer wollte in dem saftigen Holze nicht fangen, und die Axt erlahmte. Es war nicht möglich, die unzähligen Dörfer und Landsitze niederzureißen; der Reichtum an diesen ehemaligen Lieblingsplätzen der Pariser und aller Paris besuchenden Fremden war zu groß. Nur wurden alle Bewohner gezwungen, ihre Besitzungen zu verlassen und zahllose Familien dadurch um Glück und Wohlstand gebracht."

den Mächten ein befreundetes Kabinett zur Schlichtung berufen werden solle, und schlug deshalb einen neuen Kongreß vor. Paris, London und Berlin nahmen den Vorschlag sofort an, auch Österreich sagte seinen Beitritt zu, aber nur unter der Bedingung, wenn Sardinien vorher abrüsten würde. Sardinien protestierte natürlich, und an diesem Protest scheiterte der Kongreß. Ob Cavour, der Ende März noch einmal hastig nach Paris eilte, vom Kaiser in seiner Weigerung heimlich bestärkt wurde, weiß man nicht, aber die Annahme liegt nahe. Jedenfalls spielte Napoleon III. hier ein doppeltes Spiel.

Noch am 5. März erklärte der ‚Moniteur', daß von einem Kriege noch gar keine Rede sei; der Kaiser habe einfach dem König von Sardinien seinen Beistand versprochen, wenn derselbe von Österreich angegriffen werden sollte, weiter nichts. Eine verständige und umsichtige Regierung müsse auf alle Eventualitäten vorbereitet sein. Die Kriegsgerüchte in den Zeitungen seien Einbildung, Lüge und Faselei (»imagination, mensonge et délire«). Eine derbe Sprache für eine amtliche Staatszeitung . . . und als Cavour wieder in Turin eintraf, konnte er den König beruhigen: er hatte die Kriegserklärung schon so gut wie in der Tasche. Er erwartete aber klugerweise, und auch hier, wie man behauptete, auf Anraten des Kaisers, ein weiteres

Vorgehen Österreichs, das auch nicht lange auf sich warten ließ.

Der österreichische Minister des Auswärtigen, Graf Buol, durch Hübner ermutigt *), schlug einen schärferen Ton an und stellte an das Turiner Kabinett die Forderung der Abrüstung, die Reduktion der sardinischen Armee auf Friedensfuß und die Entlassung der italienischen Freischaren. Dies war ein Ultimatum, und von nun an hatten, um an eine bekannte Äußerung Napoleons I zu erinnern, nur noch die Kanonen das Wort.

Das Ultimatum datierte vom 19. April 1859, am 26. erfolgte von Turin die ablehnende Antwort, und am 29. überschritt ein österreichisches Heer unter Gyulay den Tessin und somit die sardinische Grenze. Die Kriegserklärung war dadurch faktisch von Österreich ausgegangen, und nun konnte der Kaiser Napoleon endlich die Maske fallen lassen. Am 3. Mai erschien seine Proklamation an das französische Volk. Sie war wie alle derartigen Kundgebungen des Zweiten Kaiser-

*) Baron Hübner hatte in einer neuen Unterredung mit dem Kaiser dessen friedliche Gesinnung herauszuhören „geglaubt" und sogar die Hoffnung, daß trotz alledem doch noch ein Kongreß zusammentreten könne. Er hatte dies sofort dem Grafen Buol nach Wien gemeldet, und dieser spannte darauf den Bogen straffer. Ein so gewiegter Diplomat wie der Baron Hübner hätte doch die Tuilerienspbynx besser kennen müssen.

reichs sehr pathetisch gehalten. Frankreich sei, trotz seiner Friedensliebe, jetzt gezwungen, das Schwert zu ziehen, denn Österreich, heißt es darin, habe die Grenze überschritten und bedrohe den König von Sardinien, „unsern Verbündeten", mit Krieg, also sei auch Frankreich in Gefahr.

„Bis dahin war Mäßigung die Richtschnur meines Verhaltens, jetzt gilt es ein energisches Handeln."

Die Alternative sei klar: entweder österreichische Herrschaft bis zu den Alpen, oder Italien frei bis zum adriatischen Meer. Frankreich denke an keine Eroberungen, sondern wolle nur die bedrohten Länder von einem unerträglichen fremden Joche befreien.

„So werden wir", heißt es am Schluß, „den klassischen Boden wieder betreten, den wir schon durch so viele glorreichen Siege verherrlicht haben; wir folgen den Fußstapfen unserer Väter, Gott gebe, daß wir uns der Väter würdig zeigen.

Ich selbst werde mich an die Spitze der Armee stellen. Ich lasse die Kaiserin und meinen Sohn zurück. Beide, Weib und Kind, übergebe ich der Obhut Frankreichs. Die Kaiserin, welcher der letzte Bruder des Kaisers mit seiner Weisheit und Erfahrung zur Seite steht, wird ihre hohe Mission zu erfüllen wissen.

Mut also und Einigkeit! Wir müssen der Welt zeigen, daß wir noch das alte Frankreich sind. Die Vorsehung wird uns schützen; unsere Sache ist eine heilige in den Augen Gottes, denn ihre Losung ist Gerechtigkeit, Menschlichkeit, Vaterlandsliebe und Freiheit."

Das klang alles sehr schön, und ganz Paris wurde mit kriegerischer Begeisterung und selbstverständlich auch mit zuversichtlicher Siegeshoffnung erfüllt. Nur der Passus mit dem Exkönig Jerôme war ungeschickt und erregte allgemeine Heiterkeit. Der „Bruder Lustik" war ein alter, abgelebter, 75jähriger Greis, der sich kaum mehr mit seiner Maitresse (der letzten von vielen) herumzanken konnte, und der auch schon im Juni 1860 starb. Von dessen „Weisheit und Erfahrung" war daher nicht viel zu erwarten. Da wäre Plonplon doch noch besser gewesen; er war wenigstens ein kräftiger, selbstbewußter Mann und auch sonst „nicht ohne", vollends seit seiner Vermählung mit der vortrefflichen Prinzeß Clotilde. Aber der gute Plonplon mußte mit in den Krieg, denn er durfte doch seinem Schwiegervater keine Schande machen*).

*) Der Prinz Napoleon war auch diesmal wieder als „General der Reserve" aufgeführt, wie im Krimkriege, hielt sich aber fast beständig im Hauptquartier des Kaisers auf. In der gegen 100 Seiten langen Schilderung des kaum zweimonatlichen Feldzuges von Taxile Delord, in welchem kein Name von einiger Bedeutung vergessen ist, wird der Prinz nur ganz beiläufig genannt. Er war der nominelle Befehlshaber des 5. Armeecorps, das Toscana besetzt hielt, mit dem Hauptquartier in dem schönen Florenz, das der Großherzog Leopold beim Ausbruch des Krieges verlassen hatte, um nach Österreich zu flüchten. Das 5. Armeecorps kam auch gar nicht in Aktion. Dann finden wir den Prinzen noch einmal erwähnt, und zwar als Überbringer der Friedenspräliminarien,

Am 10. Mai verließ der Kaiser die Tuilerien, nachdem er vorher in der Schloßkapelle mit der Kaiserin und einem Teil seines militärischen Gefolges einer stillen Messe beigewohnt hatte. Am Tage vorher hieß es, die Majestäten würden mit dem gesamten Hofe in Notredame zu einem feierlichen Hochamte erscheinen, und großartige Vorbereitungen waren schon dafür gemacht worden; da traf in letzter Stunde plötzlich eine Absage ein, und die zusammengeströmten Volksmassen auf den Quais bis zur Kathedrale eilten nun nach dem Lyoner Bahnhof. Sofort entstanden allerlei beunruhigende Gerüchte von plötzlich entdeckten Verschwörungen, von nächtlichen Verhaftungen u. dergl., diesmal aber jedenfalls ohne Grund. Man tröstete sich mit der Aussicht auf ein um so schöneres Tedeum nach glücklich beendetem Feldzuge, denn daß der Sieg auch diesmal wieder die napoleonischen Adler begleiten würde, verstand sich ja, wie gesagt, von selbst.

Erst am Nachmittag traf der Kaiser in Begleitung seiner Gemahlin am Bahnhof ein, wo sie von sämtlichen Ministern und den höchsten Staatsbeamten empfangen wurden. Eine Menge Hofwagen und sonstige

am Tage nach Villafranca, an den Kaiser Franz Joseph in Verona. Der Prinz war eben kein Soldat, und so sehr er auch in der Gesichtsbildung Napoleon I. glich, hatte er doch nichts von dem militärischen Genie seines großen Oheims geerbt.

Equipagen hatten sich angeschlossen, Senatoren und Staatsräte mit ihren Frauen und andere distinguierte Persönlichkeiten, wie immer bei solcher Gelegenheit. Die unabsehbar lange rue de Rivoli, durch welche der Zug ging, war Haus für Haus und von oben bis unten mit französischen und sardinischen Fahnen geschmückt, die breiten Trottoirs waren mit Tausenden von Zuschauern bedeckt, und aus allen Fenstern wehten Taschentücher zum Abschiedsgruß. Auch die Zurufe waren lauter und ungeteilter als sonst, denn der Krieg, wenn er doch einmal sein sollte, war schnell sehr populär geworden. Der Kaiser sah so froh und zufrieden aus, wie man ihn lange nicht gesehen, die Kaiserin desgleichen: eine „bezaubernde Regentin", sagte man allgemein. Noch einmal leuchtete beiden die volle Glückssonne, und die schrecklichen Prüfungen der letzten Jahre schienen vollständig vergessen. Und dabei konnte man sich trotzdem des Gedankens nicht erwehren, daß Napoleon in dieser Stunde sich anschickte, das Testament Orsinis zu vollziehen.

* * *

Eine Schilderung des italienischen Feldzuges gehört nicht zu unserer Aufgabe; auch sind die einzelnen Episoden desselben so allgemein bekannt, daß die meisten unserer Leser uns wohl nur wenig Dank dafür wissen

würden. Nur das eine sei noch gesagt: ein unausgesetztes und oft ans Wunderbare grenzendes Kriegsglück begleitete die französisch-sardinische Armee, gegen welches die Österreicher, freilich auch vielfach unter mangelhafter Leitung, trotz ihrer Tapferkeit, vergebens ankämpften. Es schien wirklich, als ob der Geist Bonapartes, der als General und Erster Konsul auf eben diesen Schlachtfeldern die glänzendsten Lorbeeren errungen, die Verbündeten schützte und leitete, ihnen die Wege ebnete und sie von Sieg zu Sieg führte, speciell die Franzosen, denn das kleine, obwohl recht tapfere piemontesische Heer hätte natürlich dem österreichischen Andrang allein bald unterliegen müssen.

Das französische Hauptquartier befand sich zuerst in Alessandria, wo Napoleon III. am 14. Mai und bald darauf auch Victor Emanuel eintrafen. Man hatte dem Kaiser ein ansehnliches Privathaus zur Wohnung eingerichtet, und sein erster Blick, als er in den großen Saal trat, fiel auf eine Karte, die an der Wand hing. Es war der Plan von Marengo, eines kleinen in der Nähe der Stadt liegenden Fleckens, und auf diesen Plan hatte der Erste Konsul eigenhändig die strategischen Linien eingezeichnet, nach denen er die große entscheidende Schlacht entwarf, in welcher er am 14. Juni 1800 die Österreicher besiegte. Der Kaiser betrachtete lange den vergilbten Plan, den der Besitzer

jenes Hauses als eine kostbare Reliquie aufbewahrte, und erblickte darin als Fatalist, wie er von jeher gewesen, ein glückverheißendes Omen.

Am 21. Mai gelangte die erste Siegesdepesche nach Paris: alle Mauern, besonders auf den öffentlichen Plätzen, bedeckten sich mit großen Anschlagzetteln, die in riesenhaften Buchstaben nur die lakonischen Worte enthielten: Première bataille, première victoire! Es war die Meldung des siegreichen Gefechtes bei Montebello, das eigentlich den Namen einer Schlacht nicht verdiente; aber gleichviel, die Österreicher waren doch zurückgeworfen worden und die Verbündeten rückten siegreich vor. Am 31. Mai und am 2. Juni wiederholte sich das Schauspiel: Nouvelle bataille, nouvelle victoire! (bei Palaestro und Turbigo), und in Paris war jeder Tag ein Festtag. Wo die Kaiserin erschien, und sie kam regelmäßig nachmittags von Saint-Cloud herüber und fuhr durch das bois de Boulogne und die Elyseischen Felder und zurück, wurde sie mit lebhaftem Zuruf empfangen, lauter und anhaltender als je zuvor. Saß gar der kleine prince impérial neben ihr und warf nach rechts und links seine Kußhändchen unter die Menge, so war des Jubels kein Ende.

Die freudige Aufregung steigerte sich noch nach der Schlacht von Magenta am 4. Juni, wo der General Mac Mahon so reiche Lorbeeren erntete. Der

Kaiser ernannte ihn auf dem Schlachtfelde zum Marschall und gab ihm den Herzogstitel des Wahlplatzes*). Am 8. Juni zog Napoleon mit Victor Emanuel als Sieger in Mailand ein, beide von der begeisterten Bevölkerung als Befreier Italiens begrüßt. Maueranschläge verkündeten in pomphaften Phrasen diese unleugbar glänzenden Erfolge, ganz Paris wurde von Extrablättern förmlich überschwemmt, auf den inneren Boulevards wogten die Menschenmassen hin und her, französische und sardinische Fahnen wehten überall, viele Häuser waren am Abend illuminiert, und in den vollen Kaffeehäusern wurde bis in die Nacht hinein lärmend politisiert. Die Bedächtigeren, die an Solons Spruch erinnerten, den Tag nicht vor dem Abend zu loben, wurden überhört, und als sie gar von dem gefährlichen Festungsviereck sprachen, wohin die Österreicher sich zurückgezogen hatten, verschrie man sie als schlechte Patrioten. Und die Glückspropheten sollten

*) Bei Magenta fiel mit mehreren namhaften Stabsoffizieren auch der General Espinasse (s. S. 166), und der Marschall Canrobert wäre von den österreichischen Husaren beinahe gefangen genommen worden. Die Verluste waren auf beiden Seiten ziemlich gleich: auf französischer Seite an Toten und Verwundeten 246 Offiziere, 3463 Soldaten und 735 Vermißte; auf österreichischer Seite 281 Offiziere, 3432 Soldaten, aber gegen 4000 Vermißte. Das Hauptresultat des Sieges war, daß dadurch die Route nach Mailand frei wurde.

Recht behalten. Am 24. Juni früh morgens traf die Siegesbotschaft von Solferino ein, und damit erreichte der Triumph seinen Höhepunkt. Vielleicht war die Popularität Napoleons III. noch niemals so groß gewesen, wie in jenen Tagen. Man erging sich jetzt in den ausschweifendsten Hoffnungen, denn das kaiserliche Wort »libre jusqu'à l'Adriatique« war unvergessen und auf allen Lippen. So versicherte man u. a., der Prinz Napoleon würde Großherzog von Toscana werden und auch der Prinz Murat sollte nicht leer ausgehen. Der letztere, ein zweitgeborener Sohn des früheren Königs von Neapel unter Napoleon I., hatte nämlich gleich beim Beginne des Krieges einen Brief an seinen Sohn Joachim veröffentlicht, in welchem er seine Ansprüche auf den Thron seines Vaters geltend zu machen suchte. „Wenn Italien mich rufen sollte", heißt es darin, „so werde ich stolz sein, dem Rufe zu folgen, was dich betrifft, so denke nur an das Wort: Noblesse oblige." Diese Devise klang etwas komisch im Munde eines Mannes, dessen Vater in einer kleinen Fuhrmannskneipe geboren war und der selbst auf dem Thron, wie Talleyrands böse Zunge behauptete, den Stallgeruch nie ganz verloren hatte.

Jene Herren machten übrigens die Rechnung ohne den Wirt, und zu den „Wirten" gehörte in erster Reihe Preußen. Man hatte nämlich in Berlin von

Anfang an, d. h. bei der ominösen Neujahrsbegrüßung Napoleons, das Auftreten Frankreichs mit Mißtrauen betrachtet, und nach dem ausgebrochenen Kriege das siegreiche Vordringen der Franzosen und die steten Niederlagen der Österreicher. Schon nach der Schlacht bei Magenta hatte Preußen in aller Stille die nötigen Vorbereitungen zu einer Mobilmachung getroffen, die sich nur auf die Rheinlande beziehen konnte. Nach Solferino war ganz Mitteleuropa von großer Beunruhigung erfüllt — sollten wirklich die napoleonischen Adler einen ähnlichen Siegesflug beginnen wie unter dem Oheim? . . . Derartige Kassandrarufe hörte man damals nicht selten, wenigstens von den politischen Schwarzsehern, und sie waren, wenn auch übertrieben, so doch auch nicht ganz grundlos.

Keiner aber hatte dafür ein feineres Ohr als der Kaiser Napoleon selbst, deshalb sagte er sich, bevor die anderen neutralen Mächte es ihm zuriefen: bis hierher und nicht weiter. Überdies war er kein geborener Soldat und noch weniger ein geborener Feldherr, wie der Oheim. Als er am Morgen nach Solferino über das Schlachtfeld ritt, das noch von Toten und Verwundeten bedeckt war, soll ihn bei dem Hülferufen der Sterbenden ein wahres Entsetzen ergriffen haben, nach anderen soll er gar ohnmächtig geworden sein . . . . gewiß das Zeichen eines guten, mitleidsvollen Herzens,

aber doch ein Zeichen der Schwäche für einen Kriegsmann. Es war allerdings das erstemal, daß er einer Schlacht beigewohnt hatte und die Greuel und Schrecknisse einer blutigen Wahlstatt mit eigenen Augen sah. Diese Stimmung mag, neben den ernsten politischen Erwägungen, viel dazu beigetragen haben, daß er noch an demselben Tage seinen Vetter, den Prinzen Napoleon, ins österreichische Hauptquartier nach Verona schickte, um dem Kaiser Franz Joseph einen Waffenstillstand anzubieten. Anfangs wollte man dem Gerücht keinen Glauben schenken, und der Marschall Canrobert hatte bereits mehrere Divisionen zusammengezogen, um die Österreicher von neuem anzugreifen, als er plötzlich den direkten Befehl zur Einstellung der Feindseligkeiten erhielt.

Am 11. Juni trafen die beiden Monarchen in dem anderthalb Meilen südwestlich von Verona liegenden Städtchen Villafranca zusammen, und zwar in der Villa Claudini-Morelli, deren Besitzer in aller Eile die nötigen Vorbereitungen zum Empfang der hohen Gäste getroffen hatte, was indes fast überflüssig war, denn die Konferenz dauerte kaum eine Stunde. Beide Kaiser, nur von wenigen Offizieren begleitet, stiegen bei ihrer Ankunft rasch von den Pferden, drückten sich die Hände und begaben sich in den Gartensaal. Dort blieben sie allein.

Der Kaiser von Österreich nahm zuerst das Wort*). „Wir beide", sagte er, „sind Väter; denken wir weniger an unsere persönlichen Interessen, als an die Zukunft unserer Thronerben**). Wir werden uns alsdann leicht verständigen können. Was mich betrifft, so gebe ich Ihnen hier die feierliche Versicherung, daß ich mich niemals einem Bündnisse anschließen werde, das einen Wechsel der Dynastie in Frankreich beabsichtigen sollte."

Diese Sprache beruhigte den Franzosenkaiser sehr, und beide besprachen darauf die Hauptpunkte des Präliminarvertrages, und machten dazu einige Bleistiftnotizen in ihrem Taschenbuche. Das auf dem Tische stehende Schreibzeug mit Papier und allem Zubehör war unberührt geblieben. Dann schieden die Herrscher als gute Freunde. Schneller und leichter ist wohl in der neueren Geschichte noch niemals ein Friedensschluß zustande gekommen.

Die Enttäuschung war allgemein und für Victor Emanuel und Cavour niederschlagend.

Nach den bald darauf verkündeten Präliminarien blieb Venedig unter österreichischer Herrschaft (die Ver-

*) Vergl. „Der Friedensschluß von Villafranca", von Debrauz; übrigens eine vom Wiener Kabinett unleugbar inspirierte Schrift.

**) Der kaiserliche Prinz von Frankreich war i. J. 1856 und der Kronprinz Rudolf von Österreich i. J. 1857 geboren. Beide nahmen ein frühzeitiges, beklagenswertes Ende.

heißung „frei bis zum adriatischen Meere“ erfüllte sich also nicht), Toscana und Modena sollten ihren rechtmäßigen Herrschern zurückgegeben und der Papst ersucht werden, die unabweislichen Reformen in seinen Staaten einzuführen. Von Neapel war gar nicht die Rede, und dem h. Vater wurde außerdem das Ehrenpräsidium der neuen italienischen Konföderation zugeteilt. Der letzte Zusatz klang fast komisch, denn er besagte im Grunde nichts anderes, als eine Paktierung Roms mit der Revolution. Cavour legte sein Portefeuille nieder und überließ Ratazzi seinen Platz, aber bald nach dem Züricher Frieden (10. Nov. 1859) trat er wieder an die Spitze der Geschäfte*).

Der Kaiser Napoleon überbrachte noch am Abend von Villafranca in Person dem König von Sardinien die Nachricht des Friedensschlusses, der die großen Pläne desselben so verhängnisvoll durchkreuzte; trotzdem

*) Die weiteren Ereignisse in Italien, bei welchen Garibaldi eine hervorragende Rolle spielte, und die mit der Vertreibung sämtlicher italienischen Dynastien endigten, gehören nicht hierher. Schon im Dezember 1860 waren Neapel, Toscana, die Romagna und alle übrigen Staaten mit dem „Königreich Italien“ unter dem Scepter Victor Emanuels vereinigt; Venedig kam erst später (im October 1866) nach dem deutsch-österreichischen Kriege hinzu. Dagegen wurden Savoyen und Nizza (im März 1860) an Frankreich abgetreten. Seitdem trug das Bildnis Napoleons III. auf den französischen Münzen den Lorbeerkranz als „Mehrer des Reichs“: Imperator Augustus.

sagte Victor Emanuel beim Abschied zu seinem Verbündeten: „Wie Sie auch über Italien entschieden haben, Sire, ich werde Ihnen ewig dankbar sein für das, was Sie für die Unabhängigkeit meines Vaterlandes gethan. Rechnen Sie, gleichviel bei welcher Gelegenheit, stets auf meine treue Freundschaft."

Das war wenigstens etwas, obwohl der König seine wahre Gesinnung nicht aussprach. Cavour dagegen konnte seinen Zorn über das Scheitern seiner Pläne nicht bemeistern, er erging sich in scharfen Worten gegen den Kaiser und sprach von Verrat an der heiligen Sache Italiens. Napoleon blieb wie immer ruhig und kühl und sagte nur, als man ihm die scharfen Äußerungen hinterbrachte: „Cavour hat gut reden, er hat nicht viel zu riskieren; ich dagegen meinen Thron."

Am 12 Juli erschien der kaiserliche Tagesbefehl an die französische Armee, hochtönend und pathetisch wie immer.

„Ihr habt unseren alten Waffenruhm neu aufgefrischt; Montebello, Palaestro, Turbigo, Magenta und Solferino sind davon die glorreichen Zeugen. Mit Stolz dürft ihr sagen, daß auch ihr wie euere Väter die Kinder der Großen Nation seid. Frankreich wird seine mit Ruhm bedeckten Soldaten würdig empfangen."

Das klang sehr schön und hatte, vom französischen Standpunkt aus, seine volle Berechtigung. Die Truppen hatten sich vortrefflich geschlagen, Entbehrungen aller

Art, namentlich in der letzten heißen Juniwoche, mannhaft ertragen und die Disciplin gut bewahrt. Freilich konnte man das gleiche von den Österreichern sagen, aber das Schlachtenglück hatte sich nun einmal für die Franzosen entschieden.

Weniger erbaulich klang der Schlußpassus:

„Wir haben trotzdem unseren Siegeslauf eingestellt, weil der gewaltige Kampf Proportionen annahm, die nicht mehr mit den wahren Interessen Frankreichs im Einklang standen."

Doch diese Worte streiften die Politik, von welcher Soldaten ohnehin nicht viel verstehen; ihnen genügte das Siegesbewußtsein und der errungene Lorbeer.

Schon am 14. Juli war der Kaiser wieder in den Tuilerien, und am folgenden Tage empfing er in feierlicher Audienz die großen Körperschaften des Reiches. Hier konnte er sich deutlicher aussprechen, gewissermaßen en famille, und er that es offen und freimütig:

„Wenn ich gleich nach dem glänzenden Siege bei Solferino sofort die Hand zum Frieden bot, so geschah es wahrlich nicht aus Erschöpfung oder Schwäche, und noch weniger, weil ich die edle Sache, für die ich das Schwert gezogen hatte, aufgeben wollte; aber eine mächtigere Stimme sprach in meinem Herzen, und ihr mußte ich gehorchen: das Interesse Frankreichs.

Glauben Sie mir nur, daß es mir schwer genug geworden ist, die Kampflust unserer Soldaten zu zügeln,

die durch die schnell aufeinander folgenden Siege begeistert, immer weiter vorzurücken verlangten.

Glauben Sie mir ferner, daß es mir nicht minder schwer geworden ist, offen vor ganz Europa mein anfängliches Programm „frei bis zum adriatischen Meere" wesentlich zu beschränken, und schließlich, daß es mich mit aufrichtigem Schmerz erfüllt hat, so manche patriotische Hoffnung, die an den Krieg geknüpft war, zu zerstören.

Ich habe für die Unabhängigkeit Italiens gekämpft, und zwar ohne die Zustimmung Europas; aber als ich die Geschicke meines Vaterlandes einer möglichen Gefahr ausgesetzt sah, habe ich einen ehrenvollen Frieden gemacht. Und nachdem ich einen neuen und eklatanten Beweis von der militärischen Macht Frankreichs gegeben, werden die segensvollen Früchte dieses Friedens von Tag zu Tag mehr hervortreten zum Heile Italiens, zur Ehre Frankreichs und zur Beruhigung Europas."

So der Kaiser. Der Senat wie der Gesetzgebende Körper antworteten mit einem einstimmigen vive l'Empereur, und die italienische Frage als solche war damit für die französische Regierung erledigt, wenn sie derselben denn auch im Laufe der nächsten Jahre noch manche Verlegenheiten bereitete und mehrfache Verwickelungen hervorrief.

* * *

Nach schwerer Arbeit die wohlverdiente Ruhe, nach dem blutigen Waffentanze das heitere Friedensfest.

Und dies darf ich als guter Chronist und Augenzeuge nicht mit Stillschweigen übergehen.

Die französischen Truppen kehrten schnell zurück; sie wurden mit dem gesamten Kriegsmaterial in Genua und in anderen italienischen Küstenplätzen eingeschifft und dann von Marseille aus auf den verschiedenen Eisenbahnen weiter befördert. Unterwegs lichteten sich die Reihen bedeutend, denn die im Süden und Osten stationierten Regimenter verließen ihre Kameraden an den betreffenden Zweigstationen, und in Lyon blieben gleichfalls über 8000 Mann zurück; trotzdem kamen noch immer gegen 25 000 Mann aller Waffengattungen nach Paris, die zur Ersten Militärdivision gehörten, um in der Hauptstadt selbst, in Versailles und in den nächstgelegenen Garnisonen zu bleiben.

Die ersten Regimenter dieser Truppen trafen schon am 6. und 8. August auf dem Lyoner Bahnhof ein, marschierten aber nicht durch Paris und weiter, sondern bezogen ein eigenes für diesen Zweck hergerichtetes Lager in der Ebene von Vincennes, im Osten der Stadt. Am 10. August war das Heer vollständig, und ein heiteres Lagerleben entfaltete sich bald unter den langen Zeltreihen. Selbstverständlich war dort auch über Nacht eine Budenstadt entstanden, und viele tausend Pariser, groß und klein, pilgerten hinaus, um sich den „Krieg im Frieden" anzusehen. Es war einmal

wieder etwas Neues, und dann sind die Pariser wie die Kinder. Auch die vornehme Welt kam in glänzenden Equipagen hinausgefahren, einmal sogar die Kaiserin mit Kammerherren und Hofdamen in mehreren Kaleschen; sie ließ am „Feldherrnzelt" halten und machte dem Marschall Mac Mahon einen Besuch. Überall Gesang und kleine Zechgelage, auch improvisierte Gärten mit Rasenplätzen und Blumenbeeten, und unter den Blumen natürlich die Gipsbüste Sr. Majestät des Kaisers. Reveille und Zapfenstreich, und mittags rauschende Militärmusik . . . wirklich ein Stück Wallensteins Lager, aber im modernen französischen Zuschnitt.

Dies alles diente jedoch nur als Vorbereitung zu einem großartigen Schauspiel, nämlich zu dem feierlichen Einzuge der siegreichen Truppen in Paris. Der hierzu bestimmte Tag war der 14. August, also der Tag vor dem 15., dem Napoleonsfeste.

Ganz Paris war herrlich geschmückt, besonders die inneren Boulevards, über welche der Triumphzug gehen sollte. Der Vendômeplatz war in ein ungeheueres Amphitheater mit hochaufsteigenden roten Sitzreihen für mehr als 10 000 Zuschauer verwandelt; um die Napoleonssäule herum lagen Tausende von Immortellenkränzen mit allen nur denkbaren Inschriften auf den flatternden Bändern, und vor der Säule befand sich

eine erhöhte mit kostbaren Teppichen bedeckte Estrade und einem Baldachin für die Majestäten.

Man zählte über zehn Triumphbögen auf der langen via triumphalis, von der Bastille an bis zur rue de la Paix, wo der Zug links zum Vendômeplatze ablenkte; kein Haus ohne Flaggen und Fahnen, und kein Fenster unbesetzt. Also ähnlich wie bei dem Einzuge Louis Napoleons als Prinz-Präsident am 18. Oktober 1852, kurz vor der Kaiserproklamation.

Schon am frühen Morgen des 14. setzte sich die Bevölkerung der Riesenstadt in Bewegung, und nach einigen Stunden war auf den breiten Trottoirs kaum ein fußbreiter Platz mehr zu finden. Die Menge zählte unbedingt nach Hunderttausenden. Die Pariser Garde eröffnete den Zug, ein Elitecorps in dunklen Uniformen, darauf als Gegensatz die kaiserlichen Hundertgarden in voller Gala, fast zu farbenbunt und theatralisch, hinter ihnen ein ausgesuchtes Musikcorps, das einen eigens für den Tag komponierten, feierlichen Krönungsmarsch spielte (man sagte, von Meyerbeer oder Verdi), und nun kam ein freier Raum mit einem einzigen Reiter — dem Kaiser, der auch hier wieder, nach seiner bekannten Gewohnheit, sein Gefolge in ziemlicher Entfernung hinter sich gelassen hatte.

An der Spitze dieses Gefolges ritt der Marschall Mac Mahon, der Held des Tages. Der Kaiser wurde

mit Blumen förmlich überschüttet, aber er wandte sich im Sattel und deutete mit dem Degen auf den Marschall, als gebührten dem die Huldigungen mehr als ihm. Nun richtete sich der Blumenregen auf diesen, Kränze über Kränze flogen ihm zu, daß sein Pferd fast scheu wurde, und zehn, zwölf Kränze trug er auf seinem Degen; er sah wie verklärt aus, denn damals war er noch ein schöner, ritterlicher Mann. Wenn er jetzt, ein hoher Achtziger (denn als diese Blätter gedruckt wurden, gehörte er noch zu den Lebenden) an jene Tage zurückdenkt, und namentlich an das spätere Schicksal seines kaiserlichen Herrn und Freundes, so mag ihn gewiß Wehmut und Rührung überkommen, denn die Hohen und Großen, die ihm damals so viel Ehren bezeigten, sind fast sämtlich dahin; nur die Kaiserin Eugenie, die ihm gleichfalls so gütig gesinnt war, lebt noch als einsame, trauernde Witwe. Ein Glück, daß den Menschen die Zukunft verhüllt ist! Und zumal galt dies vom Kaiser selbst, der so freudestrahlend aussah, wie wir ihn nur einmal an jenem Tage gesehen, an welchem er, wie wir bereits andeuteten, als Kaiser in Paris einzog.

Ein lufterschütterndes vive l'Empereur — man gerät unwillkürlich bei diesen Schilderungen in die stereotypen Superlative — begleitete ihn auf dem ganzen Wege, aber diesmal war es wirklich ein freiwilliges

und kein gemachtes, kein von oben kommandiertes, denn für die »gloire de la grande nation« ist der Franzose stets Feuer und Flamme, gleichviel, wem es gilt.

Wir wissen ferner, daß es in Paris bei solchen Gelegenheiten niemals ohne etwas Komödie abgeht, was aber, besonders im vorliegenden Falle, nicht gehässig zu deuten ist.

Hinter der großen Suite von Marschällen, Generälen und unzähligen Stabsoffizieren kam nämlich in langen Reihen eine beträchtliche Anzahl Verwundeter, die von ihren Kameraden geführt wurden, und die begreiflich eine außerordentliche Teilnahme hervorriefen, schon weil es „etwas Neues" war. Dem einen war der Kopf mit weißen Tüchern umwickelt, andere trugen den Arm, auch wohl beide Arme, in Binden und Bandagen, noch andere hinkten mühsam vorbei und mußten kräftig gestützt werden, um weiter zu kommen . . . kurzum, ein wandelndes Lazarett.

Den Verwundeten wurden die erbeuteten österreichischen Fahnen nachgetragen, für die jene tapferen Männer ja ihr Blut vergossen hatten, wie der Moniteur sagte. Unteroffiziere hielten sie hoch und schwenkten sie triumphierend nach allen Seiten. Die schwarzen Doppeladler im gelben Felde wurden frenetisch bejubelt. Einzelne von ihnen waren stark durchschossen und von Pulverdampf unkenntlich geworden, eine war sogar

vollständig zerfetzt. Andere waren auffallend frisch und völlig unversehrt, und über diese zirkulierte gar bald ein äußerst befremdliches Gerücht. Man sollte sie nämlich aus dem Theater der Porte Saint-Martin, der großen Volksbühne, wo von jeher die Schlachten aus der Zeit der Ersten Republik und des Ersten Kaiserreiches aufgeführt wurden, herausgeholt und den wirklich erbeuteten echten Fahnen angereiht haben, um den Effekt zu vergrößern. Si non è vero, è ben trovato; denn es wäre nicht das erstemal, daß man einen solchen Theatercoup in Scene gesetzt. Der historische graue Rock (la redingote grise) und der kleine Hut des ersten Imperators sind wenigstens zehn-, zwanzigfach verkauft worden, und stets als authentisch und mit notarieller Beglaubigung, und dasselbe gilt von dem roten Sessel, in welchem Voltaire gestorben ist, und den der marchand de vins am gleichnamigen Quai als den einzig echten noch heute zeigt . . . .

Inzwischen ist der unermeßlich lange Zug bereits weiter gezogen, aber er schien gar kein Ende nehmen zu wollen, obwohl er nach den Fahnen in seiner Einförmigkeit kaum mehr etwas besonders Interessantes bot. Regimenter auf Regimenter, Infanterie und Kavallerie und alle mit klingendem Spiel, und schließlich die Artillerie mit rasselnden Geschützen, und unter

diesen natürlich auch wieder eine beträchtliche Anzahl erbeuteter feindlicher Kanonen.

Am Vendômeplatz stieg der Kaiser vom Pferde und betrat die Estrade, wo die Kaiserin sich mit ihrem Hofstaate eingefunden hatte. Sie begrüßte Mac Mahon fast noch herzlicher als den eigenen Gemahl. Dieser nahm hier die österreichischen Fahnen in Empfang, die alsdann sofort, unter Begleitung kleiner Abteilungen aller Waffengattungen, nach dem Invalidendom gebracht wurden.

In diesem Moment bot der Vendômeplatz wirklich ein imposantes, unvergleichlich großartiges Bild: tausende von weißen Taschentüchern wehten durch die Luft, die Fenster der oberen Etagen aller um den Platz herumliegenden Häuser waren dicht besetzt, auf den Sitzreihen der Tribünen war ebenfalls kein Platz leer, sogar auf den Dächern gewahrte man Schaulustige in Menge. Der erzgegossene Imperator oben auf der Säule blickte in stolzer Ruhe auf das Menschengewühl unter sich; der Oheim war an diesem Tage gewiß mit dem Neffen zufrieden. Dazu ein immer von neuem losbrechendes vive l'Empereur und eine strahlende Augustsonne, die alles verklärte; denn auch Napoleon III. hatte sein „Kaiserwetter", wie der verewigte Kaiser Wilhelm, der damals noch ein guter Freund des Franzosenkaisers war und es auch wohl bis an sein Lebensende geblieben wäre, wenn es an ihm gelegen hätte.

Von den Wällen des Invalidenhotels donnerten die Kanonen, als Signal, daß die Fahnen dort angekommen waren, wo sie auch im Mittelschiffe des Domes sofort zu den zahlreichen Trophäen alter und neuer Zeit aufgehängt wurden. Die Stelzfüße und die Einarmigen hatten übrigens in den letzten Monaten alle Hände voll zu thun gehabt, denn es verging kaum eine Woche, wo sie nicht für die in Italien gewonnenen Schlachten Viktoria schießen mußten. Ihre Reihen waren im Laufe der Jahre mehr und mehr gelichtet worden, aber es gab doch noch eine ganze Anzahl Graubärte von der „Großen Armee", die alle unter Bonaparte „mit in Ägypten" gewesen waren, denn dies Privilegium nahmen sie sämtlich in Anspruch, und man glaubte es ihnen auch aufs Wort, um sie nicht böse zu machen.

Mit dem Schauspiel auf dem Vendômeplatz war der offizielle Teil des Einzuges beendet, aber für die Bevölkerung wurde auch der Rest des Tages bis in die Nacht hinein zum Feiertage, als Vorfeier für den morgenden Napoleonstag.

Am Abend fand im Dianensaal der Tuilerien große Galatafel statt von mehr als 500 Gedecken, wo der Kaiser in Person präsidierte. Mac Mahon saß ihm zur Rechten und Niel zur Linken, und die übrigen Marschälle, Generäle, Obersten, Corpskommandanten bis herab zu den Lieutenants, von denen jedes Regiment

einige durch das Los gestellt hatte, waren an der unabsehbar langen Tafel ihrem Range nach verteilt.

Es wurde nur ein Trinkspruch ausgebracht, und zwar vom Kaiser selbst: auf das siegreiche Heer und seine tapferen Führer. Kein Name wurde genannt, nomina sunt odiosa, denn es waren schon im stillen allerlei Eifersüchteleien und Reibungen unter den Höchstkommandierenden entstanden, die zwischen Canrobert und Niel fast zu einem Duell geführt hätten Canrobert sollte nämlich bei Solferino Niel nicht zeitig genug unterstützt haben, um den linken Flügel der Österreicher abzuschneiden; ein großer strategischer Fehler, wodurch eine völlige Auflösung des feindlichen Heeres verhindert wurde. Möglicherweise hätte dieser Umstand so folgenschwer werden können, daß dadurch auch Venetien an Italien gefallen wäre. Der Kaiser vermittelte, und die beiden Marschälle versöhnten sich. Niel dürfte aber doch wohl recht gehabt haben, denn er war unstreitig der bedeutendste von allen Heerführern im italienischen Kriege, Mac Mahon nicht ausgenommen, und sein früher Tod (im August 1869) war ein unersetzlicher Verlust für Frankreich.

Gleich nach den ersten Niederlagen im großen deutsch-französischen Kriege soll Napoleon oft verzweifelt ausgerufen haben: „O, daß Niel noch lebte!“ *)

*) Niels Nachfolger, der Marschall Leboeuf (mit dem

Nach dem Bankett noch größer Empfang bei der Kaiserin, zu welchem weit über 1000 Personen geladen waren, und wo die hoffähige weibliche haute volée von Paris sich im vollen Glanze ihrer Toiletten entfaltete. An die vielen Trauerkleider, denen man in jenen Tagen überall begegnete, dachte man in den prächtig erleuchteten, goldenen Sälen wohl kaum. Der kurze Krieg hatte bedeutende Opfer gekostet, und wie immer waren auch hier wieder die Mittelklassen am schwersten heimgesucht worden.

Erst in der Morgenfrühe rollten die letzten Equipagen nach Hause, aber nicht wie sonst durch stille, verödete, sondern durch bunt belebte, lärmende Straßen, denn die Pariser hatten die Nacht zum Tage gemacht, noch dazu eine milde, sternklare Sommernacht: die beste Prognose für das Napoleonsfest.

Dieses verlief auf das herrlichste, gleichfalls vom schönsten Wetter begünstigt und von keinem Mißklang gestört, denn wir wissen längst, daß an solchen Tagen der allgemeinen Volksfreude die politischen Gegensätze

---

ominösen Namen), war nur ein geringer Ersatz. Er übernahm an Bazaines Stelle das Oberkommando in Metz und geriet nach der Kapitulation der Festung in deutsche Gefangenschaft. Später zog er sich nach dem Haag zurück und ließ, nach dem Prozeß gegen Bazaine, nichts mehr von sich hören. Beliebt, oder gar populär, wie besonders Niel, ist er nie gewesen.

verschwanden, und alle bösen und gefährlichen Elemente, die beständig in der pariser Bevölkerung gärten, ganz in den Hintergrund traten. Ein Attentat z. B. hätte zu den Unmöglichkeiten gehört, denn das Volk würde sofort selbst eine schreckliche Justiz geübt haben, und doch war die Gelegenheit dazu günstiger als sonst. Aber die Pariser wollten sich am Napoleonstage amüsieren und amüsierten sich auch nach Herzenslust, denn dafür war auf das umfassendste und vielseitigste gesorgt worden. Und vollends in diesem Jahre der neu aufgefrischten gloire, mit welcher sich alle Welt bis zum letzten gamin brüstete.

Noch nie zuvor waren die Klettermasten (les mats de cocagne) auf den öffentlichen Plätzen so reich ausgestattet und so von Gewinnlustigen besetzt gewesen, wie diesmal; die überall aufgeschlagenen kleinen Gratisbühnen konnten die Menge nicht fassen, und andere tausend drängten sich an den Eingangsthoren sämtlicher Theater von der Großen Oper an bis zum letzten Boulevardtheater und bildeten geduldig viele, viele Stunden lang die traditionelle queue, um einen guten Platz zu erobern. Die schönsten Opern und die besten Schauspiele wurden gegeben, und von den ersten Künstlern und Künstlerinnen, und überall herrschte Anstand und musterhafte Ordnung, und vielfach, was wirklich erwähnt zu werden verdient,

ein sehr richtiges Verständnis für die künstlerischen Leistungen.

Am Nachmittag waren die Majestäten zu der üblichen Rundfahrt von Saint-Cloud herübergekommen . . . . wir befanden uns zufällig auf der Invalidenbrücke, als die vierspännige offene Kalesche mit einem Vorreiter und zwei Stallmeistern, die nebenherritten, erschien. Mitten auf der Brücke war das Menschengedränge so groß, daß die Kalesche buchstäblich nicht weiter konnte, die Jokeys auf ihren schönen Pferden lachten und machten auch gar keine Miene, die Tiere anzutreiben, denn es hätte doch nichts geholfen, und im Nu entlud sich über den Kaiser und die Kaiserin ein Blumenregen, der den Wagen fast ganz anfüllte, und dabei lag bereits auf dem Rücksitz ein hoher Berg von kostbaren Sträußen. Frauen stiegen auf das Trittbrett, um die Kaiserin näher zu betrachten, die allen freundlich zulächelte, und Männer hoben ihre kleinen Kinder in den Wagen hinein, um ihnen den Kaiser zu zeigen, der gleichfalls unaufhörlich grüßte und mit der Hand die allzu eifrigen Zudringlichen abzuwehren suchte.

Endlich erschienen die Retter, nämlich die Bärenmützen zu Pferde, die von der anderen Seite der Brücke sich Bahn machten, langsam und vorsichtig; ihre vergnügten roten Gesichter bewiesen zur Genüge, daß sie die halbe Nacht durchgezecht hatten, und durch

ihre Hülfe gelangte die kaiserliche Kalesche glücklich auf den Invalidenplatz.

Doch ich darf in diesem Tone nicht fortfahren, um mich nicht auch hier zu wiederholen, denn im Grunde sah während der ganzen Kaiserzeit in seinen Festlichkeiten, Schaustellungen und Volksbelustigungen ein Napoleonstag dem andern immer frappant ähnlich; man kam eben, und es wäre auch schwer gewesen, über die Dinge, zu welchen auch noch öffentliche Speisungen und massenhafte Brot- und Fleischverteilungen an die Armen, und endlich, zum glänzenden Abschluß, Illumination und Feuerwerk gehörten, nicht hinaus, und das Budget der Stadt Paris war am nächsten Morgen um anderthalb Millionen ärmer.

Diesmal hatte man alle Bäume der Elyseischen Felder bis hoch hinauf mit bunten Papierlaternen behängt, man sagte, über 80000 Stück, und wir mußten es glauben, denn eine Zählung wäre unmöglich gewesen. Über dem Triumphbogen, der ununterbrochen in vielfarbigen bengalischen Lichtern leuchtete, schwebte ein flammender Adler mit ausgebreiteten Flügeln, von geradezu riesenhaften Dimensionen — der siegreiche Adler des Zweiten Kaiserreiches! — und mehr als eine halbe Million Menschen mag wohl in jenen Abendstunden durch die lange Avenue hin und her gezogen sein.

Unter den Schaulustigen befanden sich auch viele österreichische Offiziere, die noch wenige Tage vorher Kriegsgefangene gewesen und jetzt auf die Auswechselung gegen französische Offiziere warteten, von denen gleichfalls eine beträchtliche Anzahl, besonders bei Magenta, in die Hände des Feindes gefallen waren. Denn so „glatt", wie die Pariser im übermütigen Siegesrausche sich den Feldzug vorstellten, war es doch nicht abgelaufen; im Gegenteil, die Verluste auf französischer Seite erreichten eine hohe Ziffer, welche die bald darauf veröffentlichten amtlichen Listen bedeutend überstieg.

Überall begegnete man aber den Österreichern mit unverhehlter Sympathie; schon gleich nach ihrer Ankunft war im café de Suède, wo damals viele Deutsche verkehrten, ein Komitée zusammengetreten, um sich der Landsleute anzunehmen, sie, wenn nötig, passend zu logieren, ihnen die Sehenswürdigkeiten von Paris zu zeigen und überhaupt für alle ihre Bedürfnisse zu sorgen. Auch angesehene französische Familien beteiligten sich daran und hatten große Mühe, wenn die Herren an ihrer gastlichen Tafel saßen, sich einzureden, daß dieselben ihnen noch vor wenig Wochen im Felde gegenübergestanden hatten. Manchem Offizier soll sogar der Abschied sehr schwer gefallen sein und mehr als eine junge, hübsche Pariserin fand an den schmucken

weißen Uniformen, und nicht an den Uniformen allein, aufrichtiges Gefallen. Dabei waren die Österreicher, wenn auch Deutsche, so doch keine Preußen, obwohl die Preußen in jener Zeit noch keineswegs auf dem französischen Index standen; aber es lag, vom Beginne des Zweiten Kaiserreiches an, in Bezug auf Preußen etwas Undefinierbares in der pariser Luft, wie von unbestimmter Besorgnis oder Furcht, und wir wissen, daß Napoleon III. diese Gefühle teilte und jedenfalls mit mehr Grund als die großen Massen.

So war denn das große Doppelfest glänzend und zu allgemeiner Befriedigung vorübergegangen, und die Geschichte Frankreichs war durch den italienischen Krieg um ein ruhmvolles Blatt bereichert, wie die Regierungspresse in allen Tonarten kommentierte. Von einer Kriegsentschädigung verlautete freilich nichts, aber wir wissen bereits aus dem Krimkriege, daß die Große Nation reich genug war, „für eine Idee" das Schwert zu ziehen.

Übrigens hatte außer dieser Idee der italienische Feldzug doch auch etwas Greifbares von hoher Bedeutung gebracht, nämlich einen Ländererwerb, der gewiß nicht zu unterschätzen war: das Herzogtum Savoyen und die Grafschaft Nizza, ein Territorium von über 150 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von mehr als einer halben Million.

Die geheime Abmachung zu dieser Cession war schon vor dem Ausbruch des italienischen Krieges zwischen Victor Emanuel und dem Kaiser Napoleon gemacht worden, gewissermaßen als Lohn für die französische Hülfeleistung, natürlich unter der Bedingung eines glücklichen Erfolges. Obwohl nun ein solcher unbestreitbar errungen war, so zögerte Victor Emanuel doch, sein gegebenes Versprechen zu erfüllen, denn es kam ihn hart an, Savoyen, die Wiege seines Hauses, abzutreten, aber Napoleon bestand auf seinem Schein.

Um indes die Würde und das Selbstbestimmungsrecht der Bevölkerung zu wahren, denn von einem Länderschacher en miniature, wie s. Z. auf dem Wiener Kongreß im großen, konnte doch nicht wohl die Rede sein, entschieden sich beide Parteien für ein Plebiscit nach französischem Muster mit oui und non. Wie vorauszusehen, lauteten über 80 Prozent der Stimmzettel auf Ja, die vox populi selbst hatte also entschieden. Man munkelte wohl allerlei von Beeinflussung der Wähler und sogar von einer Fälschung des Skrutiniums durch die Kommissare, aber das Faktum bestand formell zu Recht, und am 24. März 1860 wurde in Turin die Abtretungsurkunde unterzeichnet.

Ein feierliches Tedeum in Notredame am 15. Juni, welches der Kardinal-Erzbischof Morlot in Person unter Assistenz mehrerer Bischöfe und des gesamten

Metropolitankapitels mit großem Pomp celebrierte, gab der Annexion die kirchliche, und eine große Revue, die der Kaiser auf dem Marsfelde über ein ganzes Heer von 75 000 Mann abhielt, die militärische Weihe*).

Frankreich hatte durch diesen Ländererwerb im Südosten eine gesicherte Grenze gewonnen, was vom politischen Gesichtspunkt aus, jetzt wo Italien sich zu einem mächtigen Königreich entwickelte, zur Notwendigkeit geworden war, und man mußte die Fürsicht Napoleons anerkennen und ihm dafür dankbar sein. Nur mischte sich in den Freudenkelch ein bitterer Tropfen, und zwar wieder ein preußischer.

Das Berliner Kabinett, das schon den italienischen Krieg an sich und besonders das stets siegreiche Vorrücken der Franzosen mit großer Unruhe betrachtet hatte, wurde durch die Annexion in noch größere Besorgnis versetzt, obwohl auf der anderen Seite die Versöhnung in Villafranca, welche der Züricher Friede am 10. November 1859 besiegelte, wieder eine Bürgschaft für die Mäßigung Napoleons bot. Zur Beschwichtigung nun der deutschen Kabinette, und in erster Reihe des preußischen, brachte der Kaiser mit der ihm eigenen Gewandtheit eine Zusammenkunft in Baden-Baden mit dem Prinz-Regenten, dem nachmaligen Kaiser Wilhelm,

*) Vergl. meine lebenden Bilder aus dem modernen Paris. Bd. I, das Annexionsfest.

zustande, dem sich auch die Könige von Sachsen, Bayern, Hannover und Württemberg und noch andere deutsche Fürsten anschlossen.

Das waren glänzende und buntbewegte Tage in dem berühmten Badeorte, vom 16. bis zum 18. Juni, denn eine Zusammenkunft von fünf gekrönten Häuptern war ein Ereignis von hoher Bedeutung . . . die Pariser Blätter sprachen pathetisch von Erfurt und Dresden unter Napoleon I., und die Kaffeehausastronomen stellten Gott weiß was für verheißungsvolle Horoskope. Das alles war phantastisch aufgebauscht und entbehrte jeder soliden Basis: die Zusammenkunft beschränkte sich auf ein freundschaftliches Begegnen der Monarchen untereinander, aber der Franzosenkaiser war doch der am meisten fesselnde Anziehungspunkt, sowohl durch seine ganze abenteuerliche Vergangenheit, als auch durch seine außerordentliche Laufbahn, auf welcher er bis dahin das Glück in so unerhörter Weise an seine Fersen geheftet zu haben schien.

Alle Welt wollte den außerordentlichen Mann sehen, auf den ganz Europa nach wie vor die Blicke richtete, aber die Frauenwelt grollte ihm, weil er seine schöne Gemahlin nicht mitgebracht hatte. Noch war sein Stern nicht im Erbleichen.

Siebentes Kapitel.

Die allgemeine Amnestie. — Ledru-Rollin und Victor Hugo. — Der Kürbiskönig in Saint-Cloud. — Die philanthropischen Bestrebungen des Kaiserpaares. — Hoflager in Fontainebleau. — Große Cour. — Kaiserliches Familienleben: Vater, Mutter und Sohn. — Tod des Exkönigs Jérôme. — Die Chansonnettensängerin Térésa. — Der Dominikanerpater Lacordaire im Institut.

Das kaiserliche Frankreich stand jetzt neu gefestet da. Siegreich in zwei großen Feldzügen, hatte es nach außen hin eine Machtstellung gewonnen, wie es eine solche weder unter der Restauration, noch unter dem Bürgerkönigtum jemals besessen, und die Ruhe im Innern war durch strenge Sicherheitsmaßregeln verbürgt.

In Paris selbst hielt eine Garnison von 70 000 Mann aller Waffengattungen die gefährlichen Elemente im Zaum, die Tagespresse wurde scharf überwacht

und jede Ueberschreitung durch Verwarnungen, oder, wo die nicht halfen, durch Unterdrückung rücksichtslos geahndet. Die geheime Polizei war nach dem Orsinischen Attentat verdoppelt worden, und niemand war vor ihren Argusaugen sicher, und für die unteren Klassen gab es noch immer Arbeit vollauf, besonders bei den großen Straßen- und Boulevardbauten und bei den Park- und Square-Anlagen, welche die Hauptstadt unleugbar zu der schönsten Residenz von Europa machten.

In diesem glänzenden Lichte erschien sie auch äußerlich den 40 bis 50 000 Fremden, die alljährlich zu einem kürzeren oder längeren Aufenthalte nach Paris kamen und die dann daheim nicht genug von den Wundern der Weltstadt erzählen konnten.

All diesen, wenn auch nur äußerlich so günstigen Faktoren mußte die Regierung Rechnung tragen, sie, die sich so stark und von dem Volkswillen so fest gestützt fühlte, wie bei jeder Gelegenheit die großen Körperschaften mit tönenden Worten versicherten. Sie mußte daher endlich vor Frankreich und dem übrigen Europa den Beweis liefern, daß sie „eine Handvoll Republikaner", die infolge der Verbannungsdekrete noch im Auslande lebten, weder fürchtete, noch für den Fortbestand der kaiserlichen Dynastie gefährlich hielt.

Deshalb verkündigte der Kaiser am 15. August 1859 eine vollständige und unbedingte Amnestie (pleine et entière) für alle politischen Verbrechen und Vergehen und auch für alle diejenigen, die aus Gründen der allgemeinen Sicherheit und Staatswohlfahrt aus Frankreich exiliert waren.

Die Amnestie wurde im ganzen Lande mit großer Genugthuung aufgenommen, und zumal mit ungeteilter Freude von allen Familien, denen man in den bösen Tagen nach dem Staatsstreich irgend ein Mitglied so grausam entrissen hatte. Doch wir wollen das Andenken an jene Zeiten mit ihren schmachvollen Ungerechtigkeiten und ihrer schrankenlosen Willkür nicht von neuem wachrufen; der Leser kennt sie zur Genüge. Vieles, ach, nur zu vieles war überhaupt nicht wieder gutzumachen, und das Gewissen des Kaisers blieb damit schwer belastet; man sagte, daß die Kaiserin die hauptsächlichste Triebfeder zu dem Gnadenakte gewesen und ihrem Gemahl keine Ruhe gelassen, bis er das Dekret, und zwar am Napoleonstage, unterzeichnete.

Gleich nach der Geburt des kaiserlichen Prinzen war übrigens schon eine beschränkte Amnestie erlassen worden, jedoch so ungenügend, daß sie im Volk fast unbeachtet blieb; jetzt hingegen war es eine wirkliche Friedens- und Versöhnungsbotschaft.

Die meisten kehrten zurück, andere protestierten in belgischen und englischen Blättern, indem sie von ihrem Standpunkte aus dem Kaiser gar nicht das Recht einer Amnestie zuerkannten, und blieben in der Fremde, noch andere hatte leider der Tod frühzeitig hinweggerafft. Es würde uns zu weit führen, hier Namen zu nennen; nur mit zweien machen wir eine Ausnahme: Ledru-Rollin und Victor Hugo.

Der erstere war als erwiesener und von ihm selbst eingestandener Mithelfer am Orsinischen Attentat und als das unermüdlich thätige Haupt der Umsturzpartei von der Amnestie ausgeschlossen und reklamierte auch gar nicht, und Victor Hugo, dem die Rückkehr ungefährdet freistand, konnte seinen alten Groll nicht verschmerzen und blieb mit seiner Familie auf der Insel Jersey, wo er sich als reicher Mann ein idyllisches und zugleich sehr komfortables Heim geschaffen hatte.

Die schöne Insel, die sich im Sommer fast in einen einzigen Blumen- und Obstgarten verwandelt, liegt dicht vor Saint-Malo und eigentlich noch im französischen Fahrwasser des Kanals. Sie gehört zu der romantischen Inselgruppe der Channal-Islands und ist im englischen Besitz. Man gebraucht bei günstigem Winde mit einem kleinen Segelboot kaum eine Stunde, um an die französische Küste zu gelangen, und in mondhellen Sommernächten, und zwar vor der Amnestie,

konnten die Bewohner Saint-Malos oft einen einsamen Spaziergänger am Strande erblicken, von einem jungen Mädchen begleitet, der niemand anders war, als Hugo mit seiner Tochter. Die dortige Bevölkerung, wie überhaupt die ganze Bretagne, war niemals sehr kaiserlich gesinnt, so daß der Dichter keinen Verrat zu befürchten brauchte.

Später, man weiß nicht recht, aus welchem Grunde, siedelte Hugo nach der mehr nordwestlich liegenden Insel Guernsey über und verbrachte auch den Winter vielfach in Brüssel.

In die Zeit seines langen und zuletzt, wie gesagt, freiwilligen Exiles fallen seine bedeutendsten Schöpfungen, die unbeanstandet in Frankreich verbreitet werden durften. Sie machten außerordentliches Aufsehen und den Verfasser zum Millionär. Nur seine politischen Schriften, die fast sämtlich in die Kategorie der Pamphlete gehörten und seinen hohen litterarischen Ruhm beeinträchtigten, waren in Frankreich verboten. Der Kaiser, sonst ein großer Verehrer des Dichters und Dramatikers Hugo, war doch genötigt, die Sicherheitspolizei gewähren zu lassen, obwohl er selbst das schlimmste seiner Bücher, das noch dazu speciell gegen seine Person gerichtet war, »Napoleon le Petit«, wochenlang in der Westentasche trug, denn in diesem kleinen Format waren viele tausend Exemplare nach Paris eingeschmuggelt worden.

Hugo kehrte erst nach dem deutsch-französischen Kriege und nach Niederwerfung der Kommüne in sein Vaterland zurück, wo er während seiner letzten Lebensjahre mit Ehren und Auszeichnungen überhäuft und bei allen öffentlichen Gelegenheiten wie ein Patriarch gefeiert wurde. Für das lange Exil fand er somit eine glänzende Entschädigung, und sein Leichenbegängnis gestaltete sich zu einer Nationaltrauer, wie man seit Menschengedenken nicht Ähnliches in Paris gesehen und das höchstens mit demjenigen Napoleons I. verglichen werden konnte, als man den toten Kaiser von Sankt Helena zurückbrachte und im Invalidendom beisetzte.

* * *

Das kaiserliche Hoflager war i. J. 1860 früher als sonst nach Fontainebleau verlegt worden, und die hübsche, von prächtigen Wäldern und romantischen Felspartien umgebene kleine Stadt glich dann immer einer glänzenden Residenz. Die Kaiserin war besonders gern in Fontainebleau, denn ihre Gemächer lagen zur ebenen Erde, nach der Gartenseite und dem großen See hinaus und bildeten einen wunderschönen und wirklich ländlichen Aufenthalt.

Saint-Cloud war freilich auch reizend und mit dem ganzen Komfort des modernen Luxus ausgestattet, aber die allzu große Nähe von Paris wurde den Schloß-

bewohnern oft lästig. An Sonntagen zogen nämlich viele tausend Pariser Familien nach Saint-Cloud hinaus und gewöhnlich direkt in den Park, von dem nur ein verhältnismäßig kleiner Teil für die kaiserliche Familie und den Hof reserviert war; sie hielten auf den Rasenplätzen unter den hohen Bäumen ihre Picknicks und gesellschaftlichen Spiele und belagerten in aller Form die Wasserkünste, die an jedem Sonntagnachmittag spielten, und, wenn sie auch nicht so großartig waren wie die Versailler, so doch, namentlich den Fremden, ein überaus sehenswertes Schauspiel boten.

Früher waren auch sie mit der ganzen weiten Umgebung für das Publikum abgesperrt gewesen, aber die Kaiserin hatte bald nach der Geburt des Thronerben beim Kaiser die Aufhebung der Sperre durchgesetzt, was ihr von der Bourgeoisie hoch angerechnet wurde. Diese Gnade hatten sich nämlich die dames de la halle ausgebeten, als sie in einer zahlreichen und stattlichen Deputation nach den Tuilerien gezogen waren, um dem neugeborenen Prinzen ihre Huldigungen darzubringen. Wir kennen die Rolle, die jene „Damen" von jeher in Paris spielten und auch die Rücksicht, die man ihnen zuteil werden ließ.

Aus Dankbarkeit brachten sie in jenem Sommer den „Kürbiskönig" nach Saint-Cloud, den sie sonst alljährlich nach uralter Sitte im Tuilerienhofe in feier-

lichem Umzuge präsentierten, und der roi des potirons war noch dazu diesmal so groß geraten, daß in seinem ausgehöhlten Bauche vier kleine Kinder sitzen konnten, natürlich auf goldbefranzten, rotsamtenen Bänkchen. Als sich unter lauter Musik (‚Partant pour la Syrie', eine Komposition der Königin Hortense, und die damalige Nationalhymne) der Riesenkürbis auf einem niedrigen, blumengeschmückten Wagen, von vier hübsch gekleideten Knaben gezogen, in den Schloßhof hereinbewegte, erschienen die Majestäten auf dem Perron zur Begrüßung, und der kleine prince impérial fand ein solches Vergnügen daran, daß er auch mitfahren wollte. Man hob das „Kind Frankreichs" wirklich hinein in den Kürbis, der mit dieser kostbaren Last einigemale auf und ab gefahren wurde, zum großen Gaudium von Papa und Mama und der Hofdamen und Kammerherren.

Zu den „Denkwürdigkeiten" des Zweiten Kaiserreiches gehört diese kleine spaßhafte Geschichte freilich nicht; wenn ich sie aber trotzdem erzählt habe, so ist der Grund einfach der, daß gerade derartige Bagatellen, in denen die Majestäten die Hauptrolle spielten, charakteristisch sind für das Bestreben, sowohl des Kaisers wie der Kaiserin, in den unteren Volksklassen eine stets größere Popularität zu gewinnen, die ihnen in dem eigentlichen Bürgerstande nur in sehr be-

schränktem Maße zu teil wurde. Dies galt besonders vom Kaiser, der sich mehr und mehr auf die großen Massen stützte, weil er in ihnen und in der Armee den besten und sichersten Halt sowohl seiner Person, als auch seiner Dynastie, erblickte.

Daher auch seine stete Bevorzugung des Arbeiterstandes, vielfach auf Kosten der Kleinbürger, seine zahlreichen philanthropischen Stiftungen, die Gründung von Volksküchen, von Armenhäusern und Asylen und sonstigen gemeinnützigen Instituten. Unter den letzteren sei hier nur die caisse de la boulangerie erwähnt, wodurch alle Pariser Bäcker von der Regierung entschädigt wurden, wenn sie das 4pfündige Weizenbrot infolge der steigenden Kornpreise nicht mehr für den Normalpreis, der einen Franken nicht übersteigen durfte, liefern konnten. Die Bevölkerung bezahlte das Brot nicht höher und die kaiserliche Kasse deckte den Überschuß jährlich oft mit mehreren Millionen.

Die Kaiserin blieb in diesen Bestrebungen nicht hinter dem Kaiser zurück. Von ihrer privaten Mildthätigkeit, die sie ganz in der Stille und größtenteils incognito ausübte, haben wir schon früher gesprochen; überhaupt ist wohl das wenigste davon bekannt geworden. Aber sie gründete auch ihrerseits Schulen für Mädchen unbemittelter Familien, mit völlig unentgeltlichem Unterricht in Handarbeiten, zu denen

selbst das gesamte Material gratis geliefert wurde; ferner fast in jedem Stadtviertel Kleinkinderbewahrschulen unter Leitung von Ordensschwestern, und es gab vielleicht in ganz Paris unter den vielen Hunderten von Frauen aller Stände ins Leben gerufenen Wohlthätigkeitsanstalten keine einzige, die nicht in ihren Listen obenan den Namen der Kaiserin mit einem bedeutenden Jahresbeitrage enthielt.

Daß sie auf der anderen Seite die Luxusindustrie nach allen Richtungen hin förderte, ist bekannt und ihr zum Verdienst anzurechnen; zu keiner Zeit hatte dieselbe einen solchen Aufschwung genommen, weder unter dem Bürgerkönigtum, noch unter der Restauration, selbst nicht unter dem Ersten Kaiserreiche, als in den ersten zehn Jahren unter Napoleon III.

Die meisten kaiserlichen Schlösser wurden teilweise, und oft ganz mit neuem, kostbaren Hausrat jeder Art versehen; nur Fontainebleau, die Perle aller französischen Schlösser, und von jeher das Schoßkind der französischen Monarchen, von Franz I. an, hatte seinen alten Glanz bewahrt, und man ließ auch die etwas veraltete Pracht der Säle und Galerien, für welche Napoleon I. Millionen verschwendet hatte, aus Pietät gegen den Ahnherrn des Kaiserhauses unberührt.

Doch mit der Geschichte des Schlosses konnte die Kaiserin sich niemals ganz versöhnen, weshalb sie

auch den Flügel der Gartenseite nur dann verließ, wenn die Festlichkeiten, die Bankette und großen Abendgesellschaften ihre Gegenwart in den Räumen des Mittelbaues verlangten. Vor einzelnen Gemächern und Galerien empfand sie sogar eine wirkliche Scheu, so namentlich vor denjenigen, welche die Dubarry, die berüchtigte Maitresse Ludwigs XV., bewohnt hatte, und mehr noch vor der sogenannten Hirschgalerie, in welcher die Königin Christine von Schweden, die nach ihrer Thronentsagung als Gast Ludwigs XIV. das Schloß einige Zeit lang bewohnte, ihren Stallmeister Monaldeschi, am 10. November 1657, aus Eifersucht ermorden ließ.

Häufig begab sich aber die Kaiserin nach dem östlichen Flügel, wo Pius VII. als Gefangener Napoleons I. ein schweres Leidensjahr (1812) zubrachte, und wo noch heute in dem kleinen Oratorium einige Reliquien des Papstes gezeigt werden. Die schmerzlichste aller Reliquien jedoch, welche das an historischen Erinnerungen so reiche Schloß bewahrt, ist unstreitig der Tisch, ein gewöhnlicher Guéridon, an welchem Napoleon I. am 11. April 1814 die Abdankungsurkunde unterzeichnete.

Mehr als einmal sah man auch die Kaiserin oben auf dem breiten Vorsprung der Haupttreppe stehen und wehmütig in den Schloßhof hinunterschauen, wo

der gestürzte Imperator am 20. April Abschied von seinen getreuen Garden genommen hatte. Nur ihre Freundin, die Marquise v. P., die später über das damalige Hoflager interessante Schilderungen veröffentlichte, machte sie zur Vertrauten ihrer trüben Gedanken und Ahnungen; aber die Marquise winkte dann schnell in den Garten hinab und ließ den kleinen Prinzen heraufbringen, der durch seine Liebkosungen die mehr um ihn als um sich selbst besorgte Mutter beschwichtigte. Hatte der König von Rom nicht auch als kleines Kind in den Räumen dieses Schlosses und unter den hohen Ulmen und Platanen des Parkes gespielt, und die andern französischen Thronerben nicht ebenfalls? . . .

Ist übrigens an einem der nächsten Abende Galatafel im Spiegelsaal des Schlosses und nach der Tafel große Cour in der Galerie de Diane, so erkennt man die Monarchin, die wir soeben in schlichter, wenn auch in hocheleganter Morgentoilette gesehen und den wehmütigen Blick ihrer schönen Augen noch nicht vergessen haben, nicht wieder.

Dann erscheint sie als Kaiserin, strahlend von Juwelen, diesmal ein Smaragdschmuck mit einem unschätzbaren Perlencollier, die lichtblaue Atlasrobe in reicher Silberstickerei, und darüber ein mit Hermelin eingefaßter manteau de cour von dunkelrotem Samt, dessen lange Schleppe zwei hübsch kostümierte Pagen

ehrerbietig tragen. Die hohe Frau, die längst gelernt, ihre innersten Gedanken vor der Menge zu verbergen, hat für alle Anwesenden ein herzgewinnendes Lächeln . . . . die Herren, selbst die alten besternten und bebänderten Marschälle, Generäle und Senatoren, bücken sich so tief sie können, und die Damen knicksen womöglich noch tiefer — der Kaiser, leider etwas zu klein und zu korpulent für die imponierende Gestalt seiner Gemahlin, tritt ihr entgegen und führt sie nach ihrem Thronsessel; er selbst bleibt vor dem seinigen stehen, die Prinzen und Prinzessinnen setzen sich auf ihre Taburetts, und die Cour beginnt; eine sogenannte Defiliercour, bei welcher kein Wort gesprochen wird, ach, und so langweilig und monoton, daß alle sich freuen, wenn sie vorüber ist, und die Majestäten wohl am meisten.

Doch die Hofetikette will es einmal so, und die Ceremonienmeister und Kammerherren sorgen ängstlich dafür, daß alle nach Rang und Würden feierlich am Thron vorüberziehen, und zwar wieder mit tiefen und tiefsten Verbeugungen und Verneigungen.

Zuerst die Botschafter und Gesandten mit ihren Gemahlinnen, dann die Minister, Senatoren und Staatsräte und so weiter und so weiter . . . . wir wollen uns hier die Sache leichter machen, als es den Herrschaften selbst wird. Wer eine „bessere Hälfte“

besitzt, bringt sie mit, und ist es gar eine „schönere Hälfte", erst recht. Die Kaiserin hat keine Konkurrenz zu fürchten, denn sie überstrahlt doch alle an Schönheit und Liebreiz.

Bei einer solchen Cour, zu welcher gewöhnlich drei bis vierhundert Personen geladen sind, erfährt man auch, wer die prächtigen, wahrhaft fürstlichen Roben trägt, welche die Compagnie lyonnaise, die erste Samt- und Seidenfabrik der Welt, wie sie selbst sich bescheiden nennt, hinter den hohen Spiegelscheiben ihrer Schaufenster ausstellt, und von denen keine unter tausend Franken und gar viele das doppelte und dreifache kosten: hier kommen sie zum Vorschein und zur Geltung und werden bewundert und (aber nur in Gedanken) taxiert und kritisiert, und mehr als ein Herr Gemahl betrachtet die farbenleuchtende, faltenreiche Gewandung mit schmerzlichen Blicken, denn das Ding muß auch bezahlt werden, was kein Spaß ist. Und wenn es nur die einzige wäre, so ließe man es sich schon gefallen; aber die unbarmherzige Etikette, wohl die drückendste von allen Ketten, will, daß ihre Trägerin sich nur ein oder höchstens zweimal darin produziere, wobei sie für das zweite Mal noch derartig umgeändert sein muß, daß sie für keine neue gelten kann.

Was die Geschäftsbücher der ersten Pariser Damenschneiderinnen und Modistinnen, bei denen man wie bei

den Ministern antichambrieren und Gott danken muß, überhaupt nur vorgelassen zu werden, an unbezahlten Rechnungen enthalten . . . . wer könnte das sagen, und selbst, wenn er es wüßte, wer wäre ungalant genug, es zu verraten?

Viele von den Herrschaften, die nun endlich glücklich und ohne Fährnis, mit Ausnahme vielleicht der einen oder anderen abgetretenen Schleppe, vorbeidefiliert sind, übernachten in Fontainebleau, um an dem Konzert teilzunehmen, zu welchem die ersten Künstler und Künstlerinnen der Großen Oper „befohlen" sind. Nicht wenige kehren aber auch mit dem Extrazuge um zwei Uhr nachts, der eigens für die Gäste eingestellt ist, nach Paris zurück; trotzdem ist die Zahl derer, die bleiben, noch immer sehr groß. Die Bevorzugten finden im Schlosse selbst Unterkunft, wo gegen fünfzig mit allem Komfort ausgestattete Logierzimmer bereit stehen; die anderen werden in den ersten Gasthöfen der Stadt untergebracht, wo sie gleichfalls vortrefflich aufgehoben sind, alles auf kaiserliche Kosten, und es giebt Leute, die behaupten, daß die 20 Millionen betragende Civilliste viel zu hoch sei!

Am nächsten Tage ist dann wohl noch Jagd in den umliegenden Wäldern, die Herren zu Pferde und nach englischer Sitte in hochroten Röcken, die Damen in offenen vierspännigen Kaleschen; die Kaiserin selbst

reitet auch oft mit als gewandte und stattliche Amazone. Nach der Rückkehr ist noch eine Frühstückstafel im Marschallssaal, aber ohne die Majestäten, und bald darauf beurlauben sich die letzten Gäste. Alsdann wird es verhältnismäßig still in dem unendlich großen Schlosse, zu dessen flüchtiger Besichtigung, natürlich nur in Abwesenheit der Majestäten, schon viele Stunden nötig sind; aber es bleiben doch noch immer mehr als hundert Personen, die zum eigentlichen Hofhalt gehören, zurück.

Nun verweilt die Kaiserin mit Vorliebe wieder in ihrem Gartensaal, in Gesellschaft der Palastdamen, und der Kaiser in seinem Arbeitskabinett, das mit den daranstoßenden Gemächern im südlichen Flügel liegt. Dort sind die meisten Mobilien noch die alten aus Napoleons I. Zeit, style Empire, dunkles Mahagoni mit reichen Verzierungen aus Goldbronze; auch der Schreibtisch mit den hohen Kerzenträgern unter grünen Seidenschirmen ist derselbe, und an den Wänden hängen verschiedene Familienporträts von David und Isabey, in den Kostümen des Konsulats, die uns jetzt so altfränkisch vorkommen. Der Hauptschmuck des Gemaches ist aber unstreitig das so bekannt gewordene Gemälde von Winterhalter: die Kaiserin Eugenie in der Mitte ihrer Hofdamen, welche Blumen zu einem Kranz aussuchen.

In diesem Kabinett steht auch ein specieller Telegraphenapparat, der den Kaiser direkt mit den Ministerien in Paris verbindet, und Mocquard, der seinen Herrn nie verläßt, besorgt den Depeschenwechsel. Für die Erledigung der Regierungsgeschäfte war es mithin ganz gleich, ob der Kaiser sich in den Tuilerien, oder auf irgend einem seiner Schlösser befand, denn er war überall telegraphisch mit Paris verbunden. Dies galt nicht allein von den Schlössern, sondern auch von Vichy, Plombières und Biarritz.

An solchen stillen Tagen speiste der Kaiser mit seiner Gemahlin gewöhnlich allein, und der kleine, nun schon vierjährige Prinz, war dann der dritte im Bunde. Die geistigen Fähigkeiten des Knaben entwickelten sich früh, was selbst bei nur gewöhnlichen Anlagen, dank einer so sorgfältigen Erziehung, nicht zu verwundern war. Der Hauptzug seines Charakters, der allerdings noch im Werden lag, war eine große Gutmütigkeit und die damit verbundene Lust am schenken.

Er schmeichelte so lange an seinem Papa herum, bis ihm dieser ein Goldstück oder gar zwei gab, die er sofort freudestrahlend zu seiner Gouvernante, der Admiralin Bruat, trug, welche immer Verwendung dafür hatte Der Prinz mußte dann den betreffenden Personen die Gabe selbst überreichen, was er nur zu gern that und auch von seinen Spielsachen oder Konfekt mitnahm.

Meist waren es arme Frauen aus Fontainebleau oder aus den nächsten Ortschaften, denen der betreffende Maire ein gutes Leumundzeugnis ausgestellt hatte und die dann ihre Petition einreichten. Die paar Goldstücke des kleinen Prinzen reichten dafür nicht weit; aber die Kaiserin zeigte ihm oft die langen Listen der Bittsteller und ermahnte ihn zur Mildthätigkeit, denn das sei die erste Pflicht eines Fürstenkindes.

Übrigens verzog sie ihr Söhnchen keineswegs und bestrafte ihn, wenn er eigensinnig oder ungehorsam gewesen. Zu den schlimmsten Strafen gehörte das Verbot, die kleine Korporalsuniform anzuziehen, die er, als er drei Jahr alt geworden, zum Geburtstagsgeschenk erhalten hatte. Dann lief er weinend zum Vater und klagte ihm sein Leid und versprach hoch und heilig Besserung. Der Kaiser, der seinem Einzigen, auf dessen Zukunft er so große und glänzende Hoffnungen baute, nichts abschlagen konnte, legte sich ins Mittel, und das strenge Verbot wurde zurückgenommen. An einem solchen Tage war dann der Prinz ein Muster von Folgsamkeit und Gehorsam.

Vorliebe für alles Militärische wurde dem Kleinen schon sehr frühzeitig beigebracht, aber auffallenderweise weit weniger von seinen Eltern, als von seiner Umgebung.

Im Arbeitszimmer des Kaisers stand ein Globus, an welchem der Prinz, wenn er dort spielen durfte, immer große Freude hatte und ihn, so gut es in seinen Kräften stand, hin und her drehte. Europa, und in Europa Frankreich und Paris wußte er bereits recht gut zu finden.

Einmal legte er beide Händchen auf den Weltteil und fragte den Kaiser: „Papa, ist es wahr, daß dem Großpapa (er nannte Napoleon I. immer so, wenn man es ihm auch ausreden wollte) dies alles gehört hat?"

Der Kaiser fuhr erstaunt auf: „Wer hat dir das gesagt, Louis?"

„Ich weiß nicht", antwortete das Kind, „aber man hat es mir erzählt."

Endlich gestand er, daß es der alte François gewesen, als dieser gestern die Möbeln und auch den Globus abstäubte.

François war ein altgewordener Stallknecht aus der Zeit Napoleons I. und wußte viel Geschichten vom großen Kaiser, die er mit Vorliebe gern erzählte. Jetzt erhielt er das Gnadenbrot im Schlosse, wie so mancher andere seinesgleichen, denn es war ein hübscher Charakterzug Napoleons III., für alle zu sorgen, die schon bei seinem Oheim in Dienst gestanden hatten.

„François schwatzt dummes Zeug", sagte der Kaiser, „und er soll dir gar nichts mehr erzählen. Da, sieh her, Louis", und er ging mit ihm an den Globus, „dies ist Frankreich, und das hat der Großpapa besessen, aber er ist nicht dein Großpapa, sondern dein Großonkel gewesen, und jetzt besitze ich es, und wenn du brav und fleißig und fromm bist, so wirst auch du es einst bekommen. Die anderen Länder hatten andere Könige, und die waren Großpapas Verbündete."

Mit dieser allerdings sehr unhistorischen Notiz beschwichtigte der Kaiser das Kind, das sich auch zufrieden gab. Aber François erhielt einen strengen Sermon und das noch strengere Verbot, jemals ähnliche Dinge zu erzählen; schließlich bekam er dann noch die bekannte Phrase zu hören „wenn es noch einmal vorkommt, bist du entlassen." Diese Worte (si cela vous arrive encore une fois, vous serez congédié) gebrauchte der Kaiser jedesmal, wenn er mit einem Diener oder Lakaien unzufrieden war; ausgeführt wurde indes die Drohung niemals, denn er war immer sehr gütig und nachsichtig gegen alle, die ihn bedienten, im Gegensatz zum Onkel, der seine Leute (les gens) bei dem kleinsten Vergehen hart anfuhr, sie Esel und Faullenzer nannte und wenn sie sich entschuldigten, ihnen das erste beste Ding, das ihm gerade in die Hände fiel,

an den Kopf warf und sie nicht selten mit Fußtritten regalierte*).

Gewöhnlich fanden drei Serien von Festlichkeiten statt, wenn der kaiserliche Hof für längere Zeit in Fontainebleau oder Compiègne verweilte, und die vom Hofmarschallamt aufgestellten Namenslisten wurden dem Kaiser immer vorher zur Genehmigung vorgelegt. Dieser strich dann wohl den einen oder anderen Namen aus und setzte dafür einen anderen, der ihm genehmer war, auch machte er noch sonst verschiedene Randbemerkungen. Für die hoffähigen Kreise war dies von großer Bedeutung, denn die Wahl der Gäste war oft sehr schwierig. Ehemalige Republikaner, die sich bekehrt hatten, Legitimisten, die der weißen Fahne untreu geworden, weil sie ohne Hofluft nicht leben konnten,

*) Ich wohnte in jenem Sommer in Avon, einem kleinen Dorfe, das dicht an den Park von Fontainebleau stößt. Wir hatten auf unser Ansuchen vom Gouverneur, dem Prinzen Polignac, die Erlaubnis erhalten, im Park spazieren zu gehen, natürlich mit Ausnahme des für den kaiserlichen Hof reservierten Teiles. Wir waren fast täglich im Park und wurden auch bald mit einigen Ordonnanzoffizieren und Schloßbeamten bekannt. Die letzteren gaben uns häufig einen Wink, wenn die Hoffeste, Jagdausflüge, Gondelfahrten mit Illumination und dergleichen stattfanden, so daß wir auf diese Weise vieles mit ansehen konnten Bei solchen Gelegenheiten erfuhren wir denn auch allerlei kleine Geschichten aus dem Familienleben der Majestäten, wie z. B. die obige von dem Globus.

fanden sich hier auf dem glatten Parkett der glänzenden Säle mit den altbewährten, treugebliebenen Bonapartisten zusammen, speisten mit ihnen an einer Tafel und warteten sehnsüchtig auf ein gnädiges Wort des Schloßherrn und oft noch sehnsüchtiger auf einen freundlichen Blick der Schloßherrin. Die dritte und letzte Serie war die am wenigsten ambitionierte, denn in diese warf man so ziemlich den ganzen Rest der zu einer Einladung irgendwie berechtigten, pêle-mêle, wie sie kamen, um keinen zu verletzen. Die erste Serie war stets die vornehmste und glänzendste.

Schon waren die feingestochenen, satinierten Karten zur zweiten Serie (»par ordre de l'Empéreur«) abgegangen, als plötzlich Contreordre eintraf: Der Exkönig Jérôme war am 24. Juni auf seinem Schlosse Villegénis in der Nähe von Paris gestorben.

Wir könnten eigentlich mit dieser kurzen und nüchternen Notiz zur Tagesordnung übergehen, d. h. in unseren anderweitigen Berichten und Schilderungen ruhig fortfahren, denn die Persönlichkeit, die endlich das Zeitliche „gesegnet" hatte (der Ausdruck klingt hier fast komisch), kennen wir bereits zur Genüge und wissen dem Bekannten nichts von Bedeutung hinzuzufügen.

Wenn wir es trotzdem hier thun, so geschieht es deshalb, weil mit jenem Todesfall zwei Thatsachen

verbunden waren, die zu charakteristisch sind, um sie dem Leser zu verschweigen.

Als am Abend des 20. Juni die „Trauerbotschaft“ in Paris anlangte und durch Maueranschlag an allen Straßenecken der Bevölkerung mitgeteilt wurde, bemächtigte sich aller die schmerzlichste Bestürzung. War der Verstorbene denn wirklich so beliebt gewesen, daß man ihm jetzt, wo er nicht mehr war, eine Thräne nachweinte?

Allez donc! sagt der Franzose und macht dazu eine abwehrende Handbewegung, um damit zu bezeichnen, daß der Fragende sich auf dem Holzwege befindet.

Die Trauer und Bestürzung hatten einen ganz anderen Grund. Unter dem erwähnten Maueranschlag stand nämlich zugleich eine Bekanntmachung des Polizeipräfekten, welche die sofortige Schließung sämtlicher Theater, Konzerte, Schaustellungen und überhaupt aller öffentlichen Vergnügungslokale anordnete. Das war ein harter Schlag, den der arme „Bruder Lustik“ den Parisern noch nach seinem Tode versetzte, denen er bei seinen Lebzeiten im Grunde niemals etwas zuleide gethan und die auch ihrerseits niemals böse auf ihn gewesen. Was aber ein solcher Schlag sagen will, kann nur derjenige recht ermessen, der mit dem Pariser Leben genau vertraut ist, und ein besonderer Umstand kam hier noch hinzu, ihn doppelt fühlbar zu machen.

Die berühmte Téréſa, die große Chanſonnetten-ſängerin der Elyſeiſchen Felder, war nämlich ſeit einigen Tagen von ihrer „Kunſtreiſe“ aus den Departements zurückgekehrt und ſollte wieder auftreten. Wer hätte damals nicht von Téréſa auch im Auslande gehört, die eine ganz neue Sangesweiſe erfunden und dadurch eine Celebrität geworden war, die ſelbſt eine Patti in Schatten ſtellte. Sie ſang eigentlich nicht, ſondern gröhlte im Bierbaß, wie ein Wachtmeiſter von der derbſten Sorte, und machte Geſten dazu, die noch derber ausfielen. Aber das gefiel gerade, denn es war wieder etwas Neues, und ganz Paris lief hin, um dieſe »diva du ruisseau«, wie ſie von den ernſten Kritikern genannt wurde, zu hören und zu ſehen, eines ſo ſkandalös wie das andere.

In dem größten und ſchönſten Café-concert der Elyſeiſchen Felder trat ſie allabendlich unter Brillant-beleuchtung und unter einem ſo ungeheuren Zudrange auf, daß immer viele Hunderte keinen Platz fanden und ſich auf morgen vertröſten mußten. Sie erhielt für jeden Abend 300 Franken, hatte mithin eine monatliche Einnahme von faſt 10 000 Franken, und die Herrlichkeit dauerte immerhin mehrere Jahre. Man erzählte auch, daß ſie manchmal in hohen ariſtokratiſchen Kreiſen in eigens für ſie veranſtalteten Matinéen auftrete, und eine excentriſche, aber ſonſt ſehr liebenswürdige fremde

Fürstin, die bei Hofe viel galt, soll sogar einmal die Kaiserin zu einer solchen Matinée eingeladen und keine Absage erhalten haben. Ob es wahr ist, wissen wir nicht; möglich ist es aber immerhin, denn, wie wir schon mehr als einmal betont haben: in Paris war und ist alles möglich, und das Unmögliche erst recht, so paradox dies auch klingt.

Diese Diva hatte also der Exkönig durch seinen Tod auf drei Abende kalt gestellt, denn das Verbot blieb bis nach der Leichenfeier in Kraft. Diese entschädigte durch den dabei entfalteten Prunk die Getäuschten einigermaßen; wir aber dürfen sie hier wohl ungeschildert lassen.

Das zweite durch den Todesfall herbeigeführte Ereignis war ernsterer Art und rief viel pikante und gehässige Kommentare hervor.

Es war wieder einmal ein faux pas der Übereifrigen, vor denen der kluge Talleyrand immer warnte, und diesmal machte der Unterrichtsminister Rouland den dummen Streich.

Beim Schluß des Schuljahres, Ende Juli, werden die Schüler sämtlicher Lyceen von Paris in der Sorbonne zu einer öffentlichen großen Preisverteilung an die besten und fleißigsten zusammenberufen; sie findet auch noch heute statt, aber unter dem Kaiserreich war sie besonders feierlich. Der Kardinal-Erzbischof prä-

sidierte, Marschälle, Generäle und hohe Staatsbeamten saßen in den ersten Reihen, und der Unterrichtsminister hielt dazu eine Rede, natürlich voll Lobeserhebungen auf den Kaiser, den Freund und Beschützer der Jugend und den erhabenen Förderer der Künste und Wissenschaften. Herr Rouland war ein guter Redner.

Für den Hauptpreis hatte Se. Excellenz diesmal eine Trauerode auf den Tod des letzten Bruders Napoleons I. ausgeschrieben, und Wunder geglaubt, was für einen prächtigen Vogel er damit abgeschossen; doch die zwei, drei eingesandten Gedichte waren so mittelmäßig und nichtssagend, daß die Preisrichter, weil die Verse ja öffentlich vorgelesen werden mußten, sich mit dem besten Willen zu einer „Krönung" nicht entschließen konnten, um sich keine Blöße zu geben

Dies Fiasko, das schnell bekannt wurde, erregte bei den Gutgesinnten Ärger und Verdruß und bei den anderen große Heiterkeit, und der Minister mußte die bittere Pille verschlucken. Es war aber nur das kleinere Malheur; das größere ließ nicht auf sich warten.

Noch am Abend desselben Tages ging nämlich ein langes Gedicht auf den toten Exkönig heimlich von Hand zu Hand, und in so gepfefferten und bitterbösen Versen, als hätte Victor Hugo sie geschrieben, wenigstens dem Inhalte, wenn auch nicht der Form nach. Sie

mögen manchem Bonapartisten Leib- und Kopfschmerzen verursacht haben, denn sie waren sogar bis in die Tuilerien gelangt. Der Kaiser, immer klüger als seine Diener, ignorierte sie und untersagte jede weitere Nachforschung Der Verfasser, wie man später erfuhr, war ein junger Primaner, namens Jacques Richard, dessen Vater gleich nach dem Staatsstreich nach Lambessa deportiert wurde und dort gestorben war. Dies erklärt das scharfe Gedicht zur Genüge und ist zugleich des Verfassers beste Verteidigung. Die Mutter, die seitdem in ärmlichen Umständen lebte, erhielt bald darauf eine namhafte jährliche Unterstützung, man sagte aus der kaiserlichen Schatulle und durch Vermittelung der Kaiserin, und der Dichter, der ein vielverheißender junger Mann gewesen sein soll, starb nach einigen Jahren an der Schwindsucht*).

---

*) Es verlohnt sich nicht, das lange Gedicht, wenn auch nur im Auszuge, hier abzudrucken, zumal es auf wirklich poetischen Wert keinen großen Anspruch machen konnte. Nur die Schlußstrophe sei hier in freier Übersetzung mitgeteilt:

„Und wollt ihr für den würdelosen Toten,
Den gestern noch sein Kebsweib durchgeprügelt,
Ein Leichencarmen, ruft den Hofpoeten,
Herrn Belmontet, der mag ihn stolz besingen." —

Louis Belmontet (1799—1879) war übrigens ein namhafter französischer Dichter und Schriftsteller, der von Jugend auf für Napoleon I. schwärmte und später diese Gefühle auf den Neffen übertrug. Er begleitete den Prinz-Präsidenten

In der Académie française herrschte zu jener Zeit lebhafte Bewegung, und die gelehrten Herren, die sonst nicht viel von sich reden machten, waren in zwei Lager geteilt. Der berühmte Dominikaner Lacordaire hatte sich nämlich um einen erledigten Sessel im Institut beworben, was begreiflich großes Aufsehen machte. Ein Mönch mitten in einer gelehrten Körperschaft, die so viele Freidenker und sogar Atheisten unter den ihrigen zählte!

Die Wahl eines neuen Mitgliedes geht auf eigentümliche Weise vor sich, denn die Herren wählen nicht irgend einen bedeutenden Gelehrten frei und nach ihrem eigenen Ermessen, sondern nur einen von denen, die sich vorher direkt darum beworben haben. Zu dem Ende macht der betreffende Kandidat eine vollständige Rundreise, stellt sich persönlich jedem Mitgliede vor und empfiehlt sich seinem Wohlwollen. Das ist schon an sich ein etwas seltsamer Modus, aber die Statuten, die noch von Richelieu datieren, schreiben dies vor und müssen befolgt werden.

---

i. J. 1852 auf dessen Reisen durch Frankreich und verherrlichte durch seine Oden das Zweite Kaiserreich. Gesammelt erschienen dieselben als »Napoléoniennes« und enthalten manches schöne Gedicht. Wenn einer unserer größten deutschen Dichter (Heine) den ersten Napoleon so begeistert geschildert hat, darf man mit einem Franzosen, in Bezug auf den dritten, wohl nicht zu strenge ins Gericht gehen.

Nun war Lacordaire eine sehr bekannte und überdies bei Hofe wegen seines Freisinns keine sehr beliebte Persönlichkeit. Man hatte dort noch nicht die Rede vergessen, die er bald nach der Kaiserproklamation in der Rochuskirche gehalten und die in den folgenden gefährlichen Worten gipfelte:

„Man darf nie das Schlechte um eines guten Zweckes willen thun, wenn man auch noch so hochherzige Absichten vorschützt, ja, wenn man sogar behauptet, dadurch ein Land vor der Anarchie zu retten. Gott läßt Kaiser und Henker entstehen, um Heilige und Märtyrer zu gewinnen.

Diese Anspielung auf den Staatsstreich war denn doch zu stark, um sie ungeahndet zu lassen, noch dazu vor vielen Tausend Gläubigen und in Gegenwart des Kardinals Donnet und des Erzbischofs von Paris. Man stand indes von einer Verfolgung oder Anklage ab und verbot nur einfach die Kanzel dem allzu kühnen Pater, der auch seitdem nie wieder in Paris gepredigt hat.

Lacordaire zog sich nach Sorrèze zurück, wo er eine große von ihm gegründete Erziehungsanstalt leitete und litterarisch thätig war. So blieb er mit der Außenwelt in steter Verbindung, und als er sich um die „grünen Palmen“ (das Abzeichen der 40 Mitglieder des Instituts) bewarb, wurde er mit offenen Armen empfangen, denn auch die anfänglichen Gegner hatte seine gewinnende Persönlichkeit in Freunde verwandelt.

Die Kaiserin war ihm von jeher sehr geneigt gewesen und soll sogar ihren Einfluß bei seiner Wahl geltend gemacht haben. Sie wünschte deshalb auch bei der Aufnahme gegenwärtig zu sein und hatte dies dem Präsidenten anzeigen lassen. Dieser Präsident war aber kein anderer als Guizot, der ehemalige Minister Ludwig Philipps, und noch dazu ein Protestant. Es vereinigten sich mithin verschiedene Umstände, die Sitzung zu einer sehr interessanten und auch pikanten zu machen. Wochenlang vorher hatte man sich schon um Einlaßkarten bemüht, und die höchsten Persönlichkeiten des Hofes waren an dem denkwürdigen Tage zugegen. Der Quai wimmelte von Equipagen und betreßten Lakaien, und die tausendköpfige Menge fehlte natürlich nicht.

Guizot empfing die Monarchin unten am Portal; er begrüßte sie mit dankenden Worten für die hohe Ehre ihres Besuches und führte sie hinauf in den Sitzungssaal, der kaum jemals eine so glänzende Versammlung unter seiner Kuppel gesehen. Dann hielt er die übliche an Lacordaire gerichtete Empfangsrede, die der neu Aufgenommene geziemend beantwortete. In der Regel sind diese Reden ziemlich nüchterner Art; der vorliegende Fall machte indes eine Ausnahme, denn die Redner schienen ihre Rollen vertauscht zu haben. Guizot, indem er von den religiösen Schriften

Lacordaires mit hoher Anerkennung sprach, machte sich dadurch mittelbar zum Lobredner des Katholicismus, und Lacordaire, der vorschriftsmäßig über das Leben und Wirken seines Vorgängers, Tocqueville,*) zu sprechen hatte, verherrlichte diesen und seine demokratischen Grundsätze über alle Gebühr, und ließ sich außerdem die ihm endlich wieder gebotene Gelegenheit nicht entgehen, auch sonst allerlei freisinnige Äußerungen einzuflechten, die in dem Munde eines Klostergeistlichen etwas befremdlich klangen, aber den Liberalen sehr gefielen. Thiers und Montalembert, die beiden unversöhnlichen Gegner des Zweiten Kaiserreiches, wenn auch von verschiedenen Gesichtspunkten aus, saßen still auf ihren Plätzen; sie schauten auf die Redner und mehr noch auf die Kaiserin und jeder dachte wohl sein Teil. Auch Lamartine hatte sich eingefunden, was nur selten geschah, und seine noble Erscheinung

*) Henri deTocqueville (1805—1859), angesehener Rechtsgelehrter und Schriftsteller, wurde von Ludwig Philipp nach Amerika geschickt, um das dortige Strafsystem zu studieren. Er veröffentlichte darüber später ein sehr bedeutendes Werk »La démocratie en Amérique« das ihm den prix Monthyon und einen Sitz in der Akademie eintrug. Nach der Februarrevolution wurde er ein eifriger Republikaner und Gegner der kaiserlichen Politik des Prinz-Präsidenten. Der Staatsstreich brachte auch ihm mit mehreren Gesinnungsgenossen eine kurze Haft; nach seiner Freilassung zog er sich ganz aus dem öffentlichen Leben zurück und nahm seinen Aufenthalt in Cannes, wo er auch starb.

erregte allgemeine Sympathie. Er saß nicht weit von der kaiserlichen Loge und erhielt einen überaus freundlichen Gruß. Die Kaiserin war bekanntlich eine große Verehrerin des Dichters.

Am folgenden Tage machte Lacordaire, denn auch das war durch die Statuten vorgeschrieben, seinen Besuch in den Tuilerien, um sich dem Kaiser persönlich vorzustellen. Napoleon empfing ihn mit großer Güte und unterhielt sich lange mit ihm, speciell über seine Anstalt in Sorrèze und über seine Erziehungsmethode. Die böse Predigt in der Rochuskirche schien völlig vergessen zu sein; die Zeiten waren andere geworden, und der „Stern" stand noch im Zenith.

Lacordaire erlebte auch sein Erbleichen und seinen endlichen Untergang nicht mehr, denn er starb schon zwei Jahre darauf, am 21. November 1862.

Achtes Kapitel.

Béranger †. — Die Helena-Medaille. — Cavaignac †.

Auch die Toten haben ihre Rechte und dürfen nicht vergessen werden, diejenigen Toten zumal, deren Name im Munde des Volkes fortlebt und deren Andenken ein Ruhmestitel für ihre Nation geworden ist.

Unter diesen steht in Frankreich der Dichter Béranger unbestreitbar obenan, und wir greifen deshalb auf anderthalb Jahre zurück, um etwas mehr als einige flüchtige Worte über ihn zu sagen.

Kein anderer französischer Dichter dieses Jahrhunderts hat auch nur entfernt in seinem Vaterlande eine so große Popularität erlangt wie Béranger; weder Lamartine, noch Hugo, noch Musset. Alle drei waren immer weit mehr die Dichter der höheren gebildeten Klassen, und ihre Gedichte sind, mit einigen wenigen Ausnahmen, niemals in die eigentlichen unteren Volksschichten gedrungen. Dieser Ausdruck soll übrigens keineswegs ein geringschätzender sein, denn jene unteren

Volksschichten haben mit dem Pöbel nichts gemein; der Franzose unterscheidet hier sehr scharf, indem er jene le peuple und diesen la populace benennt.

Vor Jahren stand einmal in irgend einer deutschen Monatsschrift eine größere litterarische Abhandlung, in welcher der Verfasser eine Parallele zwischen den modernen deutschen und französischen Dichtern zu ziehen versuchte. Lamartine wurde dort wegen seines idealen Pathos mit Schiller, Hugo wegen seiner Universalität mit Goethe und Musset wegen seiner leichtfertigen und dekolletierten Muse mit Heine verglichen*). Nur bei dem letzteren mag dies einigermaßen zutreffen; bei den zwei anderen hinkt aber der Vergleich sehr. Es würde mich zu weit führen, dies hier näher zu motivieren; diejenigen unter meinen Lesern, die mit der fran-

*) Alfred de Musset starb in demselben Jahre wie Béranger und noch vor ihm, am 2. Mai 1857. Der hochbegabte und geistreiche Mann erreichte nur ein Alter von 47 Jahren. Er führte ein unregelmäßiges, vielfach wildes Leben, und gehörte Jahre lang zu den täglichen Stammgästen des Café de la Régence am Palais royal, dem von alters her berühmten Rendezvous der Schachspieler. Dort konnte man ihn oft schon früh morgens sehen, aber nicht des Schachspiels, sondern des Absinths wegen, dem er leider nur allzusehr huldigte. Der frivole Pariser, der selbst im Angesicht des Todes einen calembourg nicht unterdrücken kann, sagte deshalb bei der Nachricht von Mussets frühem Hinscheiden: »c'est l'absynthe qui l'a fait s'absenter si tôt.« Der Absinth war schuld daran, daß er sich so früh „abfentiert" hat.

zösischen Litteratur vertraut sind, werden mir gewiß recht geben.

Für Béranger, den populärsten von allen, hatte der Verfasser keinen Vergleich gefunden, wohl aus dem einfachen Grunde, weil Deutschland keinen ähnlichen Dichter besitzt; höchstens fände man für einzelne Gedichte Bérangers Anklänge in den Liedern aus des Knaben Wunderhorn, soweit Naturlaut und unmittelbare Volksanschauung in Frage kommen. Ein Liederbuch wie des Knaben Wunderhorn besitzt allerdings auch Frankreich wieder nicht.

Wie Béranger ein Kind des Volkes war, so sind auch fast alle seine Gedichte mitten im Volksleben entstanden, und trotz seiner bedeutenden lyrischen Begabung, die ihn entschieden zu größeren Leistungen auf höheren Gebieten befähigte, überschritt er diese Grenze nicht. Wie er aus dem Volke hervorgegangen, so wurzelte auch seine ganze geistige Entwickelung und nicht minder seine Persönlichkeit in diesem Boden, und als er schon längst berühmt und geehrt war, blieb er derselbe schlichte, anspruchslose Mann, der äußere Ehren und Auszeichnungen, die ihm nach der Julirevolution in reichem Maße angeboten wurden, verschmähte.

Er begnügte sich mit der bescheidenen Rente, die ihm sein Verleger und Freund Perrotin gleich nach dem ersten Erfolg seiner Gedichte ausgesetzt hatte und

die derselbe nach und nach erhöhte, je häufiger die Auflagen wurden. Er nahm auch die größeren Summen gern, weniger für sich, denn er hatte nur geringe Bedürfnisse, als um Arme und Notleidende zu unterstützen, die er selbst aufsuchte, wenn sie nicht zu ihm kamen.

Er blieb mithin der chansonnier du peuple, wie er sich von Anfang an nannte, und wollte bis an sein Lebensende nichts mehr und nichts anderes sein. Und das ist auch sein einziger Ruhmestitel, der ihn aber unsterblich gemacht hat.

Béranger war es auch, der den Napoleonskultus durch seine Lieder wieder auffrischte und wach erhielt.

Die Figur des ersten Kaisers (der zweite kommt dabei gar nicht in Betracht) lebt nun einmal im französischen Volke legendenartig fort, und Republik, Socialdemokratie und Kommunismus können sie nicht auslöschen. Die militärische Glorie des Eroberers, der halb Europa in Schrecken setzte und es sich zehn Jahre lang unterthänig machte, leuchtet noch immer, und seine Despotie, seine Ehrsucht und sein grenzenloser Egoismus, dem Millionen Menschen zum Opfer fielen, treten gegen diese Glorie in den Hintergrund.

Ein seltsamer Widerspruch der Volkslogik, die doch sonst in gar vielen Dingen so gesund ist. Auch der liberale Béranger, den seine freisinnigen Gedichte zweimal ins Gefängnis brachten, erlag diesem Wider-

spruch und schlug sich zu den Bewunderern. Zwei Umstände konnte er allerdings zu seinen Gunsten geltend machen: auf der einen Seite das tragische Ende des Kaisers auf Sankt Helena und auf der anderen die Mißwirtschaft der Bourbonen. Jenes wirkte allversöhnend, und diese rief allgemeine Entrüstung hervor.

Als daher gleich in der ersten Zeit der Restauration, die dem Lande ja nur durch die siegreichen Mächte, welche die Intriguen Talleyrands unterstützten, aufoctroyiert wurde, sein Gedicht »Les souvenirs du peuple« erschien, noch dazu eines der besten, das er je geschrieben, waren die Verse und sein Name alsbald auf allen Lippen, und sein Ruhm war begründet »Parlez-nous de lui, grand-mère, parlez-nous de lui!« sangen die Kinder auf der Straße und die Väter und Mütter daheim bis hinauf zur kleinsten Mansarde.

Seine erste Gefängnisstrafe wegen eines Spottgedichtes auf die Krönung Karls X. in Rheims befestigte ihn nur noch mehr in der Volksgunst, und das Gedicht selbst wurde ebenso populär wie dasjenige auf Napoleon I.*)

*) Nach einem alten Gebrauch, der stets bei der Krönung der französischen Könige statt'and, hatte man auch bei derjenigen Karls X. eine Menge Tauben und Spatzen in der Kathedrale losgelassen, ein Umstand, den Béranger zum Refrain seines Gedichtes benutzte:

„Seid klug, ihr Vögel, und nehmt euch in acht,
Sonst werdet auch ihr um die Freiheit gebracht!"

Noch schlimmer erging es seiner vierten Liedersammlung, die i. J. 1828 erschien; sie wurde bald darauf konfisciert und der Verfasser zu 10 000 Franken Geldstrafe und neunmonatlicher Haft verurteilt. Die hohe Summe wurde schnell von Freunden zusammengebracht, die für eine anfangs beabsichtigte fünfzig Centimes-Sammlung keine Erlaubnis erhalten hatten, und als der letzte Monat der Haft zu Ende war, war es auch mit dem bourbonischen Königtum zu Ende.

Unter Ludwig Philipp konnte Béranger sich freier bewegen, er hat sogar in Verbindung mit Lafayette und anderen Gleichgesinnten, obwohl sie sich wie er selbst Republikaner nannten, viel zur Wahl des Bürgerkönigs beigetragen.

Dann mietete er in dem nahen Passy ein sehr bescheidenes Häuschen mit einem kleinen Garten, aber bei gutem Wetter zog es ihn doch fast täglich nach Paris. Seine Lieblingsspaziergänge waren die Seinequais und besonders der quai Voltaire, wo die dort wohnenden Antiquare ihre Bücherkasten auf den breiten Steingeländern zur Besichtigung für jedermann aufstellen.

Dort konnte er stundenlang in den Büchern blättern, bis er irgend eines, das ihm gefiel, oder das er gerade suchte, gefunden hatte; dann zahlte er den geringen

Preis und steckte es zufrieden ein. Die größte Freude hatte er, wenn er bei der Musterung der Kasten „sich selbst“ fand, d. h. einen Band seiner eigenen Gedichte. Er kaufte ihn natürlich sofort, aber wenn die Händler selbst gegenwärtig waren, denn alle Antiquare kannten ihn, so nahmen sie kein Geld an. War jedoch nur ein Lehrling da, der den Dichter noch nie gesehen hatte, so machte dieser sich den Spaß, um den Preis des Bändchens zu feilschen, indem er behauptete, mehr als einen halben Franken sei der Dichter nicht wert; dann wurde der Bursche ärgerlich und endlich grob, bis einer der Umstehenden ihm zuraunte: „Esel, es ist ja Béranger selbst.“ Mittlerweile waren auch schon einige Schulknaben herbeigekommen, die den Chansonnier laut begrüßten und aus dem »Roi d'Ivetot« die Schlußworte sangen:

»Oh, oh! ah, ah!
Quel bon petit roi c'était là!«

In den nächsten Minuten sammelte sich dann die Menge; vive Béranger! riefen die blauen oder weißen „Blousen“, die von der Arbeit kamen, vive Béranger! tönte es von allen Seiten; aber dann ging der also Gefeierte, nach allen Seiten grüßend, still seines Weges, und man belästigte ihn auch nicht weiter, denn man wußte, daß er im Grunde kein Freund von derartigen Ovationen war.

In seinem stillen Heim, das er mit einer alten Haushälterin bewohnte (man sagte, es sei die ehemalige Lisette), empfing er nur seine vertrautesten Freunde und niemals Fremde, von denen doch manche eigens nach Paris gekommen waren, um ihn kennen zu lernen. Sein Verleger Perrotin besuchte ihn oft, um nachzusehen, ob es an nichts fehle, fand aber alles nach Wunsch und in bester Ordnung*). An schönen Sommerabenden konnte man dann die beiden oft im Garten sitzen sehen, auf dem Tischchen stand eine Flasche mit Gläsern, auch wohl mehr als eine, denn der Dichter des Weins war den Gaben des Bacchus nicht abhold; wurde doch vielleicht zu eben jener Stunde in einem halben hundert Pariser Weinstuben eines seiner Trinklieder von lustigen Zechern gesungen.

In jene Zeit fällt auch eine originelle Lithographie, die man in vielen tausend Wohnzimmern der kleinen

*) Wie bescheiden Bérangers Ansprüche an Lebensgenuß und wie gering seine Bedürfnisse waren, sagt er uns selbst in dem Vorwort an seinen Verleger zu der illustrierten Prachtausgabe seiner Gedichte. Perrotin hatte ihm schon in den zwanziger Jahren eine lebenslängliche Rente von 800 Franken zugesichert, die er allerdings im Laufe der Zeit namhaft erhöhte, aber aus freien Stücken und nicht auf Antrag des Dichters. Unter Ludwig Philipp soll Béranger außerdem eine jährliche Pension aus der Civilliste von 1800 Franken bezogen haben, aber man hat ihn nur schwer zur Annahme derselben bewegen können.

Bourgeoisie, und nicht in Paris allein, sondern in ganz Frankreich antreffen konnte. Das Bild stellt einen am Schreibtisch sitzenden Dichter vor (die Ähnlichkeit mit Béranger war frappant), wie er ein Blatt Papier in der Hand hält, auf welchem er ein vermutlich eben entstandenes Gedicht niedergeschrieben hat, das er jetzt seiner Haushälterin vorliest. Diese (ein Porträt der Lisette) steht vor ihm in Küchenschürze und Morgenhaube, stützt sich auf ihren großen Besen und scheint aufmerksam zuzuhören. Also eine intime Scene aus Bérangers Häuslichkeit, und zwar eine durchaus wahrheitsgetreue.

Es war nämlich längst kein Geheimnis mehr, daß der Dichter sehr häufig seiner Haushälterin ein neues Gedicht vorlas und sie dann fragte, wie es ihr gefalle.

„Bitte", sagte sie dann wohl, „lesen Sie die und die Verse noch einmal, ich habe sie nicht gut verstanden."

Béranger las noch einmal . . . „Halt!" unterbrach sie ihn, „da ist die Stelle, die mir nicht deutlich genug scheint."

Der Chansonnier hielt inne, besann sich einen Augenblick und rief dann: „Wahrhaftig, du hast recht, Lisette, es ist nicht klar genug ausgedrückt; ich muß es ändern"; griff dann zur Feder, strich aus und setzte andere Worte dafür. Dann las er von neuem.

„So klingt es ganz anders, Monsieur", lautete jetzt das Urteil, „jetzt ist es leicht zu verstehen", und sie ging wieder an ihre Arbeit mit Besen und Staubtuch.

So verflossen die Jahre, und auch bei Béranger, der mittlerweile ein hoher Sechziger geworden war, stellten sich trotz seiner kräftigen Konstitution und seiner naturgemäßen Lebensweise nach und nach die Beschwerden des Alters ein. Er gab sogar seine täglichen Spaziergänge auf und war nur noch ein seltener Gast bei den Antiquaren des quai Voltaire, denn seine Vorliebe für die »vieux bouquins« war ihm geblieben.

Die Februar-Revolution von 1848 überraschte Béranger; er hatte sich in den letzten Jahren noch mehr als sonst von dem Treiben der politischen Parteien fern gehalten.

Also auch der gute, ehrbare Ludwig Philipp, der Friedensfürst und Freund der Bourgeoisie, der sich so redlich bemüht hatte, es allen recht zu machen, auch er konnte dem Schicksal der französischen Monarchen nicht entgehen.

Als Béranger, der krank zu Bette lag, die Einzelheiten des Straßenkampfes und die klägliche Flucht des Königs in einem Fiaker erfuhr, schüttelte er das greise Haupt und murmelte nur die zwei Worte: »pauvre France.« Als man ihm aber die heroische

That der Herzogin von Orleans erzählte, die zu Fuß, mit dem vierjährigen Grafen von Paris an der Hand, dem rechtmäßigen Thronerben, in der Nationalversammlung erschienen war, leider vergeblich .... da richtete er sich im Bette auf und brach in die Worte aus: „War denn kein Mann da, die Fürstin zu schützen und ihre Rechte zu vertreten?“ Trop tard! trop tard! hatte man ihr zugerufen, und sie mußte sich unter Lebensgefahr, während zehn, zwanzig Gewehre auf sie anlegten, zurückziehen. Selbst Lamartine, sein edler Parnaßkollege, den er so hochschätzte, befand sich unter den Abtrünnigen und schloß sich denen an, welche die Republik proklamierten.

Mit kundigem Blick erkannte übrigens Béranger in der Präsidentschaft Louis Napoleons gar bald den Keim zum Zweiten Kaiserreich, aber, seltsam genug, er brachte ihm keine Sympathie entgegen. Und doch hatte er als junger Mann den 18. Brumaire miterlebt und gutgeheißen, den die Bonapartisten stets zur Beschönigung des Staatsstreiches im Munde führten.

Er mochte wohl den Unterschied zwischen dem Onkel und dem Neffen besser herausfühlen, als tausend andere, die dem neuen Imperator zujubelten. Nun hatte sich ja seine Prophezeiung erfüllt, die er damals, i. J. 1840, wo ein Krieg mit Deutschland in Sicht war, in seinem Gedicht »Notre coq«, als Antwort auf Beckers Rhein-

lied, aussprach, und das in ganz Frankreich die Runde machte*). Der gallische Hahn, den bekanntlich das Julikönigtum als Wappentier angenommen hatte, im Gegensatz zum napoleonischen Adler, war nämlich im Himmel angekommen, aber der Herrgott schickte ihn wieder auf die Erde zurück, weil es dort noch viel zu thun gebe.

»France, remets ton shako:
Coquérico! Coquérico!«

Nun war der Hahn abgeschafft, und der Kaiseradler war wieder an seine Stelle getreten, und dennoch ....

Béranger hielt sich ganz abseits und begrüßte auch Napoleon III. mit keinem Gedicht, was man in den Tuilerien so gern gesehen hätte und es ihm auch nicht undeutlich zu verstehen gab, wobei man ihm die Ehrenlegion und sonstige Gnaden in Aussicht stellte.

Er war indes zu sehr Republikaner und Demokrat, »pour se laisser prendre«, auf deutsch: um auf den Leim zu gehen, denn er fühlte nur zu gut, daß seine Popularität gewaltig darunter leiden würde. Auch war er eine zu edle und zu gerade Natur, um zu schmeicheln, oder gar zu heucheln. „Mein Rücken", hatte er schon früher einmal gesagt, als er unter Ludwig Philipp eine Einladung an den Hof nach Fontainebleau ab-

*) Nach anderen erschien das Gedicht später, und die eigentliche Antwort auf das Rheinlied war Musſets: »Nous l'avons eu, votre Rhin allemand.«

lehnte „mein Rücken ist so steif geworden, daß ich mich nicht mehr bücken kann."

Trotzdem gelang es ihm nicht, ganz unbehelligt zu bleiben, und er mußte sich die Huldigungen einer hohen Dame gefallen lassen, richtiger gesagt, einer allerhöchsten, und zwar der Kaiserin selbst.

Die Monarchin war von jeher eine große Verehrerin Bérangers gewesen und hatte schon in ihrer Jugend Gedichte von ihm auswendig gelernt, hoffentlich die weniger verfänglichen. Als an einem ihrer intimen Abende die Rede zufällig auf Béranger kam, recitierte sie aus dem Gedächtnisse, wie Méry erzählt, der wie gewöhnlich gegenwärtig war, »les adieux de Marie Stuart«, und zwar mit einem so rührenden Ausdruck, „daß die anwesenden Damen Thränen vergossen." Méry selbst mußte alsdann noch »les souvenirs du peuple« vortragen, von welchem Gedicht wir schon oben sprachen, „aber ich war genötigt, zum Buche zu greifen", setzte er hinzu, „und ich schämte mich, das Lied nicht auswendig zu wissen."

Seitdem gehörte es zum guten Ton am Hofe, bei vorkommender Gelegenheit die eine oder andere Strophe von Béranger zu citieren, natürlich nur solche, welche Napoleon I., die große Armee und überhaupt das Erste Kaiserreich verherrlichten, und daran war in der Sammlung kein Mangel. Andere Lieder allzu erotischen

Inhalts und diejenigen gegen den Klerus und gegen die bösen Jesuiten wurden bei der herrschenden „frommen Strömung", welche speciell unter dem Schutz der Kaiserin stand, sorgfältig ignoriert.

„Von mir scheint er nichts wissen zu wollen", sagte der Kaiser einst zu seiner Gemahlin, „versuche du es einmal mit ihm, vielleicht hast du mehr Glück", und die Kaiserin ließ es sich gesagt sein.

Eines schönen Morgens hielt das unscheinbare grüne Coupé mit dem ebenso unscheinbaren Kutscher vor dem kleinen Landhause in Passy, und eine Minute später stand die Kaiserin, die nur von ihrer Vorleserin, Fräulein B., begleitet war, vor unserem Chansonnier, der sich zufällig im Garten befand.

Er war überrascht, aber nicht verlegen. „Wenn Sie uns nicht aufsuchen, cher Monsieur, so müssen wir es thun, um den Mann persönlich kennen zu lernen, dessen Lieder durch ganz Frankreich ziehen und von denen auch mir so viele lieb und wert sind — und deshalb bin ich gekommen." Mit diesen Worten reichte die Kaiserin ihm herzlich die Hand und setzte sich auf die Gartenbank.

Die alte Lisette stand unbeachtet in der Nähe und sah und hörte alles mit an. Für sie war der Besuch ein kleines Weltereignis, denn sie hätte keine Frau sein müssen, um auf die ihrem Herrn widerfahrene

hohe Ehre nicht stolz zu sein. Sie brachte es auch zuerst unter die Leute, und bald darauf wußte es ganz Paris. Die Kaiserin stieg dadurch außerordentlich in der öffentlichen Meinung.

Sie zeigte sich übrigens im Verlaufe des Gesprächs mit Bérangers Lebensverhältnissen, besonders aus seinen Jugendjahren, sehr vertraut. Sie sprach mit ihm von Lucian Bonaparte, der ihn bekanntlich unter dem Direktorium aus seiner ärmlichen Lage gezogen und ihm eine kleine Schreiberstelle im Unterrichtsministerium verschafft hatte, und fragte ihn auch nach den Einzelheiten des Attentates in der rue Nicaise (24. Dezember 1800) bei welchem der Erste Konsul nur durch einen Zufall vom Tode gerettet wurde — und Béranger desgleichen.*)

*) Dies dürfte vielleicht nur wenigen meiner Leser bekannt sein. Bérangers Vater war nämlich ganz im geheimen ein begeisterter Royalist und erhielt häufig beträchtliche Summen vom Auslande zur Unterstützung der Legitimisten, die allerdings unter dem Direktorium nach Paris zurückgekehrt waren, sich aber fast sämtlich in einer sehr bedrängten Lage befanden. Erst die vielverschrieene Milliarde der Restauration gab ihnen Vermögen und Ansehen zurück. Viele von ihnen speisten oft bei dem alten Béranger, und der Sohn hatte dann die Ehre, mit manchem Marquis und Grafen und deren Gemahlinnen zu Tische zu sitzen. Die dort geführten Gespräche kann man sich leicht vorstellen; sie haben dem Dichter später das Material zu den pikanten Liedern »le Marquis de Carabas« und »la Marquise de Pretintaille« und anderen geliefert, die man noch heute nicht

Die Monarchin erkundigte sich auch mit herzlicher Teilnahme nach seiner äußeren Lage, wobei sie das Häuschen und das Gärtchen mit flüchtigen Blicken musterte und nicht undeutlich zu verstehen gab, daß sie sich glücklich schätzen würde, ihm für seine alten Tage größere Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten zu verschaffen. Béranger verneigte sich und dankte für die Güte. „Ich bin zufrieden, Majestät, und habe keine Wünsche mehr."

Die Kaiserin sah den schlichten, ehrwürdigen Greis mit großen Augen an, aber die Antwort schien sie doch zu freuen. Endlich einmal ein Ehrenmann, endlich! der unabhängig und frei, selbstbewußt und bescheiden, die Gnadensonne der Tuilerien entbehren konnte, nach der so viele Tausende jahraus jahrein und allstündlich die sehnsüchtigen Arme ausstreckten, um einen Strahl davon zu erhaschen.

ohne herzliches Lachen lesen kann. Als aber die Gelder nach und nach ausblieben und auch die Kasse des Vaters nahezu erschöpft war, mußte der Sohn, der bereits 20 Jahre alt geworden, auf eigenen Erwerb denken. Er errichtete deshalb zu Anfang des Jahres 1800 ein kleines, mit einer Leihbibliothek verbundenes Lesekabinett an der Ecke der rue Nicaise, dicht neben dem Hause, vor welchem die Explosion stattfand. Zufällig hatte er sein Etablissement an jenem Abend, wegen des »réveillon« (die in Frankreich übliche Feier des Weihnachtsabends) etwas früher verlassen, was ihn rettete, denn das Erdgeschoß, in welchem sich sein Laden befand, wurde vollständig zertrümmert.

Sie nahm gerührt von dem Dichter Abschied und mag wohl wie Titus den Tag ihres Besuches nicht zu den verlorenen gerechnet haben.

Noch an demselben Tage erzählte Béranger seinem Freunde Perrotin, das „Abenteuer", wie er es scherzhaft nannte, fügte aber zugleich hinzu: „Die Kaiserin ist ebenso schön wie liebenswürdig, und ich würde ihr gern die Hand geküßt haben, wenn ich es gewagt hätte."

Von jener Zeit an erhielt er von der Monarchin noch mehrere Zuschriften, die stets von gleicher Teilnahme zeugten, und als sie von seiner letzten Krankheit hörte, von der er nicht mehr genesen sollte (er stand im 77. Jahre), schickte sie einen ihrer Kammerherren, der ihm in ihrem Auftrage ein Bett anbot, das mit einem künstlichen Mechanismus versehen war, um dem Kranken jede Bewegung zu ersparen und ihm seine Lage zu erleichtern. Béranger dankte herzlich, lehnte jedoch die Gabe ab: er wollte in seinem eigenen schlichten Bette sterben.

Am Abend seines Todestages (am 15. Juli 1857) ließ die Kaiserin ihren bereits im Theater der porte Saint-Martin angekündigten Besuch absagen, und der Regisseur teilte dies beim Beginn der Vorstellung dem versammelten Publikum mit, indem er noch die Bemerkung hinzufügte: Ihre Majestät wünsche, daß

die für sie hergerichtete Loge leer bleiben möge. »Vive l'Impératrice!« schallte es durch den dichtgedrängten Zuschauerraum.

Die Nachricht von dem Hinscheiden des Dichters rief in Paris, wie in ganz Frankreich, eine außerordentliche Bewegung hervor: die französische Nation hatte ihren Liebling, ihren Chansonnier verloren. Man rüstete sich sofort zu einer großartigen Leichenfeier, an welcher besonders die arbeitenden Klassen und das eigentliche Volk teilnehmen wollten. Man sprach schon von einer Volksversammlung am nächsten Tage auf dem Marsfelde, wo die näheren Einzelheiten beraten werden sollten, und schien vergessen zu haben, daß damals in Paris alle derartigen Versammlungen verboten waren. Die stets mißtrauische Regierung befürchtete im vorliegenden Falle erst recht lärmende Demonstrationen, Störung der öffentlichen Ordnung, Konflikte mit der Polizei, wohl gar einen Aufstand. Der Kaiser berief seinen Ministerrat, dessen Beschluß der Moniteur am nächsten Morgen mit folgenden Worten verkündigte:

„Frankreich hat einen überaus schmerzlichen Verlust zu beklagen: Béranger ist seinen Leiden erlegen.

Se. Majestät der Kaiser, um das Gedächtnis des großen volkstümlichen Dichters zu ehren, der soviel dazu beigetragen hat, die patriotischen Gesinnungen in Frankreich zu heben und den Ruhm des Kaiserreiches zu verherrlichen,

hat sich deshalb entschlossen, die Beerdigungskosten des Verblichenen auf die kaiserliche Civilliste zu übernehmen."

Herr Piétri, der Mann mit den Argusaugen, gab durch einen Maueranschlag zu den obigen Worten den richtigen Kommentar:

„Frankreich hat seinen großen Volksdichter verloren.

Die kaiserliche Regierung will die letzten Ehren dem Leichenbegängnisse eines Mannes erweisen, dessen Lieder die Vaterlandsliebe und den Ruhm der Kaiserzeit dem Volke verkündeten.

Parteigänger beabsichtigen, wie ich höre, diese Gelegenheit zu benutzen, um, wie es früher bei solchen Anlässen geschehen ist, die alte Zwietracht unter den Gemütern wieder wachzurufen.

Die Regierung wird aber nicht dulden, daß die ehrfurchtsvolle und patriotische Trauer durch lärmende Kundgebungen (manifestations tumultueuses) getrübt werde.

Andererseits haben wir die rührenden Worte des Verblichenen zu achten, die derselbe kurz vor seinem Ende an seinen besten Freund richtete:

»In Bezug auf meine Beerdigung, lieber Perrotin, bitte ich Sie, doch alles mögliche zu thun, um ein öffentliches Aufsehen zu vermeiden. Mir sind bei der Beerdigung meiner Freunde das Drängen und Lärmen der Menge und die Reden am Grabe von jeher zuwider gewesen. Mein liebster Wunsch wäre daher, ganz in der Stille begraben zu werden.«

Im Einverständnis mit dem Testamentsvollstrecker wird daher das Leichengefolge nur aus amtlichen Deputationen und aus denjenigen Personen bestehen, welche Einladungskarten erhalten haben.

Ich ersuche die Bevölkerung, sich dieser Anordnung zu fügen, um so mehr, als die umfassendsten Maßregeln getroffen sind, um dem Willen der Regierung und dem Wunsche des Verstorbenen die volle Geltung zu verschaffen."

Das war deutlich; übrigens ließ es der Herr Senator und Polizeipräfekt niemals an Deutlichkeit fehlen und verschleierte seine Worte nicht. Das bekannte Talleyrandsche Diktum paßte nicht auf ihn.

An den Barrieren und in den Vororten mit ihren vielen Fabriken und ihren Tausenden von Arbeitern war es freilich in der Nacht vom 17. auf den 18. Juli ziemlich unruhig, und in den stark gefüllten Weinschenken (in der Regel vier an jeder Straßenkreuzung) wurde manche »rasade en l'honneur du défunt« getrunken, auch wohl ein pikantes Bérangersches Lied angestimmt und dazu laut raisonniert und politisiert, was bei den meisten Franzosen so ziemlich dasselbe ist; aber dabei blieb es, und Piétri konnte seinem Herrn melden, daß alles unverfänglich sei und daß er mit seinen Kohorten für die Ruhe der Hauptstadt einstehe.

Am Morgen des 18. Juli waren die inneren Boulevards zu beiden Seiten mit einem unabsehbar langen Truppenspalier besetzt, hinter den Truppen gingen die Stadtsergeanten (les hommes de la loi) auf und ab, und auf den Trottoirs sammelten sich nach und nach Hunderttausende von Zuschauern. Die Kauf-

läden und Magazine, an welchen der Zug vorüberging, waren sämtlich geschlossen. Man bemerkte nur wenig Blousen, denn die Arbeiter hatten ihre Sonntagskleider angelegt; auch die Truppen waren in grande tenue; alle Fenster natürlich dicht besetzt, dazu das herrlichste Wetter, und überall feierliches Schweigen. Ein König hätte nicht würdiger bestattet werden können.

Municipalgardisten zu Pferde ritten voraus, hinter ihnen ging Piétri in seiner Senatorenuniform, und ganz allein. Immerhin ein Zeichen von persönlichem Mut, denn es zogen schon Orsinische Vorboten durch die Luft, und Piétri war so ziemlich der bestgehaßte Mann von Paris. Dann folgte der schlichte Leichenwagen mit dem Sarge, auf welchem ein großer, schöner, voller Lorbeerkranz lag, man sagte, es sei eine Spende der Kaiserin; sonst keine Kränze, und deshalb war der eine nur um so imposanter. Gleich hinter dem Leichenwagen fuhr die vierspännige Galakarosse des Kaisers, aber diesmal nicht leer, wie gewöhnlich bei derartigen Gelegenheiten, was, nebenbei bemerkt, nicht eben erbaulich aussieht, sondern auf den roten Atlaskissen saß der Flügeladjutant Sr. Majestät, der General Cotte, sehr selbstbewußt und würdevoll, als wäre er der Monarch in Person. Dann kam das mit Piétrischen Einladungskarten versehene eigentliche Leichengefolge, allerdings zu Hunderten und Tausenden

und unter ihnen gewiß unzählige wirklich Leidtragende; Thiers und Lamartine in erster Reihe.

Auf dem Père Lachaise, wo andere Tausende mit Kränzen warteten, wurde der Sarg in die Gruft Mannels*) beigesetzt, aber keine Rede gehalten; auch die Geistlichkeit fehlte bei dem Leichenbegängnis. Die Kränze, die von Männern, Frauen und Kindern in langer Prozession am Grabe niedergelegt wurden, trugen auf ihren Bändern allerlei Inschriften, die bei einer genauen Kontrole die kaiserliche Censur schwerlich passiert haben würden; aber man war hier klug und sah durch die Finger und ließ die Menge gewähren. Allzu scharf, macht schartig.

*) Jacques Antoine Manuel (1775—1827) war einer der bedeutendsten Parlamentsredner unter der Restauration, Mitglied der äußersten Linken und unermüdlicher Verteidiger der konstitutionellen Volksrechte und ein intimer Freund und Gesinnungsgenosse Bérangers. Bei seinem Leichenbegängnis kam es zu wilden Demonstrationen, die nur mit großer Mühe unterdrückt werden konnten. Man sah darin schon die Vorboten der Julirevolution. Er ist nicht zu verwechseln mit dem Konventsmitgliede und Jakobiner Manuel (1751—1793), der großen Anteil an dem Juni- und Augustaufstande 179 hatte. Später suchte er die Templegefangenen zu schützen, wurde des Hochverrats angeklagt und hingerichtet. — Béranger starb ohne direkten priesterlichen Beistand, obwohl der Pfarrer von Passy, sein langjähriger Freund, ihn oft auf seinem Krankenlager besuchte und ihm auch bei seinem letzten Besuche seinen Segen gab. „Beten Sie für mich", sagte Béranger, „ich will auch für Sie beten; wir haben dasselbe Ziel, nur unsere Wege sind verschieden."

„Die erhebende Leichenfeier", meldete am nächsten Morgen der Moniteur, „hat bei der wahrhaft religiösen Trauer der Bevölkerung, die gar keine anderen Gedanken aufkommen ließ, ohne jeglichen Zwischenfall stattgefunden; ganz Paris war den Tag über in gehobener Stimmung."

Mit der Schlußphrase hatte der Moniteur vollkommen recht, und nicht für den Tag der Beerdigung allein; es kam nur darauf an, in welchem Sinne die „gehobene Stimmung" zu verstehen war.

* * *

In jene Zeit fällt auch die Stiftung der Sankt Helena-Medaille*), „um", wie es in dem Dekret hieß, „den noch lebenden Soldaten, die unter Napoleon I. gedient hatten, ein dauerndes Erinnerungs- und Ehrenzeichen an jene glorreiche Epoche zu verleihen." Die Zahl derselben war weit größer, als man anfangs geglaubt, denn es meldeten sich gar viele alte Leute, an die kein Mensch mehr gedacht hatte, und die nun ihre Ansprüche geltend machten, denn mit der Medaille war eine Leibrente von 100 Franken verbunden. Nach den

*) Die Medaille ist aus Bronze, von der Größe eines gewöhnlichen Thalers und endigt oben in einer Kaiserkrone. Von einem Lorbeerkranz umrahmt, zeigt sie auf der Bildseite das bekannte Cäsarenprofil Napoleons I. und auf dem Revers die Inschrift: à ses compagnons de gloire sa der-

Taufscheinen mancher Bewerber waren dieselben schon in ihrem 14. und 15. Lebensjahre in die Armee eingetreten und hatten fast sämtliche Kriege des ersten Kaiserreichs mitgemacht, auch das Ehrenkreuz und Tapferkeitsmedaillen erworben.

In Paris und in Versailles lebten allein mehrere hundert; sie wurden dem Kaiser im inneren Tuilerienhofe vorgestellt, der von einer großen Silberschüssel die Medaillen nahm und sie den Auserwählten eigenhändig anheftete.

---

nière pensée. St. Hélène 5. Mai 1821. Das erste Exemplar erhielt der damals noch lebende Exkönig Jérôme, der das grün- und rotgestreifte Band von da an immer im Knopfloch trug.

Die Zahl der Inhaber der Helena-Medaille ist dem milit. Wochenblatte zufolge auf 13 gesunken. Diese Medaille, die 1857 gestiftet wurde, ist nur denjenigen alten Soldaten verliehen worden, die von 1792 bis 1815 mindestens zwei Jahre unter der Fahne Frankreichs gedient haben. 1869 gab es noch 43,592 Inhaber, 1877 10,540, 1880 4024, 1885 625, 1888 130, 1890 48, 1891 36 und am 1. September 1892 13. Davon ist der jüngste 1800 geboren; er hat unter Napoleon als Schiffsjunge an Bord eines Kriegsschiffes gedient; der älteste ist am 28. Juli 1786 geboren, also 106 Jahre alt; er ist Insasse des Greisenhospizes in Lyon, war noch nie krank und fühlte keine Beschwerden des Alters. Er war mit Napoleon in Aegypten und zog mit ihm über den Großen St. Bernhard; später focht er in Spanien, machte 1812 den Feldzug in Rußland mit und wurde an der Beresina durch fünf Kugeln verwundet, von denen er noch eine bei sich trägt; schließlich nahm er auch in der Kaisergarde an der Schlacht bei Waterloo teil.

Auch ein etwa zehnjähriger Knabe hatte sich eingefunden, den man anfänglich gar nicht zulassen wollte, der aber einen großen Brief vorzeigte, den er dem Kaiser persönlich übergeben müsse. Der Brief enthielt Taufschein und sonstige Certifikate eines fast achtzigjährigen Feldhüters in Melun, aus welchen zu ersehen war, daß der Mann schon die Kriege der Ersten Republik und nachher alle Feldzüge unter dem Konsulat und dem Kaiserreich mitgemacht hatte, auch die Schlacht an den Pyramiden und die Campagne in Rußland.

„Großpapa ist krank", sagte der Knabe, als der Kaiser ihn befragte, „und kann nicht selbst kommen, da hat er mir die Papiere gegeben und mich hergeschickt, um die Medaille und das Geld zu holen."

Der Kaiser gab sie ihm und ein Goldstück dazu für die Reisekosten.

„Ich soll hundert Franken mitbringen", entgegnete der kleine Bursche ganz resolut, „Großpapa hat es gesagt." Alle Umstehenden lachten und der Kaiser mit. Dann erklärte man ihm, daß die hundert Franken recht bald nachgeschickt würden, das solle er nur zu Hause melden. Damit beruhigte sich der drollige Bote, wickelte die Medaille und das Goldstück sorgfältig in sein buntes Taschentuch und bat dann noch, ob er nicht die Invaliden sehen dürfe.

„Auch das soll geschehen", sagte der Kaiser, und ein Ordonnanzoffizier brachte den Kleinen in die Kantine der Schloßwache, wo man ihn splendid traktierte und ihm dann einen Gefreiten mitgab, um ihm die Stelzfüße und das Kaisergrab zu zeigen.

Seltsamerweise kamen auch aus Deutschland, und ganz besonders aus Bayern und Württemberg, mehrfache Anmeldungen von Personen, die als ehemalige Soldaten des französischen Kaiserreiches den russischen Feldzug mitgemacht hatten, und deshalb gleichfalls die Helena-Medaille beanspruchten. Als dies durch die deutschen Zeitungen bekannt gemacht wurde, mußten die Petenten viel scharfe Worte des Tadels und sogar der Entrüstung hören; im Grunde wohl größtenteils unverdient und jedenfalls vielfach übertrieben, denn die Sache war eigentlich nur eine Frage persönlicher Eitelkeit, um so mehr, als für Nichtfranzosen die mit der Medaille verbundene Jahresrente nicht in Betracht kam. Auch lagen die politischen Verhältnisse damals ganz anders: Frankreich war ein mit allen deutschen Mächten befreundeter Staat, und Napoleon III. war bei allen europäischen Monarchen hochangesehen. Erst nach dem italienischen Feldzuge trat eine Verkühlung ein, die indes, wie wir bereits erwähnten, durch die Zusammenkunft in Baden vom Kaiser geschickt beseitigt wurde. —

In das Todesjahr Bérangers fällt auch dasjenige Cavaignacs, des einstigen Rivalen des Prinz-Präsidenten. Man lebt in Paris so schnell, und manches Ereignis, das heute und etwa noch morgen das große Publikum lebhaft beschäftigt, ist übermorgen schon wieder vergessen. So erging es auch dem ehrenwerten General, dessen Tod erst die Pariser erinnern mußte, daß er bis dahin noch zu den Lebenden gehört hatte.

Einmal freilich war er noch aus der Vergessenheit aufgetaucht, als das Lot-Departement, das er schon früher, gleich nach der Februarrevolution, in der Nationalversammlung vertreten hatte, ihn i. J. 1853 aufs neue in den Gesetzgebenden Körper wählte. Die Wahl war im Grunde nur eine Demonstration gegen die Regierung, denn man wußte die Ablehnung Cavaignacs voraus, der ja den Eid auf Kaiser und Verfassung niemals leisten würde. Und so kam es auch. Als Cavaignacs Name unter den Neugewählten aufgerufen wurde, erhob sich Ernst Picard, um einen Brief des Generals an seine Wähler zu verlesen, in welchem er ihnen für das ihm bewiesene Vertrauen dankte, aber zugleich bedauerte, demselben nicht entsprechen zu können, weil der vorgeschriebene Eid seinem Gewissen widerstreite. Man spitzte schon die Ohren, denn der Brief hätte in die nüchternen und in der Regel sehr langweiligen Verhandlungen — das ewige

Jasagen verdiente wirklich keinen anderen Namen — doch eine pikante, wenn auch natürlich erfolglose Unterbrechung gebracht, als der Präsident, damals noch Billault, dem Herrn Picard zurief: „Bemühen Sie sich nicht, Monsieur, ich werde die Vorlesung des Briefes nicht gestatten."

„Dann bleibt mir nichts übrig, als mich zu setzen", sprach Picard resigniert, „ich appelliere an die Nation!"

»A l'ordre! à l'ordre!« lärmte man auf der kaisertreuen Rechten, aber der Präsident hatte doch wenigstens den Takt, den Ordnungsruf zu unterlassen, und der Zwischenfall war erledigt.

Im Schlosse war man über Billaults Verfahren sehr ungehalten; weshalb die Gemüter reizen, wo der Bogen ohnehin nach vielen Seiten so straff gespannt war. Morny, der Nachfolger Billaults würde jedenfalls anders gehandelt und die Vorlesung des Briefes gestattet haben; die Majorität hätte dann schon den Übergang zur Tagesordnung durchgesetzt. Billaults Ungeschick verschlimmerte nur die heikle Sache und machte sie zum Stadtgespräch. Immer die Übereifrigen!*)

*) Billault wurde später Minister des Innern, mußte aber nach dem Orsinischen Attentat sein Portefeuille an Espinasse abgeben. Der Kaiser ernannte ihn darauf zum Minister ohne Portefeuille, um in der Kammer die Regierungspolitik zu vertreten. Auch auf diesem schweren Posten, hatte er wenig Glück. Er starb i. J. 1863.

Der Leichenzug Cavaignacs war ernst und feierlich. Die Regierung hatte auch hier wieder die nötigen Maßregeln getroffen, wie bei dem Begräbnis Bérangers; sie erwiesen sich indes als vollständig überflüssig, denn die Bevölkerung zeigte sich, wenn auch nicht teilnahmslos, so doch mehr neugierig als tieferregt. Sie hatte die schrecklichen Junitage von 1848 noch nicht vergessen, und doch war die Militärdiktatur des Generals damals notwendig gewesen, um Paris und Frankreich vor der äußersten Anarchie zu bewahren*). Cavaignac hatte, ohne es zu wollen, dem Prinz-Präsidenten die Wege geebnet, aber auch, ohne es zu ahnen, daß diese Wege zum Kaiserthron führen würden. Er nahm später seinen Abschied und lebte fortan still zurückgezogen im Kreise seiner Familie. Man darf wohl sagen, daß er am gebrochenen Herzen gestorben ist. Sein gerader und rechtlicher Soldatensinn konnte den Verrat des 2. Dezembers nicht überwinden.

Die Zeitungen brachten nur kurze Nachrufe; die Liberalen durften ihre aufrichtige Meinung ja doch nicht sagen, und die Regierungsblätter, der Constitutionel obenan, meinten, dem Verstorbenen, der auch eine kurze Zeitlang Gouverneur von Algerien gewesen, eine große Ehre anzuthun, wenn sie ihn mit den afrikanischen Generälen, Saint-Arnaud, Canrobert u. a.

*) Vergl. Bd. I., S 85 und 105.

verglichen. Der letztere mochte noch allenfalls angehen, aber Saint-Arnaud und Cavaignac mit demselben Maße zu messen, schien sogar manchem Bonapartisten zu stark. —

Damit schließen wir diesen Rückblick und wenden uns wieder dem Jahre 1861 zu, das noch ein wichtiges Ereignis brachte, welches wir nicht unerwähnt lassen dürfen.

Neuntes Kapitel.

Die kriegerische Jugend Frankreichs unter dem Zweiten Kaiserreich. — Christenverfolgungen in Damaskus. — Der syrische Feldzug. — Abd-el-Kader. — Schlußbetrachtung.

Das ganze vorhergehende Kapitel enthielt nichts von kriegerischen Unternehmungen, so daß man fast hätte glauben können, die oft verheißene Friedensära sei endlich für Frankreich angebrochen. Leider war dies nicht der Fall und sollte überhaupt während des ganzen Kaiserreiches nicht der Fall sein.

Napoleon III. hatte sich ja, wie wir schon früher bemerkten, in seiner Kaiserrede auf dem historischen Bankett zu Bordeaux am 12. Oktober 1852 versprochen und für l'épée la paix gesagt, mithin nur den Vokal verändert, aber dieses é für a ließ Frankreich unter seiner Regierung niemals zur Ruhe kommen und kostete dem Herrscher selbst zuletzt seinen Thron.

In jener Zeit jedoch, zu Ende der fünfziger Jahre, galt Frankreich noch in ganz Europa, man könnte fast

sagen, in der ganzen Welt, für einen Militärstaat ersten Ranges, und der siegreiche italienische Feldzug hatte nur dazu beigetragen, den Nimbus zu erhöhen. Daß derselbe ein trügerischer war, sollte erst das folgende Decennium zeigen. Damals dominierte das Militär in allen Kreisen, und bei Hofe hatte jeder General stets den Vorrang vor den höchsten Magistratspersonen und Civilbeamten, selbst vor den Senatoren, unter denen sich übrigens sehr viele hohe Epauletten befanden.

Der militärische Geist machte sich auch sonst überall geltend; er trat schon in der Jugenderziehung deutlich hervor, und es ist nicht uninteressant, einen kurzen Blick darauf zu werfen.

Jedes Lyceum oder Collège, der französische Name für unsere Gymnasien, war und ist es heute erst recht, vollständig auf militärischem Fuß eingerichtet*). Zugleich sind diese Anstalten, besonders in

*) Unter der jetzigen Republik ist dies in noch erhöhtem Maße der Fall, denn man hat bekanntlich in fast allen größeren Schul- und Erziehungsanstalten sogen. Schülerbataillons eingerichtet, wo die vollständig uniformierten und mit kleinen Seitengewehren ausgerüsteten Knaben regelrecht von alten gedienten Unteroffizieren einexerziert werden. Alles im Hinblick auf die dereinstige Revanche, von welcher jeder zehnjährige Junge schon träumt und darin von seinen Eltern bestärkt wird. In letzter Zeit ist aber soviel Mißbrauch damit getrieben worden, daß eine Beschränkung not

der Provinz, Pensionate, und so genau nach einem vorgeschriebenen Schematismus eingerichtet, daß man, wenn man eine von ihnen besucht und sie sich näher angesehen hat, alle kennt.

Trommelschlag weckt die Zöglinge am frühen Morgen, eine Viertelstunde ist für Waschen und Ankleiden bestimmt, und in Reih und Glied ziehen dann die verschiedenen „Divisionen" in die Studiensäle und von da ebenso ins Refektorium zu den Mahlzeiten und in die Klassen. Überall herrscht eine kasernenartige Disciplin, sogar auf den Spielplätzen mit ihren verschiedenen Abteilungen.

Am deutlichsten zeigt sich dies an den Ausgangstagen, jours de promenade, Donnerstags und Sonntags. Alle tragen dann die vorgeschriebene Uniform, dunkelblau mit blanken Knöpfen, die Tunika bis an den Hals geschlossen und dazu das Käppi; bei vielen sieht man auf dem linken Arm rote Querstreifen, das sind die Korporale und Sergeanten, einzelne tragen auch Ordenszeichen, die von fern den Ehrenlegions-

wendig wurde; doch in den Köpfen der gesamten französischen Schuljugend steckt einmal der soldatische Geist mit dem Revanchegedanken und ist nicht zu unterdrücken. Sogar in den Mädchenschulen wird ein ähnlicher Sport getrieben: die Kinder erhalten Anweisung im Charpiezupfen, in der Anfertigung von Verbandstücken und sogar Vorträge über die Pflege der Verwundeten im Felde und in den Lazaretten.

kreuzen gleichen; die Träger sind diejenigen Schüler, die in der Woche am fleißigsten gewesen und sich am besten betragen haben. Der Eifer unter ihnen ist groß, um einen solchen Orden zu gewinnen, der in den höheren Klassen auch auf Monate verliehen wird.

Ein Schüler, dem der Orden wegen eines Vergehens vor Ablauf der bestimmten Frist abgenommen wird, steht da wie ein kassierter Offizier, und wer ihn sich draußen unberechtigt anhängt, wenn er z. B. Sonntags seine Eltern besucht, wird schwer bestraft. *)

An bestimmten Tagen sah man dann lange Schülerkolonnen, zwei und zwei und im strammen Soldatenschritt durch die Straßen marschieren, und erst, wenn sie draußen im Freien waren, erschallte das Kommandowort: rompez les rangs! und die jugendliche Soldateska lief erlöst auseinander. Ein Hornsignal, oder was es sonst war, rief sie nach einigen Stunden wieder zu-

*) So war es zur Kaiserzeit, aber nach dem Wilsonschen Ordensschacher unter Grévy kamen auch die Schülerorden zur Sprache, und der Unterrichtsminister beschloß ihre Abschaffung. Er erhielt jedoch so zahlreiche Petitionen von den Direktoren, welche diese Ordensverleihungen en miniature als den besten Sporn zum Fleiß bezeichneten, daß er nachgeben mußte und nur das Tragen außerhalb der Anstalten untersagte. Wenn man bedenkt, wie in Frankreich die Großen auf die Ehrenlegion erpicht sind und Gott weiß was daransetzen, um endlich die „Dekoration" (der Ausdruck ist sehr bezeichnend) zu erlangen, so sollte man wirklich den Kleinen auch ihr Spielzeug lassen.

sammen, und dann ging es in die Stadt zurück wie sie gekommen.

So wurde der heranwachsenden Generation des französischen Kaiserreiches der militärische Geist frühzeitig eingeimpft, und der kaum vierjährige zukünftige Herrscher — der Mensch denkt, und Gott lenkt — blieb auf der Bahn des Ruhmes . . . . es war freilich die allererste und allerkleinste Etappe, nicht zurück.

Er marschierte mit einigen gleichalterigen Spielkameraden im reservierten Teil des Tuilerienparkes unter den Fenstern des väterlichen Arbeitszimmers auf und ab und salutierte ehrerbietig hinauf, wenn der Herr Papa zufällig hinunterschaute. Oder das Bürschchen stellte sich auch mit seiner Truppe vor die wachehaltenden Grenadiere auf der Terrasse, die bei seinem Nahen das Gewehr anzogen und präsentierten: die alten Graubärte vor dem winzigen Knirps! Sie lächelten dabei, denn die Zeiten des kleinen Königs von Rom schienen wiedergekommen zu sein, von denen ihre Väter, die mit bei Austerlitz und Eylau gewesen, ihnen so oft erzählt hatten. Durch die hohen hundertjährigen Baumwipfel des Parkes ging ein Säuseln wie von unbekannten Stimmen, vielleicht ein mahnendes Zukunftswort, aber sie verstanden die Stimmen nicht.

* * *

Wenn nun schon die Jugend solchergestalt mit Kriegsgedanken erfüllt war, um wieviel mehr die Erwachsenen, und vollends die Armee selbst Hatte doch der Kaiser nach seiner Rückkehr aus dem italienischen Feldzuge offen gestanden, wie schwer es ihm geworden sei, das stets nach neuen Siegen lüsterne Heer zu beschwichtigen und dem Drängen, auch von seiten der Generäle, einen Damm, und zwar einen Friedensdamm, entgegenzusetzen; aber den kriegslustigen Geist, der wieder in das Heer eingezogen war, konnte er nicht bändigen. Wurden doch schon damals Stimmen laut, die auf die Rheingrenzen hinwiesen, die Frankreich nach Waterloo nur durch Verrat verloren hatte. Verrat spielte bekanntlich von jeher bei allen Niederlagen der französischen Heere eine Hauptrolle.

Man konnte wirklich auf die Armee des Zweiten Kaiserreiches die Worte des Dichters Kopisch anwenden:

„Dies Volk will Arbeit haben,
Sonst wird es schlimm."

Eine neue kriegerische Expedition, gleichviel wohin, würde auch zugleich die Gedanken der großen Massen der Bevölkerung wieder beschäftigen und sie heilsam ablenken von so manchen anderen Reformen und Zugeständnissen im Innern, die noch immer der verheißenen Lösung harrten und noch immer ausblieben.

Da kamen plötzlich wie gerufen die Nachrichten von dem Aufstand der Drusen und Maroniten in Syrien und den damit verbundenen entsetzlichen Christenverfolgungen in Damaskus, deren Opfer bereits nach vielen Hunderten zählten*).

Wenn je eine bewaffnete Intervention von seiten Frankreichs im Auslande gerechtfertigt erschien, so war es die syrische Expedition. Ein Notschrei ging durch das christliche Europa, als jene Thatsachen bekannt wurden, und die allgemeine Entrüstung richtete sich zunächst gegen die Pforte in Konstantinopel, die nicht gleich von vornherein mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln den Gräueln energisch vorgebeugt hatte.

Die alten Schäden und Miseren der türkischen Mißwirtschaft traten wieder deutlich zu Tage, deshalb war von dorther keine durchgreifende Abhülfe und noch weniger eine exemplarische Bestrafung der Schuldigen zu erwarten; vollends im vorliegenden Falle nicht, wo der wilde Fanatismus der Mohammedaner und der mit ihm verbundene Christenhaß im Spiel

*) Die Drusen und Maroniten sind keine reinen Mohammedaner, sondern haben eine besondere Religion, die sich aus den Glaubenslehren des Islam und des Christentums zusammensetzt. Namentlich ist dies bei den letzteren der Fall. Beide Stämme bekriegten sich von jeher; nur in ihrem Haß gegen die Christen stimmten sie stets überein, und die Drusen, der weitaus mächtigere Stamm, gaben auch i. J. 1860 zu den Verfolgungen und Metzeleien d.e Losung.

waren. Denn man täusche sich nur nicht, dieser Fanatismus ist stets derselbe und wird es stets bleiben, nur wird er durch äußeren politischen Zwang und durch die gewaltige Machtstellung der christlichen Staaten gebändigt; zeigt sich aber eine günstige Gelegenheit, so bricht er wild hervor und um so wilder, je strenger und andauernder die Fesseln waren, die man ihm auferlegt hatte.

Auch bietet die Lage der Christen in der europäischen Türkei, und besonders in Konstantinopel selbst, nicht im entferntesten einen richtigen Maßstab für diejenigen im türkischen Asien. In der Hauptstadt des großen Osmanenreiches, die zugleich der Sitz der Vertreter sämtlicher christlichen Staaten Europas ist, herrscht unleugbar große Toleranz gegen Andersgläubige, aber keineswegs als das Produkt einer aufgeklärten Gesetzgebung, sondern einzig und allein aus politischen Rücksichten, und zwar aus Furcht vor sofortigen energischen Recriminationen. Wo diese Furcht fehlt, wie in der asiatischen Türkei, hat der Fanatismus freies Spiel.

Von dem Tage an, wo in Paris die Berichte über das Blutbad in Damaskus eintrafen, beschloß Napoleon III. eine unverzügliche bewaffnete Intervention, und alle bei den europäischen Kabinetten beglaubigten französischen Botschafter und Gesandten

wurden durch eine motivierte Circulardepesche zur einfachen Notifikation dieses Entschlusses angewiesen. Von diplomatischen Verhandlungen mit den üblichen Verschleppungen wurde abgesehen. Anstandshalber ging auch der Pforte die Notifikation zu; bloß der Form wegen, denn die dortigen Intriguen hätten nur Steine in den Weg getragen.

Wie berechtigt diese letztere Ansicht war, zeigte die bald darauf erfolgte Antwort des Divans an das gesamte diplomatische Corps in Konstantinopel, in welcher die beabsichtigte französische Expedition entschieden gemißbilligt wurde. Die Begründung war eigentümlicher Art, echt türkisch. Das Resultat, meinten die Minister des Sultans, könnte sowohl für die Christen, als auch für die Mohammedaner gleich verderblich werden, denn während der Pacifizierung in Syrien würde an anderen Orten des türkischen Reiches nur ein um so blutigerer Kampf zwischen beiden Parteien entbrennen. Für die Bestrafung der Schuldigen würde die Pforte schon selbst sorgen. Man kannte diese Phrase und wußte, was sie bedeutete.

Napoleon hatte aber mittlerweile schon seinen alten Freund Palmerston gewonnen, und Österreich und Rußland sandten gleichfalls ihre Zustimmung, denn der Kaiser hatte feierlich erklärt, daß er keine Eroberung, oder eine sonstige Suprematie in Syrien be-

zwecke, sondern einzig und allein die dortigen Christen schützen und für die Zukunft sicher stellen wolle.

Als die Pforte sah, daß Frankreich Ernst machte, sandte sie Fuad-Pascha mit 4000 Mann hinüber, der wegen des kürzeren Weges vor den Franzosen in Damaskus ankam und strenges Gericht hielt, oder doch halten sollte. Der damalige Gouverneur der Stadt, Achmed-Pascha, wurde abgesetzt und derjenige von Beirut, Kurschid-Pascha, desgleichen, und beide wurden sofort nach Konstantinopel geschickt, um sich dort vor dem Divan zu verantworten. Später mußten sie aber den Rückweg antreten, um sich der internationalen Untersuchungskommission zu stellen. Achmed-Pascha wurde kriegsgerichtlich erschossen, was ihm jedenfalls in Konstantinopel nicht passiert wäre, und mit ihm ein Dutzend Beys und andere höhere Offiziere, die erwiesenermaßen den Drusen die Christen in die Hände geliefert hatten. Kurschid-Pascha kam mit dem Leben davon und wurde verbannt.

Gegen tausend Mohammedaner hatte man sofort eingekerkert, von denen gegen hundert ebenfalls erschossen wurden; sie gehörten fast sämtlich den untersten Volksklassen an, und den meisten von ihnen konnten Mord und Plünderung leicht nachgewiesen werden, indes mag auch mancher Unschuldige darunter gewesen sein. Es wurde eben nach Art der türkischen Rechts-

pflege summarisch verfahren: man decimierte einfach die Arrestanten und verurteilte sie en bloc.

Eine einzige noble Figur trat inmitten dieser Gräuel und Anarchie leuchtend hervor: Abd-el-Kader, dessen wir schon im ersten Bande gedachten*). Sofort beim Beginne des Aufstandes und bei den ersten Anzeichen einer Gefahr für die christliche Bevölkerung von Damaskus hatte er energische Vorkehrungen zu ihrem Schutz getroffen. Leider fand er weder beim Gouverneur noch bei den höheren Beamten die nötige Unterstützung, und die schwache Garnison war vollends unzuverlässig. Fanatischer Christenhaß beseelte alle, und halbverrückte Derwische, die bekanntlich im Orient vom Volk als Heilige verehrt werden, schürten die Flammen und predigten den Kriegszug des Halbmondes gegen das Kreuz.

Abd-el-Kader hatte seinen Palast in eine kleine Festung verwandelt, und etwa 60 treue und tapfere Diener und Sklaven standen zur Verteidigung bereit. Waffen und Munition waren reichlich vorhanden und Lebensmittel desgleichen, um eine Belagerung auszuhalten. Viele Hundert Christen, Männer, Frauen und Kinder, waren schon beizeiten hineingeflüchtet, ihre Menge vergrößerte sich mit jedem Tage, zuletzt zählte man gegen 800 Personen. Die blutdürstigen

*) Seite 353.

Aufrührer tobten vor den Thoren, wagten auch wohl einen Schuß in die Fenster hinein, der von den Dächern doppelt und dreifach erwidert wurde, aber zu einem wirklichen Sturm kam es nicht, denn ihre Verehrung für den Emir, der wegen seiner Mildthätigkeit überall beliebt war und obendrein für einen Freund des mächtigen Franzosenkaisers galt, siegte selbst über ihren Fanatismus. Auf der Kuppel des Palastes wehte neben dem türkischen Halbmond die Trikolore: eine drohende Warnung, denn die französische Flotte zeigte sich bereits am nordwestlichen Horizont des Mittelmeeres. Sie war am 8. August in Toulon unter Segel gegangen (um den nautischen Ausdruck beizubehalten, denn sie bestand fast nur aus großen Regierungsdampfern) und ihre ersten Salutschüsse auf der Reede von Beirut, am Abend des 16. August, verkündeten die Erlösung.

Das Feldlager von Chalons hatte die Truppen, etwas über 8000 Mann, geliefert, und der Kaiser war auch hier seiner Gewohnheit treu geblieben, indem er ihnen eine Proklamation mit auf den Weg gab, die, weit mehr als seine früheren, ein sympathisches Echo in ganz Europa fand:

„Soldaten Frankreichs! Ihr geht nach Syrien, und die ganze Christenheit ist erfreut über eine Expedition, die keinen anderen Zweck hat, als der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit zu dienen.

Ihr sollt keinen Krieg gegen irgend eine Macht führen, sondern nur dem Sultan euren Arm leihen, um seine vom Fanatismus früherer Jahrhunderte verblendeten Unterthanen wieder zum Gehorsam zurückzubringen.

Das ferne Land, das ihr betreten werdet, ist voll großer Erinnerungen; ihr seid die würdigen Nachfolger jener Helden, die dort das Banner des Kreuzes schon einmal so glorreich entfaltet haben.

Eure Zahl ist nicht groß, aber euer Mut und der Zauber eures Namens sind um so größer, denn wo die Welt heute die französischen Fahnen vorbeiziehen sieht, weiß sie, daß dieselben eine große Sache vertreten und der Geist einer großen Nation sie begleitet."

Das war noch eine Zeit, wo Frankreich durch den Mund seines Herrschers so sprechen durfte und wo die öffentliche Meinung in Europa sich nicht gegen solche Worte auflehnte, sondern dieselben sogar, wie es diesmal der Fall war, freudig begrüßte!

Man konnte hier leicht zwischen den Zeilen lesen, denn sie enthielten eine doppelte Anspielung, einmal auf die Kreuzzüge, und dann die noch näher liegende auf die ägyptische Expedition unter Bonaparte.

Das Erscheinen der französischen Truppen auf syrischem Boden, und vollends in Damaskus selbst, verbreitete einen heilsamen Schrecken, und die Drusen, die Anstifter der Greuel, flüchteten in die Berge des Libanon. Dorthin verfolgte sie der Höchstkommandierende der Expeditionsarmee, der General d'Hautpoul,

beging aber dabei den großen Fehler, sich mit den türkischen Truppen unter Fuad-Pascha zu vereinigen, der die Druſen überall, wo es ging, durchschlüpfen ließ, so daß die Hauptschuldigen entkamen.

In Damaskus war die Ruhe bald wiederhergestellt, und Abd-el-Kader wurde nun der Held des Tages. Wo er, und meist im Gefolge von zahlreichen französischen Offizieren, erschien, begrüßte man ihn mit hellem Jubel, und sein Palast füllte sich vom Morgen bis zum Abend mit Besuchern aller Stände, die ihm ihre Huldigungen darbrachten. Auch alle angesehenen Mohammedaner, die während der Schreckenstage ängstlich in ihren Häusern geblieben waren, fanden sich ein und priesen den Emir mit lauten Segensworten, denn er hatte das erste und heiligste Gebot des Propheten, die Gastfreundschaft, mit Gefahr seines Lebens erfüllt; ein Ruhmestitel wie kein anderer und wie der Koran selbst sagt, „der goldene Schlüssel zur Pforte des Paradieses."

Von allen Seiten erhielt der Gefeierte prächtige Geschenke, von denen viele nach orientalischer Sitte in langer Prozession mit Musik und hellbrennenden Laternen in seinen Palast getragen wurden, was freilich auch von seiner Seite wieder Gegengeschenke in Form beträchtlicher Trinkgelder (der ewige Backschisch der Orientalen!) erforderte.

Napoleon III. schickte ihm einen eigenhändig geschriebenen herzlichen Brief und lud ihn freundlich ein, nach Paris zu kommen, um den kaiserlichen Dank in Empfang zu nehmen, und eine Anzahl hochangesehener Pariser Damen meldeten ihm, daß sie für ihn einen Gebetsteppich aus eitel Gold und Perlen stickten, den eine aus ihrer Mitte erwählte Deputation persönlich überbringen würde. Das Letztere aber war überflüssig, denn schon im nächsten Jahre folgte Abd-el-Kader der Einladung und erschien, von einigen seiner Getreuen begleitet, in Paris, wo er eine glänzende Aufnahme fand. Er wurde im pavillon de Marsan logiert, und der Kaiser verlieh ihm in feierlicher Audienz das Großkreuz der Ehrenlegion und erhöhte noch dazu die ihm von Frankreich gewährte Pension auf 100 000 Franken.

Bei dieser Gelegenheit überreichten ihm dann auch die Damen den kostbaren Teppich, nachdem derselbe einige Tage lang in einem Schaufenster der rue de la paix zur Ansicht des Publikums ausgestellt gewesen. Auf diesem Teppich verrichtete von der Zeit an der Emir, das Antlitz nach Mekka gewendet, seine täglichen Gebete.

So kehrte Abd-el-Kader, mit Ehren und Auszeichnungen überhäuft, wieder nach Damaskus zurück, stets ein treuer Freund Frankreichs und des Kaisers,

dessen Sturz er noch eine Reihe von Jahren überlebte, denn er starb erst i. J. 1883. —

Der General d'Hautpoul, ein tüchtiger Soldat, aber zugleich ein etwas phantastischer Kopf, hatte inzwischen die Felsenthäler des Libanon durchzogen und machte gar keine Anstalten, nach Damaskus und nach Frankreich zurückzukehren. Er hatte die kaiserliche Proklamation nicht vergessen: „Syrien, das Land großer Erinnerungen", besonders für Frankreich, und meinte, was der erste Bonaparte im Orient gethan, der sogar einen Feldzug nach Indien gegen die Engländer geplant haben soll, könne der zweite vielleicht gleichfalls ausführen, natürlich nur in Bezug auf Syrien, und mehr noch auf Kleinasien, um dort festen Fuß zu fassen.

Die Gelegenheit war günstig, denn die Franzosen waren ja bereits an Ort und Stelle, und auch an einem Vorwand zum bleiben fehlte es nicht, denn die Lage der dortigen Christen war, trotz der unterdrückten und schwer geahndeten Verfolgung, noch immer eine bedrohliche und verlangte weiteren und dauernden Schutz.

So philosophierte der gute General und dachte sich im Geiste wohl schon als Gouverneur einer französischen Provinz in Syrien oder Kleinasien, denn für den anderen Passus der Proklamation, der jede Eroberung,

oder jeden Gebietserwerb energisch ablehnte, schien er gar keine Gedächtnis zu haben*).

Wie dem auch gewesen sein mag, der verlängerte Aufenthalt der französischen Truppen im Libanon erregte schließlich Bedenken bei den europäischen Kabinetten, vornehmlich in Petersburg und London. Rußland war für eine Durchkreuzung seiner von jeher offen und geheim verfolgten Pläne auf Konstantinopel besorgt, und England wegen einer möglichen Präponderanz Frankreichs im Mittelmeer. Beide Kabinette schickten deshalb vertrauliche Noten nach Paris und baten um Aufklärung. Napoleon, der (wenigstens damals noch) immer zur rechten Zeit innezuhalten wußte, gab eine Antwort, die alle Besorgnisse zerstreute und erließ zugleich an den General d'Hautpoul den Befehl, den Libanon zu verlassen und nur den Küstenstrich von Beirut zu besetzen, um sich später nach Frankreich einzuschiffen.

*) Der seltsame Plan entbehrte jeder ernsteren Grundlage, und wir erwähnen ihn hier auch nur, weil er damals gerüchtweise durch ganz Paris zog und in den politischen Kreisen lebhaft besprochen wurde. Der Kaiser selbst mag vielleicht einen ähnlichen Gedanken gehabt haben, denn er war sehr verlockend und soll auch einmal in einer vertraulichen Sitzung des Geheimrates zur Sprache gekommen sein, aber es blieb bei dem Gedanken. Die »Indépendance« brachte sogar einen längeren Artikel darüber, dessen Abdruck natürlich sofort verboten wurde.

Vorher hatte die Pforte aber noch eine kleine Rechnung zu berichtigen, denn die französische Regierung verlangte, im Einverständnis mit der internationalen Kommission, zehn Millionen Franken als Entschädigungssumme für die an den Christen verübten Mordthaten, Plünderungen und Räubereien. Frankreich begnügte sich, nach dem ‚Moniteur', wie immer, so auch hier, mit dem Bewußtsein, für die Bekenner des Kreuzes sein siegreiches Schwert gezogen zu haben.

Eine Abrechnung mit der Pforte zieht sich bekanntlich stets sehr in die Länge, wenn sie nicht ganz illusorisch wird, was auch schon vorgekommen ist, und es bedurfte einer starken Pression von französischer Seite, um den Beherrscher der Gläubigen zur Zahlung an die Ungläubigen zu bewegen.

Trotzdem verstand es der Divan, durch geschickte diplomatische Verhandlungen mit den anderen Kabinetten, die Regulierung soweit hinauszuschieben, daß die französische Occupationsarmee erst im Sommer des nächsten Jahres 1861 zurückkehren konnte.

Die türkische Regierung erlangte dadurch keinen Vorteil, denn die Entschädigungssumme wurde schließlich noch erhöht und die Bedingungen, die man der Pforte zur künftigen Sicherheit der christlichen Bevölkerung in Syrien auferlegte, waren noch umfassender und strenger.

* * *

So sind wir fast am Ende des ersten Decenniums des zweiten napoleonischen Kaiserreiches angelangt und haben entschieden die glänzendste und — wenn der Ausdruck nicht etwa zu hoch klingt — auch die ruhmvollste Zeit desselben hinter uns. Glänzend, wie wir schon mehrfach bemerkt haben, nach außen vor der ganzen Welt, und ruhmvoll im Innern, für die Franzosen selbst. Die Machtstellung Frankreichs, den anderen europäischen Staaten gegenüber, war noch ungeschwächt, sein kriegerisches Prestige war im Gegenteil durch glückliche, siegreiche Feldzüge von Jahr zu Jahr gewachsen, und die Person des Kaisers selbst war noch immer eine hochangesehene im Rate der Monarchen.

Auch in der Regierung und Verwaltung seines eigenen Landes konnte man ihm die Anerkennung nicht versagen. Es war ihm gelungen, die anarchischen Elemente niederzuhalten und vielfach sogar zu vernichten; mit dem Orsinischen Attentat war die eigentliche Verschwörungsepoche gegen sein Leben abgeschlossen. Was später noch auf diesem Gebiete sich zutrug, waren im Vergleich zu den früheren Mordanschlägen unbedeutende Kleinigkeiten, oft, wie man behauptete, von der Polizei in Scene gesetzt, um die stets andauernden scharfen Sicherheitsmaßregeln zu beschönigen.

Auch die geheimen Gesellschaften stellten vielfach ihr Treiben ein, oder wurden doch dergestalt überwacht, daß sie sich ruhig verhalten mußten; denn nach wie vor stand im Hintergrunde noch immer das Gespenst der Deportation, nur jetzt nicht mehr so offenkundig, sondern von einem Vorhang verhüllt, den aber der leiseste gefährliche Luftzug in die Höhe heben konnte. Die verhaßten Ausnahmegerichte, die sich nur wenig vom Standrecht unterschieden, waren längst aufgehoben, aber die ordentlichen Gerichtshöfe verurteilten in „staatsgefährlichen" Fällen kaum minder scharf und unerbittlich. Die gesamte Magistratur war eben kaiserlich gesinnt.

Selbst die Tagespresse durfte sich etwas freier bewegen, und die liberalen Blätter, wie »Siècle« und »Liberté«, riskierten wirklich manchmal eine bescheidene und sehr maßvolle Kritik irgendeiner neuen Regierungsmaßregel, und bekamen, o Wunder! kein Avertissement. Am nächsten Morgen erschien dann wohl ein feiner Herr in dem Privatkabinett des Monsieur Havin, des Chefredakteurs des erstgenannten Blattes, und zeigte die ominöse grüne Karte, durch welche er sich als Sicherheitsbeamten legitimierte, und überbrachte einen höflichen Gruß von Piétri oder vom Minister des Innern, mit der Bitte, die freie Meinungsäußerung etwas zu beschränken, um sich keinen Un-

annehmlichkeiten auszusetzen. Monsieur Havin verstand den Wink und legte sich die gewünschte Zurückhaltung auf.

Auch im Gesetzgebenden Körper wehte in den letzten fünfziger und zu Anfang der sechziger Jahre eine etwas weniger drückende Luft. Durch Mornys Vermittelung, der mit großem Geschick dem napoleonischen Absolutismus ein liberales Mäntelchen umzuhängen wußte, wurde der Kammer das Recht der Adresse als Antwort auf die Thronrede und ebenfalls das Recht der Interpellation zurückgegeben, was unleugbar den geistigen Zwang, unter welchem die Körperschaft bis dahin gelitten, wesentlich milderte. Männer wie Thiers, Jules Favre, Erneste Picard und, nicht zu vergessen, Ollivier (der spätere Minister „mit dem leichten Herzen", aber damals noch zur Opposition gehörend) konnten zu Worte kommen und sich endlich das Herz erleichtern. Die Zeitungen durften die Kammerverhandlungen nach ihrer eigenen Redaktion wiedergeben und waren nicht mehr gezwungen, einfach den Wortlaut des ‚Moniteurs' abzudrucken — alles Konzessionen, welche die kaiserliche Regierung notgedrungen der öffentlichen Meinung machen mußte, besser gesagt, welche der Kaiser machen mußte, um sich seine, nach mehr als einer Richtung hin, ziemlich schwankend gewordene Popularität zu bewahren und womöglich zu erhöhen.

Handel und Wandel blühten im ganzen Lande, und besonders hatte das industrielle Leben in Paris selbst einen gewaltigen Aufschwung genommen. Die ungeheuere Hauptstadt mit ihren fleißigen und geschickten Arbeitern, die nach Hunderttausenden zählten, versorgte noch immer die halbe Welt, trotz der europäischen und nordamerikanischen Konkurrenz, mit ihren Erzeugnissen aller Art, die unter dem gangbaren Namen »articles de Paris« ihren alten Ruf behaupteten. Die Ernten waren in den letzten Jahren sehr günstig ausgefallen, der Weinbau hatte sich längst von den Schlägen der verheerenden Traubenkrankheiten erholt, und das edelste Gewächs, das Frankreich allein besitzt, der „Bordeaux", ging wieder nach allen Himmelsgegenden hinaus und brachte reichen Gewinn.

Paris hatte ferner durch seine nie ruhenden und großartigen Neubauten (schon i. J. 1858 zählte man über 8000 neue, meist vier- und fünfstöckige Häuser) die Losung für alle größeren Städte Frankreichs gegeben, die sämtlich mit der Metropole, und oft in sehr glücklicher Weise, rivalisierten, und viele Hundert Gemeinden in den Departements erhielten neue Schul- und Gotteshäuser.

Noch immer schützte der mächtige Arm des Kaisers den Papst auf seinem schwankenden und von dem jungen, kaum konsolidierten italienischen Königreich

unaufhörlich bedrohten Thron, und das Tuilerienkabinett machte seinen ganzen Einfluß in Florenz geltend, um wenigstens das schlimmste von Rom abzuwenden.

Die Armee, die selbst auf Friedensfuß und trotz der immer verheißenen Reduktionen, über 400 000 Soldaten aller Waffengattungen zählte, hielt treu zu ihrem Kriegsherrn und der Kaiser zu ihr, denn sie, und nur sie allein, war die solideste Stütze seiner Herrschaft und die sicherste Garantie für die Fortdauer seiner Dynastie. Sogar den sehnlichsten seiner Wünsche hatte der Himmel erfüllt und ihm einen Thronfolger gegeben, der vielverheißend heranwuchs. Wie sein Oheim in dem kleinen König von Rom den Zukunftsstern der Napoleoniden erblickte, so der Neffe im kaiserlichen Prinzen, und der Staatsakt war bereits aufgesetzt worden, welcher der Kaiserin Eugenie die Vormundschaft und Regentschaft übertrug, wenn der Kaiser, der bereits an dem Leiden, dem er später erlag, zu kränkeln begann, frühzeitig sterben sollte. So glaubte er auch die Zukunft seines Herrscherhauses und Frankreichs gesichert zu haben.

Die französischen Staatsfinanzen standen noch immer relativ günstig, trotz der vielen Anleihen, die bereits i. J. 1859 nach dem Budgetausweis, der bei weitem nicht alles sagte, gegen anderthalb Milliarden

betrug. Das auf allen Erwerbsgebieten so reichgesegnete Land produzierte in staunenswerter Fülle, und große industrielle Unternehmungen, meist Aktiengesellschaften, brachten einen Aufschwung des Kapitals, wie man ihn in den glänzendsten Jahren des Julikönigtums nicht annähernd erlebt hatte.

Leider ging damit die Spekulation, die nur zu oft in Börsenschwindel ausartete, Hand in Hand; alle Welt spielte in Papieren: Herzöge, Fürsten und Grafen, darunter Herren vom ältesten französischen Adel, und die höchsten Würdenträger machten in Geldgeschäften, bis herab zu den kleinsten Wechselagenten und Coulissiers, und es war gar nichts Seltenes, auf irgend einem zierlichen Tischchen in den Tuilerien die Kurszettel der Hausse und der Baisse zu finden. Es war wie eine Losung, die man sich gegeben, schnell reich zu werden, als könne die Herrlichkeit nicht mehr lange dauern und als müsse man sich beeilen, die launische Glücksgöttin im Vorüberfliegen am Mantelsaum zu fassen.

Das war eine der großen socialen Krankheiten des Zweiten Kaiserreiches, die noch manche andere in ihrem Gefolge hatte: den unsinnigen, maßlosen Luxus, die stets sich steigernde Sittenverderbnis, der äußerlich glänzende und innerlich hohle Schein und mit ihm der gänzliche Mangel einer höheren moralischen Kraft,

ohne welche auch die geschickteste und vom Glück noch so sehr begünstigte Hand ein Staatsgebäude auf die Dauer nicht zusammenhalten und noch weniger befestigen kann.

Und das war es auch, was während der ganzen Kaiserzeit bleischwer in der Luft lag, wie die Mahnung eines bösen Gewissens; den großen Massen freilich mehr unbewußt und unklar und bei ihrer Leichtlebigkeit unterschätzt, wo nicht hinweggespottet, was aber doch nicht zu bannen war und was vielleicht keiner im ganzen Lande so tief und eindringlich fühlte, wie der Kaiser selbst.

Ende des zweiten Bandes.